This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

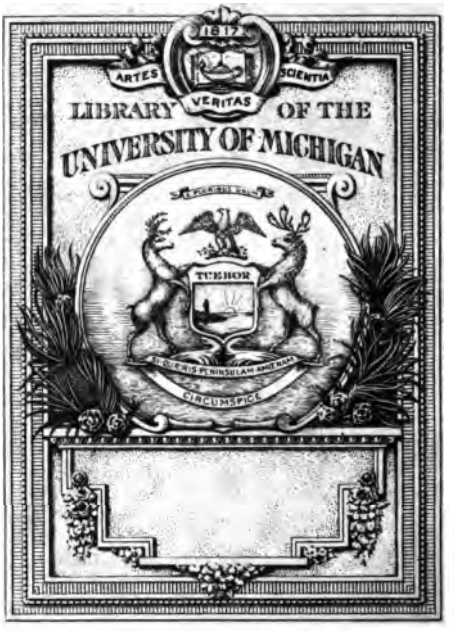
Über Google Buchsuche

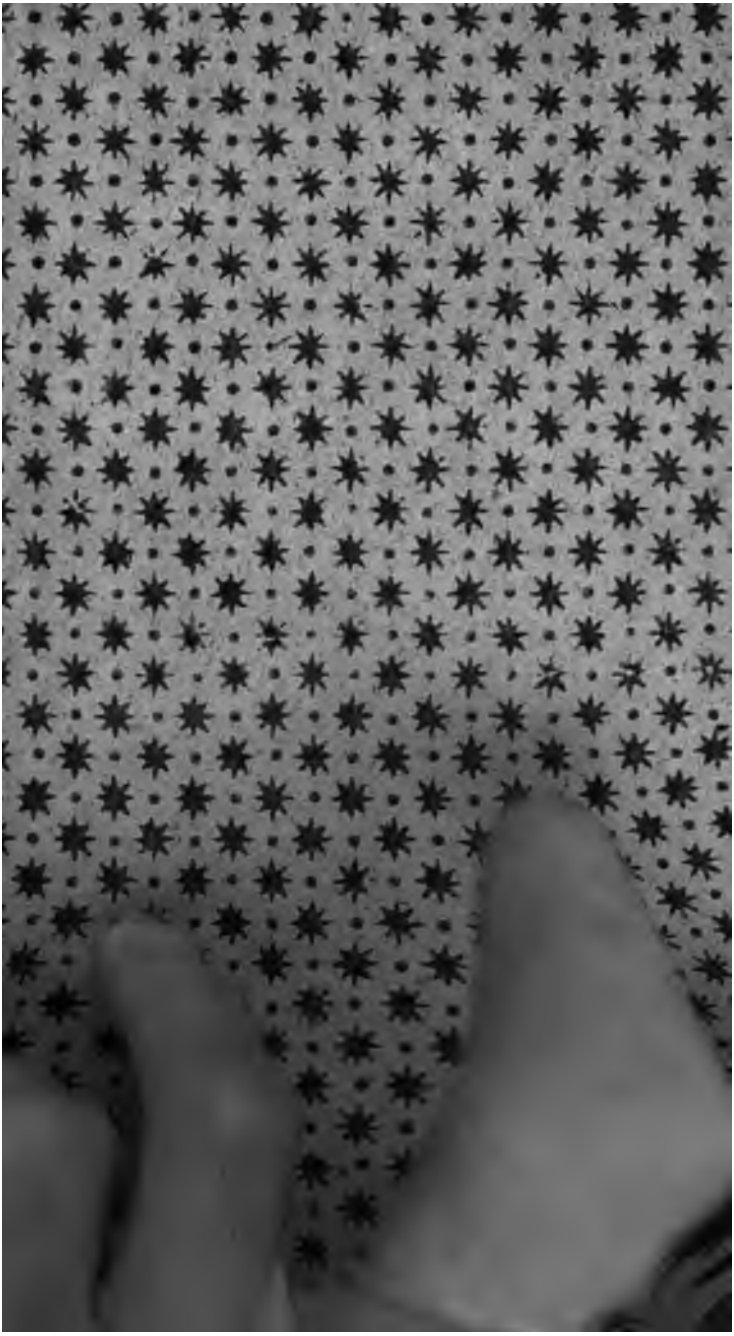
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

ıton Weiser

r. 5017

Wien

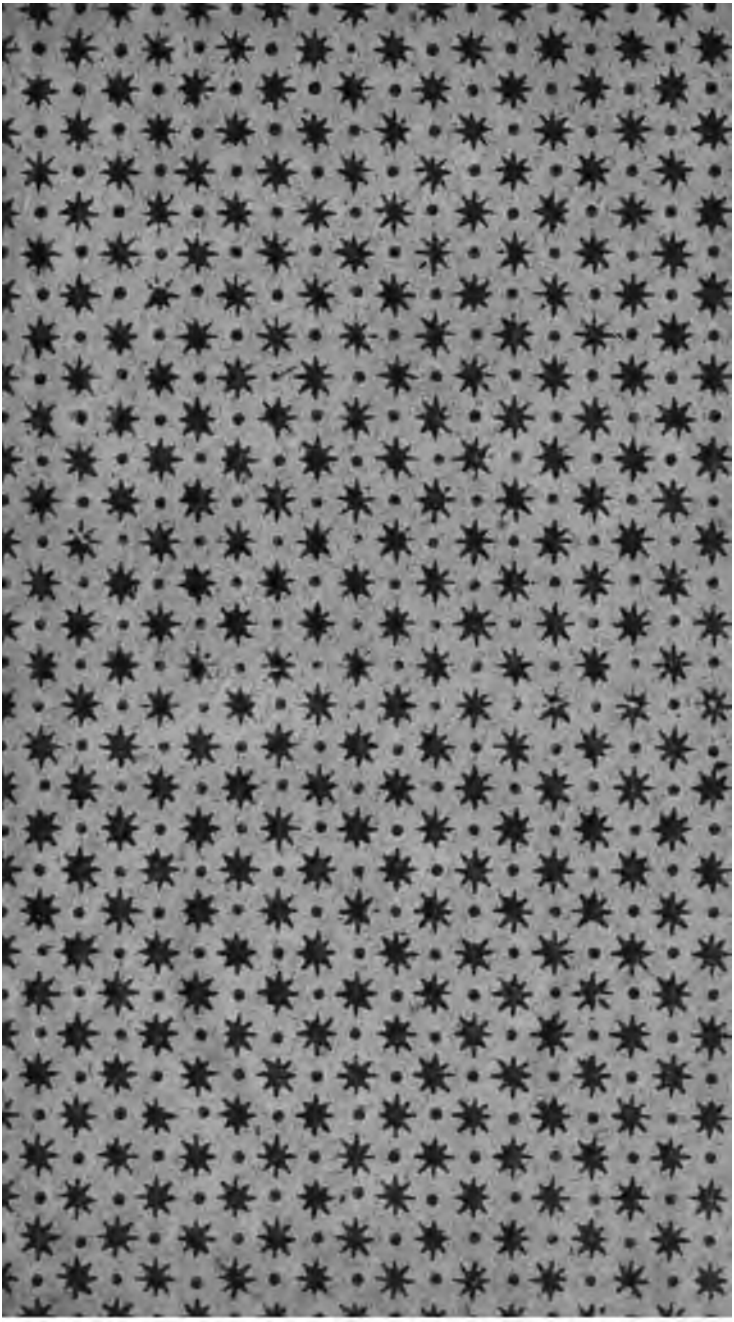




Anton Weiser

Nr. 5017

Wien



838
M5213
.1813
V.10

A. G. Meißners sämmtliche Werke.

Zehnter Band.

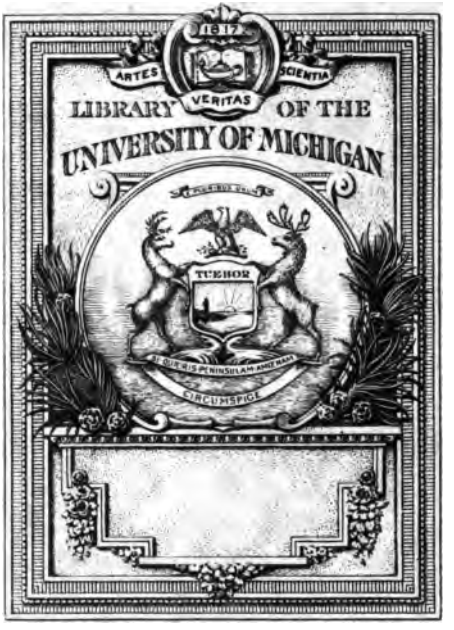
Enthält:

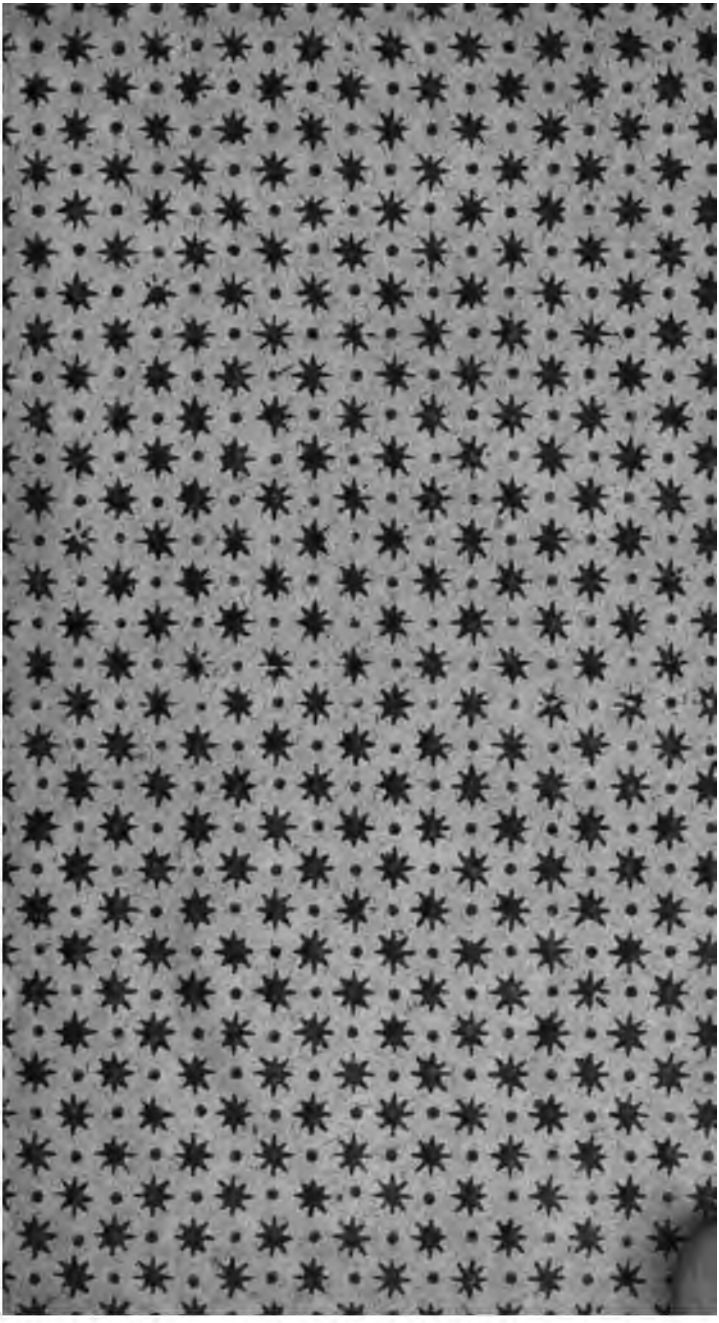
Erzählungen.

Vierter Theil.

Wien, 1813.
In Commission bey Anton Doll.

ton Weiser
r. 5017
Wien





838
M5213
1813
V.10

A. G. Meißners sämmtliche Werke.

Zehnter Band.

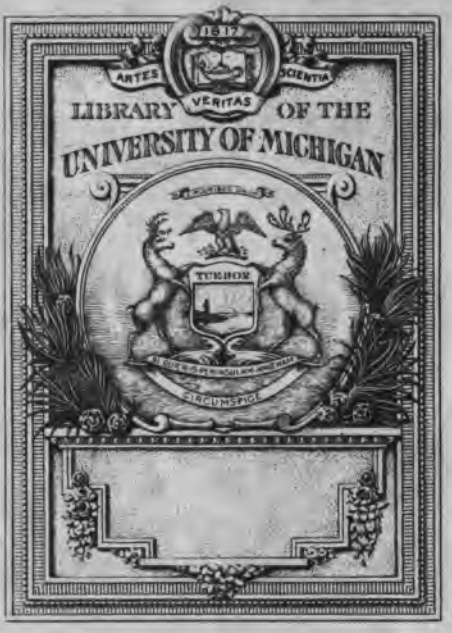
Enthält:

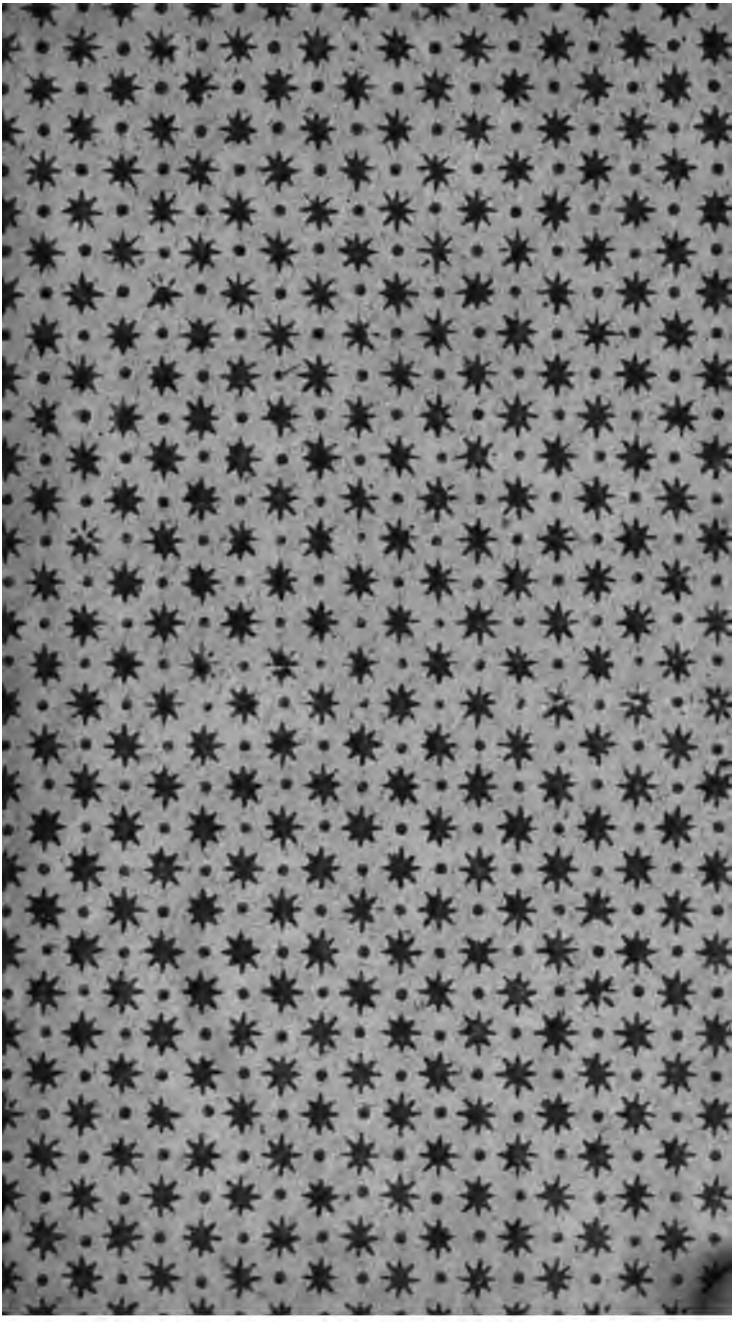
Erzählungen.

Vierter Theil.

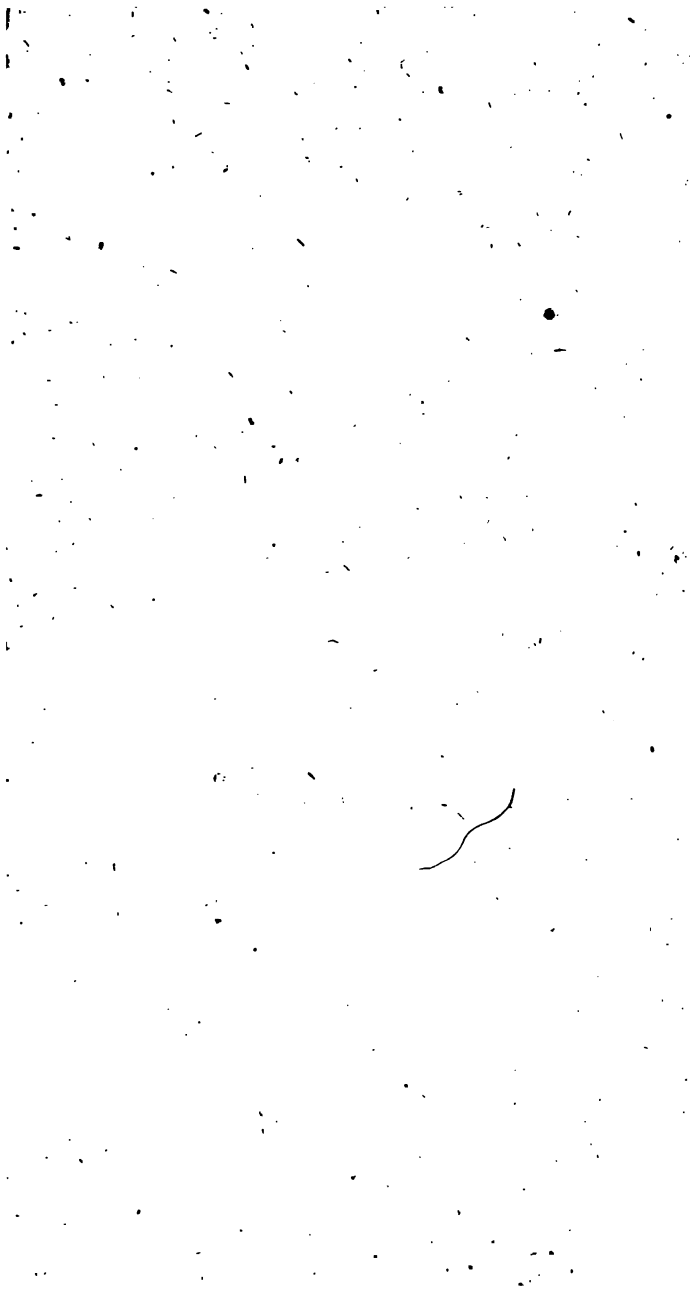
Wien, 1813.
In Commission bey Anton Doll.

nton Weiser
Nr. 5017
Wien





838
M52J3
1813
V.10



A. G. Meißners sämmtliche Werke.

Zehnter Band.

Enthält:

Erzählungen.

Vierter Theil.

Wien, 1813.
In Commission bey Anton Doll.

Lucker del. Blaschke sc.

Erzählungen.

Von

A. G. Meißner.

Vierter Theil.

Wien, 1813.
In Commission bey Anton Doll.

Ger.
West
5-28-40
41028

Marlboroughs Jugendsünde.

Unsterblich ist der Nahme Marlboroughs geworden, und wohl hat der Held diese Unsterblichkeit auf den Schlachtfeldern von Schellenberg und Hochstädt, von Ramillies und Malplaquet sich verdient; mag oft genug mit ihr im Voraus schon seine ehrgeitzige Seele geschmeichelt haben. — Aber hätte es ihm zugleich geahndet, daß nach siebenzig Jahren sein Andenken durch einen kläglichen Pariser Gassenhauer in neuen Umlauf gebracht, sein Tod auf eine Art, wie er sich nie ereignet, besungen, und seine Bahre auf hundert tausend Fächern abconterfeyt werden sollte; hätte er vermuthen können, daß eine solche Menge junger Gecken nach ihm ihr roth und schwarzes Gewand benennen, wohl gar den Schuß, der auf ihr Gehirn so mächtig wirkte, am Kleide abbilden würden; sicher hätte Marlborough sich beschämt entfärbt, hätte alles dieß entweder für eine versteckte Rache der von ihm so oft geschlagenen Franzen, oder wohl gar für eine gerechte Strafe des Himmels, seiner Jugendsünden halber, geachtet.

Und wahrlich dieser letztern waren nicht wenig. Eine einzige sey vor allen andern ausgehoben, weil sie den wahren Höfling nur fast zu treffend schildert; weil selbst Marlboroughs ernste Biographen

darauf anspielen; und weil sie in einem Buche begraben liegt, das jetzt im Ernst beynahe für gestorben gilt *). Mag immerhin nicht jede Rede buchstäblich so gesprochen, mancher kleine Umstand vielleicht ab- oder ausgefeilt worden seyn; genug, der Gang des Ganzen ist romantisch, und das Romantische in der wahren Geschichte ist, meinem Gefühle nach, noch ein Mahl so viel werth, als der ganz erdichtete Roman.

Doch zur Sache nun, damit nicht der Eingang unserer Novelle dem Kopfe eines Kindes gleiche, das an einer Wassersucht im Haupte siecht. — Marlborough, oder wie er Anfangs hieß, John Churchill, war zwar von edler Geburt, doch nicht von so hoher, daß er durch diese schon zur Hoffnung seines nachmahligen Glückes sich hätte berechtigt fühlen können. Denn er war der Sohn eines zwar ziemlich bemittelten, aber auch mit Kindern überflüssig versehenen Esquire. Bessere Ansprüche auf ein günstiges Schicksal gab unserem Helden sein äußerst reizender Körper, seine blühende Gesundheit, und sein Geist, der nicht nur der Talente mancherley in sich vereinte, sondern auch früh schon die schwere Kunst verstand, seine Leidenschaften meisterlich zu zähmen, und zu verstellen. Noch nicht gar tief in die Jünglingsjahre eingerückt, kam er an den Hof König Carls II. Unvergeßlich wird dieser Hof in der Geschichte bleiben; doch unvergeßlich zu seiner Schande. Alles athmete hier Wollust. Alles strebte hier nach Genuß; doch nach so frühem, und so öftern, daß Dauer unmöglich damit verbunden seyn konnte. Schönheit war hier höchste Empfehlung beym Mann wie beym

*) In der Manley Atlantis.

Weibe. Churchill, der schöne Churchill, zog daher bald der Augen viele auf sich; was ihn hob für immer, war, daß er durch ein günstiges Ungefähr auch von der Herzoginn von Cleveland bemerkt ward.

Bekannter Maßen war diese Dame Carls II. erklärte Gebietherinn. Doch Besitz der königlichen Gnade sicherte nicht ihr fühlbares Herz gegen andere Männer. Der Monarch war Reiz für ihren Stolz, aber auch ihre Weiblichkeit forderte Befriedigung. Der junge Churchill schien ihr ein liebenswerther Gegenstand zu seyn: der Blick seines Auges versprach Gefühl, der Bau seines Körpers Stärke; selbst seine schüchterne Neuheit empfahl ihn noch mehr. Die Herzoginn beschied ihn zu sich; er erschien und machte durch sein Betragen ihrer günstigen Vermuthung Ehre. Von Stunde an war er in eben dem Grade heimlich ihr Liebling, als sie öffentlich die Günstlinginn des Königs war. Daß Dienste dieser Art Belohnung verdienen, hatte sie aus eigenem Beyspiel von Carl II. gelernt. Nicht minder großmüthig wollte sie gegen Churchill sich betragen. Sie überhäufte ihn daher mit Geschenken; auch zu Ehrenstellen bahnte sie ihm den Weg.

Der Herzog von York, Carls jüngerer Bruder, war muthmaßlicher Thronfolger. Die Herzoginn von Cleveland verschaffte bey ihm ihrem Churchill eine Kammerherrnstelle; und einer seiner Schwestern, Arabella mit Nahmen, das Amt einer Hofdame bey der Herzoginn von York. Churchill ward bald Jakobs Liebling, und Arabella, jung, schön, schlau und coquett, die Maitresse desselben. Sie ist in der Geschichte bekannt genug, und unter andern auch als die Mutter des Herzogs von Berwik.

Den Thronfolger zum Freunde, die königliche

Loder del. Blaschke sc.

Ständen sie belagerten. Eine Mutter, noch verschlagener als sie, unterstützte sie durch Erfahrung und Rath. Ohne ihre Leitung that sie keinen Schritt; viel zu feurig, als sich jedes Vergnügen versagen zu können, wußte sie doch jeden Schein des Unerlaubten zu vermeiden. Besiegung der Männer schmeichelte ihrer Eitelkeit; aber wer den Wunsch ihres Besitzes äußern wollte, der mußte geziemend und ernsthaft sprechen.

An ihr scheiterte die Unempfindlichkeit Churchills. Er hatte lange genug mit Willen geschwelgt; jetzt mußte er wider seinen Willen lieben. Umsonst kämpfte er mit seinen Planen, seinem Ehrgeitz, der Furcht vor der Herzoginn Zorn, und mit tausend andern Rücksichten. Tausend Mahl sagte er sich: daß Miss Jennings unbemittelt, die Cleveland fast allmächtig, und jede Heirath in seiner jetzigen Lage eine Thorheit sey. Sein Herz hörte dieß alles an, aber es folgte nicht. Er war Herr über so manche Leidenschaft geworden; diese ward es über ihn. Im Vertrauen auf seiner Schwester mächtigen Einfluß, und aufgemuntert durch des Herzogs von York heimliches Versprechen ihn zu schützen, wagte er endlich der Herzoginn von Cleveland Eifersucht Trotz zu biethen, und warb um Miss Jennings Hand, die ihm auch zugesagt ward.

Noch sollte zwar diese Verabredung ein Geheimniß für einige Monathe bleiben. Doch was ist plauderhafter als ein Hof! und was hört schärfer, als die Eifersucht? Die Herzoginn von Cleveland erfuhr daher gar bald, welch ein Verlust ihr drohe, und unbeschreiblich war der Schmerz, womit sie dieß erfuhr! Ausschweifungen der Liebe hätte sie ihrem Günstling noch verziehen. Aber Ehe war in ihren Au-

gen ein unverzeihlicher Fehler; war es um deſto mehr, je gewiſſer ſie eben dieſe ihr längſt verhaßte Jennings an Reizen eben ſo weit, als an Rang und Reichthum zu übertreffen wähnte; und je höher die Geldſummen ſich beliefen, die Churchill noch ganz vor Kurzem, unter mancherley Vorwand, von ihr gezogen hatte. Voll Ungeduld nach Gewißheit beſchied ſie daher ſogleich ihren Geliebten zu ſich, und er erſchien richtig.

Die Unterredung, die jetzt vorfiel, war lebhaft genug. Churchill fand die Herzoginn in Thränen. Aber ehe er noch darnach forſchen konnte, aus welcher Urſache ſie flöſſen? ergoß ſich der armen Cleveland faſt zerſpringendes Herz in eine Menge vorwurfsvoller Fragen: „Ob es wahr ſey, was der ganze Hof ſage: daß „er diejenige, die ihn aus Nichts erhoben, ihn mit ſo „unbeſchreiblicher Liebe geliebt, mit ſo viel Freund„ſchaft überhäuft, ſeinetwegen ſich ſo vieler Gefahr „und oft ſelbſt der königlichen Ungnade bloß geſtellt „habe — ob er dieſe nun einer Nebenbuhlerinn, und „zwar welch einer Nebenbuhlerinn! aufzuopfern ge„denke? Ob es wahr ſey, daß er ein Beyſpiel des „ſchwärzeſten Undanks, der höchſten Verblendung zu „werden gedenke? Daß er weder den Zwang einer „traurigen Ehe, noch die reuige Stimme ſeines Her„zens, noch den Zorn einer ſo bitter beleidigten Liebe „ſcheue? Kurz, ob es wahr ſey, daß er der verach„tungswürdigen Creatur, der buhleriſchen Miſſ Jen„nings ſeine Hand zu geben gedenke?" Churchill hörte gelaſſen dem allem zu, und vertheidigte ſich erſt dann, als ihre Leidenſchaft ſich ſelbſt die Kraft der Sprache benahm. Dann aber bediente er ſich auch jedes Vorzugs, den Natur, Kunſt und günſtiger Zeitpunct ihm ge-

währten. Ermattet war die Arme an seinen Hals gesunken, er umarmte sie zärtlich; schalt jenes Gerücht eine bittere Unwahrheit, beschwur das Feuer seiner Liebe, gestand die Verbindlichkeit seines Dankes, und war endlich zu den wärmsten Zeugnissen thätiger Zärtlichkeit erböthig.

O welch ein leichtes Spiel hat ein Mann, der sich bloß lieben läßt, gegen eine Frau, die ihn wirklich liebt! — Wahre Zärtlichkeit hatte Churchill nie und am wenigsten jetzt für die Herzoginn gefühlt. Aber er wußte nur zu gut, welche Trostgründe bey ihr die unfehlbarsten waren, und er stand nicht an, sich deren zu bedienen. Bald verschwanden die verliebten Zweifel, bald trockneten die eifersüchtigen Thränen; bald ward die Bekümmerte wieder so ganz glücklich! Beyde schwuren sich frische wechselseitige Liebe; die Herzoginn überhäufte ihn mit neuen prächtigen Geschenken, und beym Abschiede ward, da den nächsten ganzen Tag der König auf der Jagd zuzubringen Willens war, eine abermahlige Zusammenkunft bey Churchill selbst verabredet.

So trennten sie sich, und der Höfling, so glücklich er auch der jetzigen Verlegenheit sich entzogen hatte, war in Geheim doch nichts weniger, als sorgenfrey. Nie liebte ein Mann mehr das Geld, als er. Die großen Geschenke der Herzoginn, und die noch größeren, die sie ihm zugesagt hatte, erregten den Wunsch in ihm, daß er über getheilten Besitz einen Vergleich treffen möge; und doch war ein Vorschlag dießfalls hier und dort unmöglich. Sein heutiger Betrug konnte nicht lange versteckt bleiben; mußte, wenn er entdeckt werden sollte, desto mehr die Rache der Her-

zoginn entflammen. Alles vermochte ſie über den König; — Ausſichten, die Churchill manche Verlegenheit abpreßten! Dennoch ſiegte auch jetzt die Liebe! Er beſchloß ſeiner Jennings wirklich jene ältere Bekanntſchaft ganz aufzuopfern; nur auf ein Mittel, wie er den Schein des Undanks von ſich abwälzen und der Maitreſſe die Macht ihm zu ſchaden rauben oder doch vermindern könne, — darauf ſann er noch; und bald ließen ihn Glück und Schlauheit eines dieſer Art auffinden; ob es gerecht oder ungerecht ſey, das war Churchills kleinſte Sorge.

Zu den wohlgebildetſten jungen Männern an Carls II. Hofe ward Mylord Dover gerechnet; auch gehörte er zum Zirkel von Churchills genaueren Bekannten. Ihm war das Verſtändniß des Letztern mit der königlichen Geliebten nicht unbekannt, und ein Ungefähr führte ihn eben jetzt unſerem Helden, als er noch im Nachſinnen begriffen war, entgegen. Dover ſcherzte über ſeine finſtere Miene. „Wahrlich ſie ſchickt ſich nicht, (ſagte er) für den glücklichen Mann, der mit Königen ſelbſt den Beſitz des ſchönſten Weibes theilt!“ — Mehr als dieſe Worte bedurfte es für Churchill nicht. Sein Plan war nun fertig.

Freundſchaftlich ergriff er Dovers Hand, lächelte über die Schelſucht, die in ſeiner Rede und ſeinem Blicke herrſchte; läugnete die Liebe der Herzoginn keineswegs; ließ Gerechtigkeit ihrer körperlichen Schönheit, und ihres Umgangs Anmuth widerfahren; belegte ſogar ihres Herzens Güte mit dem höchſten Lob, und erkoth ſich doch am Ende, alles dieß an ſeinen Freund, wenn es ihm wünſchenswerth ſcheine, abzutreten. — Mit Unwillen lehnte Dover Anfangs ein ſolches Erbie-

then ab; denn nur ein Feenverſprechen oder ein bitterer Spott dünkte es ihm zu ſeyn; aber bald begreiflicher ward ihm der Ernſt davon, als Churchill hoch und theuer ſchwur: daß Trotz aller Reize, die Cleveland ihm doch durch den langen Genuß gewöhnlich, und durch eine neue Liebe gar läſtig geworden ſey. Ganz Licht ward ihm alles, da Churchill zuletzt frey ihm ſeine Verbindung mit der Jennings geſtand. Der Übertragungstractat ward nun bald geſchloſſen; nur wie die Einwilligung der Herzoginn zu erhalten ſey, blieb noch die Frage: blieb es nicht lange, denn der Beſuch, den ſie auf den nächſten Tag ihrem Günſtling zugeſagt hatte, both die Gelegenheit zu einer Verrätherey an, deren es in den trugvollen Annalen der Liebe nur wenige von ſolcher Schwärze gibt.

Dieſer Nachmittag kam; die arme Herzoginn hatte vor Ungeduld, bald ihren Geliebten zu ſehen, kaum ſpeiſen können. Ein Gartenhaus, Churchill gehörig, war ſchon mehrmahls der Schauplatz ihrer Vergnügungen geweſen. Pünctlich erhob ſie ſich zur beſtimmten Stunde dahin. Alle Bedienten und übrigen Zeugen waren entfernt; ein einziger alter Diener, der ſchon oft der Unterhändler ihrer Liebe geweſen war, ſagte ihr: daß ſein Gebiether im innerſten Cabinette vom Bade ausruhe. — Ganz leiſe ſchlüpfte die Herzoginn hinein. Grün taffetne Gardinen verdüſterten die Fenſter, und dämpften den Tag. Wohlgerüche füllten das Gemach; in einer Niſche ruhte auf einem Lager, ſehr geraum für zwey Perſonen, voll Weichlichkeit und Pracht, mit ſeidenen Vorhängen umfloſſen, ein faſt entkleideter Mann. Halb abgewandt, als ſchlief er, war ſein Geſicht. Langes ſchönes blondes Haar, ganz

Churchills Haare gleich, rollte seinen Rücken herunter. Was sie an ihm sah, was sie mit flüchtigen aber gierigen Blicken verschlang, war lobenswerth. Rasch eilte sie auf ihn zu, bog sich über ihn, und weckte ihn mit einem Kusse. Seine Arme schlangen sich sogleich um sie herum, und zogen sie mit aufs Lager. Sie widerstand nicht. Was er wünschte, war auch ihr Begehren. Wenig Augenblicke nur, und er sah sich im Genuße. Eben diese Nähe, mit welcher er dicht an ihr Gesicht das seinige schmiegte, eben dieß Entzücken, mit welchem er sie umarmte, eben dieß Stummseyn, das, als der Freude höchster Rausch, ihr so wohl gefiel, eben dieß alles hinderte sie, die ganz argwohnleer ihren Churchill zu umarmen glaubte, an einer genaueren Untersuchung. Doch jetzt entschlüpfte dem Umarmten ein Ausruf, wodurch er sich selbst als den Seligsten aller Menschen pries; und siehe, es war nicht Churchills Stimme. Erschrocken schlug die Herzoginn ihre Augen auf, und sah sich in den Armen eines andern Mannes.

„Guter Gott, wo bin ich? — brach sie mit einem Schrey des Entsetzens aus: — Welcher Niederträchtige hat mich verrathen? Welcher Niederträchtige meiner — Scham und Wuth erstickten hier ihre Stimme. Mit Gewalt stieß sie den kurz vorher so Heißgeliebten von sich und wollte selbst aufspringen vom Lager. Aber gleich stark und zärtlich schlang Lord Dover seine Arme um sie, und sank, indem er sie noch hielt, zu ihren Füßen nieder.

„Nein, schönste Herzoginn, — rief er, verabscheuen Sie nicht einen, den ein glückliches Ungefähr —

„Ungefähr! — Ungefähr! — Ha, Büberey, wie noch nie die Sonne auf eine ſchien! Iſt es möglich, daß Churchill ſo ſchändlich mich verrathen — ſo einer gemeinen Buhlerinn gleich, in eines Andern Arme mich überliefern konnte?

„Nein, Mylady, das that er nicht. Er muthmaßte ſicher von dem, was hier geſchehen, keine Sylbe; würde, wenn er es muthmaßte, vielleicht zurück eilen, und mit gezogenem Degen Rechenſchaft von mir des Betruges halber fordern, den glühende Liebe mich ihm ſpielen ließ."

„Was für einen Betrug? Was für eine Liebe? In welch ein Gewebe von Schändlichkeiten bin ich verſtrickt? — Warum iſt er nicht hier? Er, der doch ſo wohl wußte, daß ich hierher zu kommen gedenke.

Er wußte es, und erwartete mit Ungeduld die Stunde. Doch plötzlich kam ein Hinderniß; da ſchrieb er ein Entſchuldigungsbillet, trug mir auf, für deſſen Beſtellung zu ſorgen, und entfernte ſich. — Unmöglich war mir zu erfüllen, was er befohlen hatte. Zu hindern, daß Sie nicht herkämen! Die Gelegenheit zu verſäumen, die nie vielleicht wiederkehren konnte! Welch ein Opfer! — — O nein, nein! Schönſte Ihres Geſchlechts, vergeben Sie dem, der um Ihretwillen ſich treulos gegen ſeinen Freund, und frevelhaft gegen Sie ſelbſt betrug!

„O des Elenden, der nicht nur, wie ich höre, mein Geheimniß verrathen, der auch die Zuſammenkunft unſerer Liebe bey dem kleinſten Vorfalle aufopfern konnte! — Worin beſtand denn jenes Hinderniß, das ihn zum Abſagebrief bewog?"

„In einer dringenden Einladung zum L'hombre bey Miss Jennings."

Eine neue Halbohnmacht zog dieser verhaßte Nahme der Herzoginn zu. — „Miss Jennings aufgeopfert!" rief sie: „Einem elenden Kartenspiele mit ihr meine feurigste Liebe! O es ist schändlich! schändlich! — schändlicher als daß man einen Nahmen dazu erfinden könnte!"

Hastig riß sie Churchills Billet, das Lord Dover jetzt ihr darboth, auf. Eine kalte Entschuldigung wegen eines wichtigen unvorhersehbaren Hindernisses war alles, was sie darin fand. Ihr Zorn stieg durch diesen beleidigenden Frost nur noch höher. Sie gab ihm Luft durch ganze Ströme von Verwünschungen.

„Königen — so schloß sich ihre Rede — hab' ich ihn vorgezogen; und einer solchen Creatur kann er mich nachsetzen? Aber ich will mich rächen — rächen mit meinem ganzen Zorn! — Ist es wahr, Lord, daß Sie mich lieben?"

„Und Sie können noch fragen, Herzoginn? Nach einem Wagestück dieser Art! Fordern Sie eine Probe! Sie setze mein Leben, meine Ehre, meinen Wohlstand in Gefahr; alles gilt mir gleich!

„Nichts von dem allem! Was Sie mir aufopfern sollen, ist bloß — ein nichtswürdiger Freund. Er war zu treulos in der Liebe, als redlich in der Freundschaft seyn zu können. Ihm entsagen Sie, und treten dann in den Besitze seiner Rechte. Ich habe ihn geliebt, mehr zu lieben war unmöglich. Aber Sie sind ihm gleich in jeder Eigenschaft des Körpers und des Geistes. Nur daß Sie es nie auch an Flatterhaftigkeit werden!"

Man kann leicht denken, daß Lord Dover einschlug. Küsse wurden gewechselt; Schwüre geleistet. Doch fuhr er fort aus Gründen, die man errathen kann, und die man bald ganz einsehen wird, Churchill noch einiger Maßen zu entschuldigen; aber weislich auf so eine Art, daß immer eingestandener seine Liebe zur Jennings, immer heftiger dadurch der Zorn der Cleveland ward. — Sie wollte aufstehen und von diesem ihr so bedenklichen Orte fliehen; Dover ließ sie noch nicht.

„Sie versprachen mir Liebe, Mylady, und wollen jetzt schon so schnell sich trennen? Einem Mißverständniß nur verdanke ich mein voriges Glück. O zum Beweis, daß Sie Churchill ganz entsagen; daß meine brennende Leidenschaft Ihnen wirklich wohlgefällt — — — Glücklich war ich zwar schon, doch die Furcht nachher zu mißfallen störte noch meine Wonne. — Jetzt — Jetzt — — —

Verständlich waren schon des Lords Worte, noch verständlicher sein Betragen. Gefällig dachte in diesem Punct die Herzoginn; voll Begier nach Rache war ihre Seele; und diese Rache schien ihr so süß. Dovers Bitte ward gewährt. Aber mitten in dieser Gewährung trat Churchill in das Cabinett herein. Voll Erwartung hatte er längst schon im nachbarlichen Zimmer verweilt; hatte jedem Worte zugehört; überraschte unsere Liebenden jetzt, da Läugnen unmöglich war. Erstaunt schien er, erschrocken Dover zu seyn. Bey beyden war es Trug. Nur die Herzoginn handelte ihrem innern Gefühle nach. Es war Zorn; und Zorn, nicht Bestürzung sprach auch aus ihr. Mit einer Dreistigkeit, wie eine Überraschte sonst selten oder nie zu zeigen vermag, fragte sie ihren ehemahligen Günstling: Wer ihn so

dreist mache, unangemeldet an einen Ort zu kommen, wo ihr Daseyn ihm bekannt seyn müsse? Und ob er ganz die Hochachtung vergessen habe, die er ihr schuldig sey?

Unvermuthet kam dieser ihr Ton allerdings dem Höfling, aber aus seiner Fassung brachte sie ihn nicht. Er antwortete ihr spottend: Allzu gut sollte er freylich ihr Temperament kennen, als nicht vermuthet zu haben, daß sie für seine kurze Abwesenheit schon sich schadlos halten werde. Und als sie ihm geboth, sich auf ewig aus ihren Augen zu entfernen, seit er eine Jennings ihr vorgezogen habe; versicherte er lächelnd: daß er nicht ermangeln werde, ihrem Befehl zu gehorchen; und daß er zu edel denke, als eine Person ferner zu lieben, die dem Ersten Besten Preis sich geben könne."

„Ist es möglich (fuhr er im Ton des unsträflichsten Sittenpredigers fort) daß wenigstens nicht dieser Ort Sie an mich erinnerte? Möglich, daß wenigstens die Klugheit nicht Ihnen rieth, Ihren neuen Liebhaber ein Weilchen seufzen zu lassen? Nur ungern duldete ich einen großen König als meinen Nebenbuhler; doch that ich's, weil er mein Monarch, und älter sein Recht war; weil Sie oft mir zuschwuren: daß er den Körper nur mit mir theile, das ganze Herz allein mir überlasse. Unmöglich ist dieß hier der nähmliche Fall. — Leben Sie denn wohl, Herzoginn! ich scheide von Ihnen für immer. Damit ja kein Rest zurückgebliebener Zärtlichkeit zu einer neuen Schwäche mich verleite, will ich diesen Abend noch der Jennings, wiewohl ich sie eben so verachte, als ich sonst Sie liebte, meine Hand anbiethen; und Rache sey es für ihre Untreue, sich vertauscht gegen eine Nebenbuhlerinn zu sehen, die sonst in jedem Betracht so tief unter Ihnen steht.

Er entfernte sich hier, umsonst vielfältig von ihr zurück gerufen. Noch diesen Abend hielt er sein Versprechen, ward der reizenden Jennings Gemahl und seiner ersten Wohlthäterinn erklärtester Feind. Ihr Liebesverständniß mit dem Lord Dover dauerte zwar fort; aber weder Freundschaft noch Dankbarkeit hielten Churchill ab, das Gerücht davon allgemeiner zu machen. Selbst Carls Eifersucht bestrebte er sich auf alle mögliche Art gegen jene Beyde zu reizen, und als dieß ihm fehlschlug, war er einer der Ersten, der das Fräulein von Querouaille dem Monarchen empfahl, und durch diese nachmahlige Herzoginn von Portsmouth die arme Cleveland stürzen half.

Was wagt eine Mutter nicht!

Für eine Schönheit vom allererſten Range hatte Donna Elvira de Navarro in ihrer Jugend gegolten. Auch dann, als ſie dem vierzigſten Jahre näher als dem dreyßigſten ſtand, war ihr von ehemahligen Reizen ein anſehnlicher Theil noch übrig geblieben; und ein edler Anſtand im Blick, ein hoher ſchöner Wuchs, und ein majeſtätiſches Tragen des Körpers hielt ſie in ihrem Herbſte noch für den entflohenen Sommer ſchadlos. Überall hatte ſie ehedem Liebe entzündet; jetzt kam Achtung allenthalben ihr entgegen; und um ein Großes vermehrte dieſe letztere noch die Unſträflichkeit ihres moraliſchen Betragens.

Zehn Jahre hindurch war ſie die Gemahlinn des Don Alfonſo de Navarro geweſen; beynahe eben ſo lange ſeine Witwe. Er mochte ſich um König Philipp III., als geheimer Rath, und um ſein Vaterland als Statthalter von Saragoſſa, mancherley Verdienſte erworben haben; doch als ein ältlicher, grämlicher, ewigkränke[r] der Mann deſto weniger um ſeine junge Gemahlinn. Gleichwohl betrachtete man ſie als ein Beyſpiel ehelicher Liebe bey ſeinem Leben, als ein Mu-

ſter witwerlicher Zucht nach ſeinem Tode. In ländlicher Einſamkeit hatte ſie den größten Theil dieſer letztern Zeit verlebt; ernſter war zwar ihre Seele, doch nicht mürriſch geworden. Jetzt, als ſie wieder am Hof ihres neuen Monarchen, Philipps IV. erſchien, geſchah es aus zweyfacher Urſache, um einen Rechtshandel zu betreiben, auf dem nicht weniger als ihres großen Vermögens größter Theil beruhte; und dann (was ſie zwar niemanden, als nur ſich ſelbſt, geſtand) um für ihre einzige Tochter einen würdigen Gemahl auszuleſen.

Clara hieß dieſe Tochter; mit der unausſprechlichſten Liebe hing an ihr die ganze Seele Elvirens, und werth war Clara einer ſolchen Liebe. Der Reiz ihrer Mutter ſchien neu verjüngt in ihr aufzublühen. Einen ſchlankern Wuchs, feinere Züge des Geſichts, eine ſchöner geformte Hand, und einen kleinern Fuß — dieß unentbehrlichſte Schönheitsbedürfniß jeder Spanierinn! — traf man ſelbſt in Gemälden kaum, geſchweige in der Wirklichkeit an. Alles war auf ihre Erziehung gewandt worden, und alles hatte gefruchtet. Ihr Anſtand im Tanz, ihre Lieblichkeit, wenn ſie die Laute rührte, der Silberton ihrer Stimme, wenn ſie dazu ein Liedchen ſang, — mehr noch, die beſcheidene, und doch unterhaltende Art ihres Geſpräches entzückten jeden, der ſie ſah, hörte, ſprach. Neu war noch für ſie der Zirkel der großen Welt, in welchem ſie jetzt auftrat; oft verſicherte ſie, daß eine ländliche Ruhe gleichgeſtimmter für ihre Seele ſey. Doch auch jetzt fand ſie ſich in dieſe Nothwendigkeit mit ſchicklichſter Würde.

Wie eifrig ſich ſogleich der Kreis der alten und jungen Höflinge um ſie drängte; wie fleißig ihr Sonnet-

te gedichtet, Serenaden gebracht wurden; wie oft sogar unter ihrem Fenster die Degen eifersüchtiger Anbether klirrten; wie rühmlich die Männer, wie neidisch die Frauen von ihr sprachen; wie beflissen die ernstlichsten Anträge von jeder Seite her ihr gemacht wurden; — alles dieß kann man leicht aus dem Vorhergehenden sich denken, alles dieß kann desto eher unerzählt hier bleiben. Aber rühmlich war das kalte Blut, mit welchem Donna Elvira die mannigfachen Vorschläge und Freywerber prüfte; noch rühmlicher die stille Ergebenheit, mit welcher Clara sich ganz der mütterlichen Klugheit unterwarf, statt eigener Augen, Elvirens Auge wählen und verwerfen ließ; kurz, ganz das Mädchen über der Tochter zu vergessen schien.

Vortheilhaft durch seine äußere Bildung, und durch den edlen, obschon etwas stolzen Blick seines Angesichts unterschied sich vor vielen andern Don Alvaro de Sugnez; ein vollkommener Mann, wiewohl bey weitem kein vollkommener Höfling. Denn tiefer beugte er sich im Tempel vor Gott, als im Prunksaale vor dem Monarchen. Da wo andere laut schmeichelten, lobte er bloß, wo andere lobten, schwieg er oft; war karg mit seinen Worten, aber legte Nachdruck in sie. Selten kam ein Lächeln, doch weit seltner noch ein mißmuthiger Zug in sein Angesicht. Ernst war seine Alltagsmiene; doch verwandter schien sie mit Heiterkeit, als mit Schwermuth zu seyn. — Freundschaft der Väter hatte ihm Eintritt in Elvirens Haus verschafft. Bald sagten seine Augen, daß er Claren liebe, doch seine Zunge schwieg noch davon. Zwar schien man ihn gleich anfangs gern zu sehen; aber schon war er mit des Glücks wetterwendischer Laune zu bekannt,

als jeden Sonnenſtrahl ſogleich für dauernd zu halten; und ein Blick auf ſein vorheriges Schickſal wird zeigen, daß er Grund zu ſolch einem Mißtrauen hatte.

Denn bekannter Maßen hatte, unter der Regierung des vorigen Königs, Philipps III., ein leiblicher Sohn ſeinen Vater in der Gunſt des Monarchen zu ſtürzen geſucht und gewußt; hatte den Rang eines erſten Miniſters ſo reizend gefunden, daß er gern dafür drey Dinge, die der Höfling ohnedieß nur ſelten achtet, Pflichten kindlicher Ehrfurcht, Stimme des eigenen Gewiſſens und Hochſchätzung aller Redlichen, Preis zu geben nicht anſtand. Gelungen war ihm ſein Entwurf. Der Herzog von Lerma fiel, und ſein unnatürlicher Sohn, der Herzog von Uzeda, erhaſchte das Heft der Regierung.

Dieſer großen Veränderung folgten natürlicher Weiſe noch mehrere kleinere nach. Lerma ſtürzte nicht allein; er zerſchmetterte auch ſeine Partey. Alvaro gehörte zu derſelben; doch kam es nur auf ihn allein an, jetzt nicht dazu gerechnet zu werden. Denn aufgewachſen war er als Knabe mit dem neuen Miniſter; war von ihm ſelbſt, als Jüngling noch, ſeinem damahls mächtigen Vater empfohlen worden; hatte durch dieſe Empfehlung einen einträglichen Dienſt bey Hof erhalten, und war glücklich genug geweſen, ſelbſt des Königs Bemerkung und Gunſt auf ſich zu ziehen. Denn ſelten verging eine Woche, wo er ihn nicht rufen ließ, ſelten ein Monath, wo er ihn nicht beſchenkte. — Auf Alvaros Mitwirkung hatte der Herzog von Uzeda bey Anzettelung ſeines Gewebes vorzüglich mit gerechnet; hatte die anſehnlichſten Summen, die höchſten Ehrenſtellen ihm bey Ausführung ſeines Plans zugeſagt. Aber

mit Abscheu war vom Alvaro eine Meuterey, die ihm nahe an Vatermord zu grenzen schien, verworfen worden. Mit warmem Eifer hatte er lange und viel dagegen gesprochen; war der Erste gewesen, der den Herzog von Lerma warnte, der Letzte, der ihn verließ.

Ein solches Betragen mochte an sich allerdings sehr edel seyn; nur Uzeda konnte es nicht billigen, mußte es bestrafen sogar. Unter seiner Regentschaft ward Don Alvaro daher seines Postens entlassen; ward zehn Meilen weit von der Residenz in einen elenden Flecken verbannt, und sah mit Hohnlächeln jetzt Buben auf sich herabblicken, die es sonst für Glück gehalten hatten, seinen Mantel ihm nachtragen zu dürfen. Zwar, als Philipp IV. König dem Nahmen nach, so wie sein Günstling, Olivares, Oberhaupt des Staats in der Wirklichkeit ward, sah Don Alvaro sich wieder zurück berufen, mit seinem ehemahligen Amte neu bekleidet, und sogar mit einigen Lobsprüchen, seiner Standhaftigkeit halber, beehrt. Aber heimlich hielten ihn doch Hof und Olivares für einen Mann von so thörichtem Starrsinn, daß er stets des günstigen Glücks gelegenen Augenblick versäumen werde. Oft genug pflegte der Minister sich seiner in mißlichen Aufträgen zu bedienen; doch in belohnenden ging er ihn stets vorbey.

Ganz anders, als Olivares, dachte Elvira, da sie dieß alles vernahm. Sie freute sich, daß dieß edle Gesicht nicht mehr versprach, als das Herz wirklich erfüllte. Sie ward von Stunde an Alvaro's warme Freundinn, und suchte auch Claren anzuwerben. Im Ton des höchsten Beyfalls erzählte sie ihr daher das Gehörte wieder; machte sie selbst auf die Vor-

züge seiner Gestalt aufmerksam; richtete oft in Gesellschaft an ihn vorzüglich das Gespräch; stimmte ihm bey, wenn er richtig urtheilte; hob manches heraus, was sonst unbemerkt geblieben wäre, und fand, wenn er nun hinweggegangen war, jeden seiner Züge, selbst seine zurückhaltende Bescheidenheit achtungswerth. — Clara verstand ihre Mutter, und spürte in sich kein Hinderniß ihr beyzupflichten. Allmählig unterschied auch ihr Blick den Don Alvaro unter allen seinen Mitwerbern; froher schlug ihr Herz, wenn er kam; sichtlich erröthete ihre Wange, wenn er sich ihr nahte; Unwille konnte es nicht seyn, denn ein holdes Lächeln lohnte seine Ehrfurcht oft. Alvaro hätte zuletzt mehr als bescheiden, und weniger als einsichtsvoll seyn müssen, wenn sein Glücksstern ihm unbemerkt geblieben wäre. Er sprach daher, obschon mit Zagen, das schwere Wort der Werbung; sprach es bey Elviren und erhielt Hoffnung; wiederhohlte es noch ein Mahl, und erhielt — Zusage.

Jetzt empfand Don Alvaro, daß es Augenblicke gibt, wo Bewußtseyn der Tugend unsere höchste Seligkeit uns noch erhöhen hilft. Jetzt empfand Clara auch, daß nichts Süßeres sich denken lasse, als die erste Liebe einer Jungfrau, wenn sie Gegenliebe findet, und der älterliche Segen sie bestätigt. In Elvirens Gegenwart drückte Don Alvaro den ersten Kuß auf Clarens glühende Wange; den ersten auf ihre Lippen wagte er dann, als lächelnd die gute Mutter sich seitwärts wandte. Durch Elvirens Mund ward ihm kund gethan, daß seine Braut ewige Zärtlichkeit für ihn zu hegen gelobe. Eine einzige Bedingung ward nur hinzugefügt: daß nähmlich ein Weilchen noch diese Verbindung ein

Geheimniß in der großen Welt verbleiben ſolle. Denn mit ſtarken Schritten nahte Elvirens Rechtshandel ſich ſeiner Entſcheidung. Alle Umſtände verſprachen ihr den vollkommenſten Gewinn; ihre Gegner ſelbſt geſtanden bereits den Sieg ihr ein; nur an einigen Förmlichkeiten gebrach es noch; und der Tag dieſes Richterſpruchs ſollte auch der Tag von Clarens Verlobung ſeyn.

Alvaro unterwarf ſich dieſer Bedingung mit jenem Gehorſam, der Spaniens Rittern gegen das ſchöne Geſchlecht eigen zu ſeyn pflegt; und ſein Mund verſchwieg wirklich ſelbſt ſeinen genaueſten Freunden ein Glück, das der Freudetrunkne gern der ganzen Welt mitgetheilt hätte. Aber zwey Liebende, die lieben dürfen, und doch ſo ſich zwingen ſollen, daß ihr Einverſtändniß kein Dritter merkt — zwey ſolche Liebende ſind ein Unding, nicht für dieſe Mondenwelt bloß, ſondern auch für das Gebieth der romantiſchen Erdichtung. Der Mund von Claren und Alvaro ſchwieg; doch ſeine Augen redeten. Bald ahnten ſeine Nebenbuhler ſein Glück und ihren Verluſt. Am Hof und in der Stadt erzählte man dieſe Neuigkeit ſich weiter; dem Könige ſelbſt ermangelte nicht ſein erſter Miniſter und erſter Zeitungsträger davon pflichtſchuldigſte Nachricht zu geben.

Mehrmahls hatte Clara ſchon an den Feſten des Hofes Antheil genommen; mehrmahls hatte Philipp IV. ſchon ihre Schönheit preiſen gehört; doch fruchtlos war ihr Lob bey ſeinen Ohren, fruchtlos ihr eigener Reiz bey ſeinen Augen vorüber gerauſcht. Sorgloſigkeit war ſeines Charakters Hauptzug, und ein andere Leidenſchaft hatte ſeinem Herzen bereits Beſchäftigung genug,

und seiner Sinnlichkeit Befriedigung gewährt. — Aber jetzt, als Graf Olivares abermahls die Schönheit der jungen Donna ihm rühmte, traf sich's durch ein Ungefähr, daß seit gestern erst seine bisherige Liebschaft ihn zu langweilen anfing. Aufmerksam hörte er daher seinem Günstling zu, den er längst als einen bewährten Richter über Frauenzimmerreize kannte; nahm sich's ernstlich vor, beym nächsten Fest, das in wenig Tagen gefällig war, Claren selbst genauer ins höchste Augenmerk zu fassen; und befahl zum Überfluß seinem Günstling: ja die Erinnerung an diesen wichtigen Punct nicht zu vergessen.

Olivares beugte sich und versprach's. Aber er hatte nicht nöthig, seine Pflicht zu erfüllen. Das Auge des Monarchen fand Claren schon beym ersten Schritt im Saal; unterschied sie dann weit zuversichtlicher noch, als sie in die Reihen der Tänzerinnen, die sie sämmtlich zu beschämen drohte, mit eintrat. Wahrlich, nie noch hatte dieß holde Mädchen so viele und so siegende Reize in sich vereint. Mit höherer Röthe färbte das Glück der Zärtlichkeit ihre Wange; ein sanfteres Gefühl schwamm in ihren glänzenden Augen; Hoffnung, so schuldlos und der Gewährung so nahe, hob mit verdoppelten Pulsschlägen ihren Busen. Selbst im Punct des Äußerlichen glänzte sie, die sich nun absichtlich für einen nur schmückte, mehr als jemahls mit reichen Juwelen und köstlichem Gewande. Kein Weib sah sie, ohne zu erblassen vor Neid, kein Jüngling, ohne zu erröthen von hoffnungsloser Liebe.

Aber unter diesem ganzen Schwarm lüsterner Höflinge verschlang keiner mit so gierigem Blicke die Reize Clarens, als — König Philipp selbst. Unbegreiflich

schien es ihm beynahe, wie die Natur ein solches Meisterstück habe hervorbringen — noch unbegreiflicher, wie er bisher dasselbe habe übersehen können. — Stets wandte sein Auge nach ihr sich hin; aller möglichen Erinnerung an Königs-Größe und Königs-Würde bedurfte sein Herz, um nicht laut zu erkennen zu geben: welch ein Gefühl der Bewunderung und welch ein Wunsch der sanftesten Empfindung in ihm aufsteige. Ja selbst diese Erinnerung war nicht mächtig genug, den Monarchen vor einem Schritt zu bewahren, der, zwar eine Kleinigkeit an und für sich selbst, doch ein unerhörtes Wagestück für Philipp IV. war.

Man kennt Spaniens zwangvolles Ceremoniel in den vorigen Zeiten. Man weiß, daß diesem Unding eben der Erste des ganzen Staats am strengsten unterworfen war. Die Beherrscher beyder Indien, die Monarchen, in deren Gebiethe die Sonne nie untergeht, hatten ihre pünctliche Vorschrift, was sie jeden Tag vornehmen, welchen Aufsatz von Speisen sie erhalten, wann sie im Prunk sich zeigen, wann sie bethen, fasten, wachen, schlafen — vielleicht gar, wann sie der Liebe pflegen sollten. — In Peru erzitterten Hunderttausende vor einem Federzuge ihrer Hand; in Mexiko gab ihre Willkür Gesetze, aber im Kalender ihres Hofes stand: Heute reisen Ihro kathol. Majestät nach Aranjuez! und ihre katholische Majestät reisten wirklich, es mochte nun gute Laune oder Hypochonder regieren, der Donner aufsteigen oder die Sonne scheinen.

Daß bey solch einer allmächtigen Etiquette — denn wahrlich es wäre Sünde, für Fratzen dieser Art ein deutsches Wort sich zu erdenken! — auch nicht ver-

gessen worden war, genau zu bestimmen, mit welcher Donna der König an jedem Hoffeste tanzen, und in welcher Ordnung er sie auffordern solle, das läßt sich von selbst ermessen. Und nun schildere sich selbst, wer im Schildern etwas vermag, das Erstaunen, welches alle Genossen und alle Zuschauer des höfischen Festes ergriff, als König Philipp in eben dem Augenblick, da ihn die Reihe traf, mit einer der ältesten, aber auch edelsten Damen im ganzen Königreiche, mit einer Ur-Ur-Enkelinn des Königs Pelagius zu tanzen — — — als König Philipp ganz gelassen diese alte, edle Dame vorbey ging; nicht auf den Anstand und die Ehrfurcht blickte, in welche sich bereits ihr runzeliges Gesicht und ihr gesenkter Körper zwangen; sondern an ihrer Statt Claren durch eine freundlich-gravitätische Kopfneigung zum Tanze aufzog.

Schlachten werden gewonnen, Königreiche werden erobert und wieder verloren, und es kann kaum eine größere Bewegung in den Gemüthern der Theilnehmenden entstehen, als jetzt dieser einzige Schritt des Königs Philipp bewirkte. Von zwanzig Höflings-Nasen drohten die großen Staatsbrillen herab zu sinken; die ohnedieß schwachen Füßchen von zwanzig Hofdamen wankten, als ob ein Erdbeben sie erschüttere. Die jüngern Damen schoßen Basiliskey-Blicke, die ältern schüttelten bedenklich ihr Haupt; ein leises Flistern durchlief des Hofstaats ganzen Kreis; Olivares selbst konnte ein unwillkürliches bedeutungsvolles Husten nicht ganz unterdrücken; — — und nun zumahl ein Blick ins Innerste dieses ehrfurchtswerthen Zirkels! in die Herzen, die von Galle kochten, und von Neide zischten; in die Seelen, die schon krochen, schon

Cabale schmiedeten; in die weisheitsvollen Geister, die da tadelten, lobten, sich verglichen, sich erzürnten; die von der Gegenwart, von dem kleinen Ereigniß dieses Augenblickes auf ferne Jahre schloßen —— o ein solcher Blick, wäre er möglich gewesen, würde an Unterhaltung jedes Schauspiel übertroffen, würde der Menschen-Kunde mehr als manches jahrelanges Studium gewähret haben.

Nur sie, sie, die dieß alles veranlaßte, war auch die Einzige, die dieß alles weder fühlte noch verstand; die mit unerfahrner Sittsamkeit dem königlichen Winke bloß folgte; und voll Schüchternheit zwar, doch auch voll liebenswürdiger Unschuld den Tanz mit ihm anfing. Da war kein Blick, der buhlte, keine Stellung, die erobern sollte, kein Seufzer, der etwas anzuzeigen strebte. Sie tanzte mit Philipp IV. dem Monarchen von Spanien und Amerika, wie sie mit dem letzten seiner Kammerjunker getanzt haben würde. Aber eben dieser unbefangene Anstand, diese absichtslose Einfalt wirkten desto stärker auf ihn. Mit Kunst war er längst bekannt; Natur war ihm etwas neues. Nie hatte auf irgend einer Schönen seines Hofes so sanft, so lange und so mit Wohlgefallen sein Blick geruhet. Zum zweyten Mahl mußte er sich ernstlich daran erinnern, daß er König sey, um nicht stärker noch den Menschen zu verrathen, und die wenigen Worte, die er mit Claren nach dem Tanze, auch ganz der allmächtigen Sitte entgegen, sprach, dienten ihn zu überzeugen, daß ein so reizendes Mädchen nicht Reiz des Körpers allein besitze; und machten seine Seele noch glühender nach ihr.

So wie Clara zurück nach ihrem Platze kehrte, beugte sich alles tief bis zur Erde vor ihr; drängten zehn Höflinge sich herzu, um den Sessel ihr zu rücken; und sechs Herzoginnen drückten im Vorbeygehen ihr freundlich die Hand. Doch auch diese Veränderung bemerkte sie nicht; lächelnd setzte sie sich neben ihre Mutter hin, und hatte nichts Wichtigeres zu erzählen, als daß ihr — warm geworden sey. Aber mit nichten war Donna Elvira indeß so sorgenlos, als ihre unerfahrne Tochter geblieben. Ihr, vertrauter mit den Gesetzen des Hofes und der Leidenschaften, mit der Stimme des Ceremoniels und der Herzen, ihr war nichts von dem, was vorfiel, entgangen. Nicht der ungewöhnliche Schritt des Monarchen, nicht seiner Blicke Sprache, nicht die Bewegung seiner Schranzen, und die Mißgunst des schön seynwollenden Geschlechtes. Sie las in Philipps Seele, als wäre es ein unverschlossenes Buch; sie las eben so deutlich in den Seelen ihrer heuchlerischen Nachbarn; aber eben, weil sie bey diesem Lesen des Vergnügens wenig fand, begab sie sich, sobald es nur schicklich geschehen konnte, vom Feste hinweg, ihr Herz ganz anderer Gedanken voll, als die Weisheit der übrigen Gesellschaft muthmaßen mochte.

Ihre erste Sorge war den Eindruck zu erforschen, den dieß Ereigniß auf Claren selbst gemacht habe. Sie war mit dem, was sie fand, zur reichlichen Hälfte zufrieden. Denn das unschuldige Mädchen muthmaßte von den Gefühlen des Königs auch keine Sylbe; hielt die Aufforderung, die er an sie ergehen ließ, für eine Ehre zwar, doch nicht für eine so seltene Unterscheidung, und weislich hüthete sich Elvira, sie eines Andern zu belehren. Aber eben diese Clara

fand doch auch manches rühmlich an der Person des Monarchen, was kaum mittelmäßig genannt zu werden verdiente; fand edel die Form seines Körpers, voll Würde seinen Tanz, voll ehrfurchtswerther Milde seinen Blick, voll Lieblichkeit den Ton seiner Sprache; und Elvira erkannte aus allen diesen sich unwissentlich verrathenden Zügen, daß weibliche Eitelkeit und die Freude, sich bemerkt zu sehen, auch hier ihr gewöhnliches Vorrecht behaupte, und ward unruhig, indem sie es erkannte.

Doch mit dem nächsten Tage bereits war Elvira wenigstens dieser Sorge los. Denn was die Mutter der Tochter verschwiegen hatte, das konnte der Bräutigam nicht vor seiner Braut geheim halten. Alvaro's Miene beym Morgenbesuch sprach von Eifersucht und Gram! sprach von einem Kummer, der nicht ein Mahl sich stellte, als ob er unbemerkt zu bleiben wünsche. Clara staunte bey der Kälte seines Grußes, bey der abgebrochenen Kürze seiner Reden, und bey der übernächtigen Bläße seiner Wangen. Ihre Fragen stürmten in ihn ein; sie erfuhr bald, was ihn quäle. Mit der Offenherzigkeit, die den Biedermann, und der Wärme, die den Liebhaber bezeichnet, gestand Alvaro ihr, daß er im Könige selbst einen Nebenbuhler zu finden besorge. Ein muthwilliges Lächeln war anfangs Clarens ganze Antwort. Sie ward ernster, als Alvaro, mit dem Ton des gesetzten Freundes, ihr betheuerte, daß seine Rede nur des Hofes allgemeines Urtheil wiederhohle. Sie ward nachdenkend sogar, als Elvira in eben diesem Augenblick zur Thür des Gemaches herein trat, und zur Schiedsrichterinn berufen, gestand:

daß auch sie der Schritt des Monarchen befremdet habe.

Ein Paar Augenblicke schwieg jetzt das holde Mädchen; dann reichte sie ihrem Bräutigam die Hand und sprach: „Don Alvaro darf nie zagen, daß ein Mann „meine Liebe ihm rauben werde. Daß aber König Phi„lipp zumahl dieß nie vermögen soll, das versichere „mein Schwur bey des Erlösers heiligen Mutter, bey „jeder Wonne des Himmels, und bey jeder Folter der „Hölle!" — Mit innigstem Entzücken war jetzt Alvaro zu ihren Füßen gesunken; mit Thränen mütterlicher Freude warf Elvira sich um Clarens Hals; fünf Minuten hindurch sprach bey allen dreyen nur das Gefühl, und nicht ein lautes Wort. Dann, als sie der Sprache wieder mächtig wurden, war einer langen Berathschlagung einmüthiger Schluß: daß Clara nach Möglichkeit des Königs Anblick meiden, und als Neuvermählte wieder erst am Hofe erscheinen wolle.

Eine Unpäßlichkeit, von Elviren vorgeschützt, diente zur Entschuldigung ihrer Eingezogenheit. Verschiedene Einladungen zu Lustbarkeiten des Hofes und zu Festen, die Olivares gab, wurden abgelehnt. Selbst Besuche wurden nur von Wenigen angenommen. Ganz unbefangen erklärte gegen diese Elvire den Don Alvaro für ihren zukünftigen Eidam; sogar auf die Entscheidung jenes Rechtshandels sollte nicht länger gewartet werden; alle Anstalten zur Hochzeitfeyer wurden getroffen, und der Zeitpunct der Verbindung in wenig Tagen anberaumt.

Doch eine bekannte Regel für den Schiffer ist es: daß dann desto stärker die Klippen sich mehren, desto vielfacher die Gefahren des Scheiterns werden, je mehr

man dem Ufer ſich naht. Schon bedenklich war es dem Don Alvaro, als ihm einſt, zur ungewöhnlichſten Zeit, einige Zeilen von Elviren ſich heute ja einzufinden gebothen; noch bedenklicher ward ihm der Zuſatz: daß er zuerſt in ihrem Zimmer vorfragen, und zu einer Stunde erſcheinen ſollte, wo ſeine Clara ſonſt Sieſte zu halten pflegte. — Wie ſinnreich zu eigener Qual und wie zweydeutig zugleich der Argwohn in ſolchen Fällen handelt! Zum erſten Mahl bebte Alvaro vor einem Beſuch bey Elviren; und doch zählte er ungeduldig wieder jede Minute, bis die ihm beſtimmte Stunde da war. — In einer nachdenkenden Stellung, den Kopf mit ihrer rechten Hand geſtützt, traf er ſeine zukünftige Mutter an, als er, bey noch tönender Glocke, zu ihres Zimmers Thür eintrat. Sie ging ihm langſam einige Schritte entgegen; edler hatte nie noch ihre Miene ihm geſchienen; denn es war Kummer in ihr ſichtbar, und Kummer von gewiſſer Art verſchönert das weibliche Angeſicht.

„Don Alvaro, — ſprach ſie, und faßte mit liebreichem Druck ſeine Hand, — als ich zu meinem Eidam Sie wählte, da nahm ich mir vor, alles mit Ihnen zu theilen, was das Glück mir verliehen habe. Doch der Himmel will, daß Sorge das erſte ſeyn ſoll, was uns gemeinſchaftlich trifft."

Alv. Und welche Sorge? — Über mich, Donna Elvira, ſchütten Sie dieſe aus, und ich will ganz allein ſie tragen, wenn ich's vermag!

Elv. Sie vermögen es nicht, und auch, wenn Sie's vermöchten, würde ich der Mutterpflicht nie mich ganz entſchlagen. — Don Alvaro! die Wolke, die wir aufziehen ſahen, der wir zu enteilen glaubten, —

ſie

sie hat uns überrascht und ergriffen. Denn wer glauben Sie wohl, daß heute früh mit seinem Besuch mich begnadiget habe?

Alv. Bey allem, was heilig ist, doch nicht Philipp selbst?

Elv. Nicht er, doch wohl seine Seele! Nicht der König, aber einer, nicht viel geringer, und fast mächtiger noch.

Alv. Ha! Olivares!

Elv. Ja wohl er! — (Mit bitter spottendem Ton.) Er, dieser stolze Günstling, der bey Infanten so selten erscheint, Herzoge oft Stunden lang in seinem Vorzimmer warten läßt, und Grafen-Söhne, an Geburt ihm gleich, zu seinen Pagen annimmt, er kam in Person hierher, um nach meinem Befinden sich zu erkundigen; und sich zu erinnern — wovon ich kein Wort je hörte, — daß er ein vertrauter Freund meines Gemahls gewesen sey; um mir in meinem Rechtshandel seinen Rath, zu dessen Gewinn seine Unterstützung anzubiethen, um — — ha, wie sollte ich selbst noch alles wissen, was der Staats-Minister schwatzte und log.

Alv. (mit erzwungener Kälte.) Und sagte er sonst nichts?

Elv. Wäre nicht dieß schon genug? Läßt nicht nun manches sich fürchten? Sollte in solch einem Besuch einem Mann von Ihrer Weltklugheit nicht manches schon verdächtig seyn?

Alv. (Bitter lächelnd.) Nein, bey Gott, verdächtig nichts! aber wohl manches so gewiß, daß es mich Wunder nähme, wäre es hierbey nur geblieben! Zu geitzig mit jeder Minute, zu bequem für jeden

Schritt pflegt Olivares zu seyn, als auf zwey Gänge zu vertheilen, was er mit einem vielleicht auszurichten hoffte.

Elv. Wohlan denn, Alvaro, wenn Ihre Seele Ihnen weissagt, was ich aus Schonung nur allmählig vorzubringen willens war, so wissen Sie hiermit: Olivares hat allerdings mehr noch gesprochen! — Als ich keinen seiner Winke verstehen, keine seiner Erbiethungen nützen, durch kein Lob mich blenden lassen wollte; als nach zweyfältiger Frage noch keine Clara erschien, und ich jedem Versprechen, bald wieder am Hofe zu erscheinen, behuthsam auswich; da enthüllte sich der Hinterlistige bald mehr und mehr; da sprach er zuletzt so deutlich vom Wohlgefallen des Monarchen, von dem Glück, das Claren winke, von der grenzenlosen Freygebigkeit König Philipps, von dem Gruß, den er meiner Tochter zu hinterbringen habe; daß es umsonst gewesen wäre, nicht endlich zu verstehen, was er nur allzu deutlich sagte.

Alv. Und Ihre Antwort, Signora? Ich zittre vor ihr.

Elv. (mit sehr ernstem Blick). Sie zittern? dieß meine zweyte Beleidigung für heute!

Alv. (betreten). Wie?

Elv. Die zweyte, sag' ich! Und fast größer noch diejenige, die mir von Ihnen, als die vom Olivares mir zugefügt wurde! — Don Alvaro, ich bin eine Spanierinn, bin vom edlen Blut, und — dem Himmel sey Dank! — ich habe es nie entweiht. Ein Sclave, gewohnt selbst zu kriechen, gewohnt jedes vom Könige gebothene Laster als eine Tugend zu preisen, fähig uns alle zu morden, wenn er nur einen Tag

fänger auf seinem Posten sich behauptet — kurz, ein Olivares konnte mich verkennen! Aber Sie! — — (Als wollte sie sich entfernen).

Alv. (sich nieder aufs Knie vor ihr werfend). O meine Mutter! über mich hinweg muß Ihr Weg gehen, wenn Sie jetzt mich verlassen wollen! Ja, ich habe gefehlt! Schütten Sie Ihren Zorn über mich aus! Lassen Sie das Schrecklichste, was mich treffen kann, lassen Sie Ihre Verachtung mich strafen! Aber hören Sie zu meiner Vertheidigung auch die zwey Worte nur: Ich liebe!

Elv. (mit gütigem Lächeln). Sie haben Recht! Viel entschuldigen und vertheidigen diese zwey Worte schon. (Sie setzt sich wieder). Hören Sie denn! daß ich dem Minister antwortete, wie es Ehre und Mutterpflicht gebothen, daran, Don Alvaro, hoffe ich, werden Sie nicht mehr zweifeln. Wozu Wiederhohlung daher unsers ganzen Gesprächs? Auch die Summe davon reicht schon hin! — Mit einem Ernst, der zweifelsfrey Stolz in seinem Munde heissen wird, erklärte ich ihm: daß ich zwar nie in meiner einzigen Tochter die Liebschaft eines Monarchen, und wäre er aller vier Welttheile Herr, dulden würde; daß ich es aber noch minder jetzt zugeben könnte, da Clarens Besitz einem würdigen Edlen bereits versprochen sey. — Er fragte, wem? und lächelte, als er Ihren Nahmen hörte.

Alv. (erhitzt einfallend). Lächelte! — Lächelte! Donna Elvira, sagen Sie?

Elv. Lächelte, wie ein Teufel es thun mag, wenn er einen leichten Feind zu überwinden hofft.

Alv. (außer sich fast). Ha! der Nichtswürdige!

der Elendeste aller elenden Kuppler! Bey meinem Leben schwöre ich ihm — —

Elv. Ruhig, Brausender! Was man ihm sagen kann, habe ich ihm nicht verschwiegen. Mit sichtlichem Unwillen eilte er hinweg. Mit einem Unwillen, der uns Vorsicht und Vorkehrung gleich stark anräth.

Alv. Darf ich reden?

Elv. Alles!

Alv. O meine Mutter, so beschwöre ich Sie, lassen Sie Beschleunigung unsere erste Maßregel, Einsegnung durch Priesterhand unser erstes Geschäft seyn! Lassen Sie Claren heute noch meine Gemahlinn werden!

Elv. Unbesonnener! daß morgen zum zweyten Mahl Ihre Ungnade entschieden sey?

Alv. Ungnade? Was nennen Sie so, Donna? Daß ein Monarch mich nicht mehr mit seinem Lächeln beehrt? daß ich nicht mehr, einem Sclaven gleich, mich bücken muß, wenn er räuspert, hinfliegen, wenn er winkt, die Hand küssen, wenn er sie darbiethet? daß ich fern von Madrid in ländlicher Ruhe ein längeres Leben genießen und den König selbst auf meinen Gütern spielen darf? daß ich, vergessen vom höfischen Troß, angebethet von meinen Unterthanen werde, deren Vater ich seyn will?

Elv. (einfallend). Und vielleicht nicht seyn kann! — Don Alvaro! meine Schreckens-Posten sind noch nicht geendigt. Sie wissen den Rechtshandel, auf den meines Vermögens größte Halbscheid beruht; wissen, daß er gewonnen ist vor Gott, und auch vor Menschen bald es seyn sollte. Jetzt, fürchte ich, wird er es nimmer seyn. Auch mit ihm drohte Graf Oliva-

res mir: und mit Wahrheit konnte er drohen; denn wie er gebiethet, sprechen meine Richter.

Alv. (nach dem Schweigen einiger Augenblicke). Wer vermöchte dieß zu läugnen, und doch — — Grausames Geschick, o daß ich für mich allein hier sorgen dürfte!

Elv. Und was würden Sie dann thun?

Alv. O mir, mir wäre dieser Schlag gleichgültiger, als jeder andere. Wer Claren empfängt, Claren, wie sie aus den Händen der Natur und der Erziehung einer so trefflichen Mutter kommt; — ausgesteuert durch sich selbst, keines Maravedis Besitzerinn oder Erbinn — auch der empfängt schon unendlich viel! Auch der ist schon so neidenswerth, daß er des Reichthums entbehren, und der Monarchen spotten kann. Aber freylich spreche ich hier nur in meine Seele.

Elv. Auch in die meinige sprachen Sie mit! — Jener Rechtshandel, ich wünschte ihn gewonnen zu sehen; doch seinetwegen der Tugend ungetreu zu werden, kam mir noch nie in den Sinn. Geht er verloren, so ist mein Reichthum dahin, doch in die Tiefe der Armuth versinke ich noch nicht. — Aber Alvaro! Alvaro! auch dieser Entschluß auf ihrer und meiner Seite hebt nicht jedes Hinderniß. Den letzten, den schwierigsten Punct verschwieg ich ihnen noch.

Alv. Noch einen?

Elv. Sie und ich sind unterthan dem Monarchen — —

Alv. (einfallend). Wenn er kein Laster gebiethet.

Elv. Einverstanden! — Lesen Sie nun diesen Brief, den Olivares eine Stunde nach seinem Abschied mir sandte. (Indem sie ihm diesen darreicht).

Alv. Wie? so schnell im Blitze schon der Donner? Ha, ich errathe — ich errathe die Sprache des Elenden zum Voraus! (liest). „Von ganzer Seele, „Donna Elvira, wünsche ich Ihnen Glück; Sie haben „glorreich eine Probe bestanden, der tausend Mütter „unterliegen würden. Verstellung war bloß die Spra„che, die ich auf Sr. Majestät Befehl mit Ihnen spre„chen mußte. Mit Bewunderung vernahm er die Ant„wort darauf; mit königlicher Milde wird er eine so „seltene Tugend zu belohnen wissen. — (Einen Augenblick inne haltend, mit bitterer Lache). Wird er? Wird er wirklich? Ha, wo ist der Blinde, den solch eine Larve täuschte? (weiter lesend). „Er selbst will fortan Vater„stelle bey Claren vertreten; er selbst für einen Gemahl „aus den Ersten seines Hofes, und aus den Edelsten „seines Reiches sorgen. Aus eben diesem Grunde un„tersagt er die vorhabende Verbindung mit Don Alvaro „de Sugnez. — — (Alvaros Hand entsinkt das Papier auf den Tisch hin, woran er bisher sich gelehnt hatte; ein zorniges Zittern durch seinen ganzen Körper nöthigt ihn sich niederzusetzen. Er ist nur der verbissenen Worte fähig). — Schändlich! — Schändlich!

Elv. (sich ihm nahend, und ihre Hand auf seine Schulter legend). Sie sind Mann, sind Ritter, sind Spanier. Fassen Sie sich! Vollenden Sie die Lesung dessen, was ja doch — doch ein Papier nur ist.

Alv. Ich danke Ihnen Donna. — (Es aufhebend). „Untersagt die Verbindung mit Don Alvaro de Sug„nez; verbiethet sie bey Verlust seiner Gnade, bey „Verlust sämmtlicher Güter auf beyden Seiten. Stren„ge scheint dieß Wort zu seyn, doch auf wahre königliche „Huld ist es gegründet; kein Zweifel daher, daß Don-

„na Elvira es gern befolgen wird. Graf Olivares.“ — Vortrefflich! Vortrefflich! Wenn's eine Gerechtigkeit dort oben gibt, ſo wird ſie den heuchleriſchen Buben, der dieſen Brief ſchrieb, und den tyranniſchen Wollüſtling, der ihn geboth, zu finden wiſſen. — Donna Elvira, leben Sie wohl! (Will ſich entfernen).

Elv. (erſtaunend). Was iſt das? Wo wollen Sie hin?

Alv. Jetzt hinweg von Ihnen, und in wenig Stunden von Madrid. Frevel wäre es, in meinen Fall auch Sie zu verwickeln! Frevel, zu fordern, daß —— (Mit geändertem Ton). O Donna Elvira! meinem Gefühl, dem Wirbel meiner Empfindungen gebrechen Ausdruck und Worte. Aber mein Herz kennt ſeine Pflicht. Segen des Himmels ſey über Claren und Elviren! Es war beyden ein Ernſt, mich zum neidenswürdigſten Sterblichen zu machen. Doch ſie tadeln, wenn ſie Königs-Worten gehorchen, wenn Königs-Drohung ſie erſchüttert, das würde von mir eine Ungerechtigkeit ſeyn; und mit willigem, wiewohl blutendem Herzen erlaſſe ich Sie daher Ihres Verſprechens. (Verbeugt ſich und will ab).

Elv. (ihn bey der Hand faſſend). Nein, Don Alvaro, ſo ſcheiden wir nicht von einander! So nehme ich Ihr Erbiethen nicht an! — Was ich bisher mit Ihnen ſprach, erpreßte fremde Bedrückung; auf eine Frage meines eigenen Herzens fordere ich noch Antwort von Ihnen.

Alv. Befehlen ſey Ihre Sorge, und Gehorchen die meinige.

Elv. Dieß kleine Käſtchen hier verwahrt meinen Schmuck und die Juwelen meiner Tochter; auch an

sichern Papieren enthält es einige tausend Piaster. Zum Wohlstand freylich nicht Mittel genug, doch hoffentlich ein Schutz für die Nothdurft! Wenn mit dieser kleinen Habe, und mit desto größerer Zuversicht auf eine schützende Fügung, Clara und Elvira jetzt zu entfliehen suchten, in irgend ein stilles Thal der Sevennen, in irgend ein fernes Eiland ruhiger Welten; — wenn Sie entschlossen wären, dort treu der Tugend zu leben und zu sterben; zu entsagen allem, was Vaterland Süßes und Reichthum Lockendes hat; — Don Alvaro! hätten wir wohl dann einen Begleiter?

Alv. (der noch einen Augenblick, als harrte er einer weitern Rede, sie anstarrt.) Hör' ich eine Römerinn sprechen? Eine Mutter der Gracchen? Ist dieß die Stimme heldenmüthiger Entsagung oder der Prüfung nur? — O Donna Elvira, wenn es mit diesem Entschluß Ernst Ihnen ist, dann soll Alvarens Arm Sie geleiten, und ging es in Hölle und Grab! dann soll — und wär's im Bettlergewand auch — für Claren dieß Herz nur schlagen, bis es steht und bricht.

Elv. Gilt dieser Handschlag darauf?

Alv. Kein Mißtrauen weiter, Donna! Es trifft und schmerzt allzu tief. Mein Schwur und dieser Handschlag gilt.

Elv. So sey diese nächste Nacht der Zeitpunct unserer Flucht! So trage ich es Ihnen auf, Don Alvaro, sogleich für Rosse, für einen Diener, für alle Nothwendigkeiten der Reise zu sorgen; so — —

Alv. Halten Sie ein, Donna Elvira! Diese nächste Nacht schon, sagen Sie? — Ich bin der Ihrige auf immer. Doch nur drey Tage Aufschub noch, darum bitte, darum beschwöre ich Sie.

Elv. (verwundernd). Wie, Sie könnten zaudern, könnten vergessen — —

Alv. Nein, ich denke auf alles; aber hören Sie mich und richten dann! Daß ein mißtrauischer, wollüstiger Tyrann uns auspassen, ein betrogner, wüthender Räuber uns hinten nach stürmen wird, das begreif' ich; daß Eile gut sey, gesteh' ich; und daß er nie uns erreichen soll, das hoff' ich. Aber, Signora, ich bin der Sohn, der einzige Sohn, wie Sie wissen, eines ehrwürdigen Vaters, bin seine einzige Freude, sein einziger Trost. Eine Tagreise fern von hier lebt er in ländlicher Stille. Hört er meinen Entschluß, hört er die Gründe, die mich drängen; sein Segen begleitet uns sicher. Aber auch für ihn zu sorgen, ehe ich Freund und Vaterland verlasse; ihm ein Lebewohl wenigstens zu sagen, das ist Pflicht, — unerlaßbare Pflicht.

Elv. (nach einer kleinen Pause). Umarmen Sie mich! Umarmen Sie mich! Don Alvaro! ich war auf Tugend bey Ihnen gefaßt; auf Heldenmuth und Verläugnung. Doch diese kindliche Ehrfurcht überrascht mich. Und nun kein Tropfen Bluts mehr in mir, der sich Ihnen nicht vertraute; kein Gedanke, der sich verhehlte. — (Indem sie eine Seitenthür öffnet). Clara, Clara, komm! Komm und danke deinem Geliebten, nicht für seine Liebe bloß! Dank ihm auch für dieß edle Herz, das dein Glück für alle Zukunft sichert!"

Redlich erfüllte Clara den Auftrag ihrer Mutter. Mit jener unwiderstehbaren Scham einer Jungfrau, und doch auch mit dem ganzen Feuer des liebevollen Mädchens warf sie sich in die Arme des, halb bestürzt und halb entzückt, ihr entgegen eilenden Bräutigams. — „Clara, unsere Zeuginn!" mehr stammelte er nicht.

Nur zu zahllosen Küssen, nicht zu Worten hatten ihre Lippen Zeit und Kraft. — „Bin ich es auch werth? — werth, daß du so mich liebst, Alvaro?" — das war alles, was Clara endlich zu sagen vermochte. Aber der Blick, womit sie es sagte, die Purpurröthe ihrer Wangen, das Anschmiegen ihrer Hand an den Nacken des Geliebten, das frohe Zittern ihres ganzen Körpers — o! gegen Beredsamkeit dieser Art ist Cicero ein Stümper und Demosthenes ein Lehrling!

Auch fühlte Don Alvaro sein Glück, wie er sollte. Hingesunken auf sein linkes Knie, dankte er jetzt der Vorsicht für ihren unbeschränkten Segen, schwur er jetzt seiner Auserwählten Treue hier und dort; zagte er jetzt wieder: ob seine Wonne ein Traum oder Wirklichkeit sey. Nicht Freude bloß, des Entzückens höchster Rausch sprach und wirkte aus ihm.

Versunken im Gefühl mütterlicher Zärtlichkeit sah einige Minuten lang Elvira diesem seltenen Schauspiel zu. Ihres Lebens schönste Augenblicke waren nicht reicher an Freude gewesen. Ganz schien sie zu vergessen, durch welche bittere Prüfung dieser Auftritt veranlaßt werde. Aber nicht lange blieb ihr Bewußtseyn aus, und als es zurückkehrte — sonderbar der Wechsel, der dann sich zeigte! Düster ward ihr Auge, bleich ihre Wange, gramvoll der Zug ihrer Mundes, ihr Ganzes einer schmerzhaften Mutter-Gottes Bild, die im Gemählde eines Raphaels herab aufs Grab ihres Sohnes schaut; — und sieh da, in eben dieser Secunde noch funkelte wieder neu ihr Blick, färbte rasch aufsteigendes Blut ihre Wange, und mit dem Ton des feyerlichsten Muthes rief sie:

„Nein! Nein! ein Paar, das so sich liebt, so ganz Glückseligkeit im weitesten Umfange verdient — dem darf kein Mittel zum Glück durch meine Schuld gebrechen! dem soll — — gefaßt ist mein Entschluß! so gut als gebracht ist mein Opfer.

Mit jener staunenden Aufmerksamkeit, die jedes Wort zwar deutlich hört, doch nicht ein einziges begreift, blickten Elviren hier ihre Kinder an. — Was für einen Entschluß, was für ein Opfer sie meine, fragten sie Beyde zu wiederhohlten Mahlen, aber vergebens. — „Dringt nicht in mich; war die Antwort: „Ihr sollt alles erfahren, nur jetzt nicht! Was ich eu„renthalben zu thun gedenke, ist schwerer vielleicht, als „Aufopferung des Lebens selbst; und doch thu' ich's mit „Freuden; thu' es hoffentlich zu eurem Glück, und „auch zu dem meinigen. Nur das beschwör' ich euch, „wenn ihr auf Augenblicke in der Achtung meiner Tugend „wankt, wenn ihr — Doch nein, nein! ich kann's noch „nicht enthüllen. Verlaßt uns jetzt, Don Alvaro, auf „einige Stunden! Ich hoffe, wir fliehen nicht.

„Wir fliehen nicht! — Donna Elvira" —

„Keine Frage weiter! Und noch weniger Unwil„len! — Ich hoffe, wir fliehen nicht. Doch trefft jede „Anstalt im Fall, daß wir müßten, und seyd dessen „gewiß: Clara ist die Eurige, oder die Allmacht des „Ewigen selbst müßte sie Euch entreißen."

Don Alvaro entfernte sich. Ehe noch eine Stunde verfloß, sandte Elvira folgende Antwort an Olivares.

„Deutlich genug, Graf, ist der Sinn Ihres Schrei„bens und der Wille des Monarchen. Doch wenn „Sie bisher im Ernst meine Standhaftigkeit bewun„derten, so wird vielleicht eben so unerwartet mein

„jetziger Entschluß Ihnen dünken. — Ich bin zu al-
„lem bereit, was mein König gebiethet. — Über ei-
„nen einzigen Punct erwartet mein Gewissen seine
„Beruhigung aus Sr. Majestät eigenem Munde,
„und eine Audienz bey ihm ist daher mein ganzer
„Wunsch."

Elvira irrte sich nicht. Selbst jene Tugend war dem Höfling kaum so unvermuthet als ihre jetzige Nachgiebigkeit gekommen. Fast hätte er in diesem Wechsel einen Betrug, in diesem Gesuch um Audienz eine Hinterlist geargwohnt. Doch eben so schnell fiel ihm wieder ein, daß Elvira eine Frau, und nichts wandelbarer als weibliche Tugend sey. Er eilte zu seinem König, er verpfändete seinen Kopf, daß binnen zwey Tagen Clara wissen würde, wie es in fürstlichen Armen sich ruhen lasse; und er scherzte mit ihm über die sterbende Gewissenhaftigkeit der Mutter. Eine Unterredung ward für den nächsten Morgen ihr zugesichert; daß ein Versprechen von königlicher Gnade mit beygemischt wurde, wird, auch ungesagt, jeder errathen, der nur ein wenig auf Hofsitte sich versteht.

Die Liebe des Königs war eilend, war im Voraus nun einer baldigen Gewährung gewiß; und doch — so zaghaft sind selbst die Mächtigsten der Erde, wenn ihr Gewissen sie straft — und doch schlug Philipp etwas verlegen sein Auge nieder, als Elvira eintrat! doch würde er unentschlossen zur ersten Rede gewesen seyn, hätte sie dieselbe erwartet. Aber noch einige Schritte weit war die Donna, als sie, sogleich wieder von ihm selbst aufgehoben, ihr Knie beugte, und also begann:

„Verzeihung Ew. Majestät, wenn ich jetzt ganz zu meinem Monarchen spreche, wie mein Herz empfindet, nicht wie die Förmlichkeit gebiethet! Verzeihung, wenn ich ohne Umschweif und Eingang zu einer wichtigen Frage mich sofort erkühne!

Zu welcher? Sprecht ohne Zwang und Scheu, Donna Elvira!

„Ist es wahr, was Graf Olivares, bey einer Bürgschaft, die freylich zweifelslos seyn sollte, bey seiner Ehre, mich versicherte? Ist es wahr, daß Clara, meine Tochter, das Herz Eurer Majestät zu gewinnen verstand?

Die Verlegenheit des Monarchen wuchs. — „Und wenn dem also wäre?" brachte er spät, und mühsam heraus.

„Nein, Ihro Majestät, ich will nicht wiederhohlen, was ich dem Bevollmächtigten Ihrer Liebe auftrug; nichts von dem sagen, was Tugend und Mutterpflicht mir zu entgegnen gebiethen. Mein Ohr soll auf den Befehl meines Monarchen hören, und auf keine Stimme weiter. Meine eigene Hand soll Claren in dieß Gemach hier führen. Aber vier Worte schweben noch auf meiner Zunge. Ob auch diese unerschüttert Ihre königliche Seele lassen werden; ob stärker seyn wird Religion oder Liebe, Gesetz oder Leidenschaft? darauf bin ich begierig."

Nicht begieriger wenigstens, als ich auf Eure Rede! Sprecht heraus, Donna, was kann das seyn?

Nichts mehr, als dieß: Clara ist Ihre Schwester?

„Meine Schwester!" rief Philipp und bebte zwey Schritte weit zurück. — Clara meine Schwester! wie-

verhohlte er und ſtarrte Elviren an, wie er den Bothen kaum angeſtarrt haben könnte, der ihm in mitternächtlichem Schlummer den Raub ſeines Throns zugerufen hätte. — Mit geſenktem Auge, geſenkt aus Scham oder Ungewißheit, ſtand die Mutter da. Es ſchien, als habe ſie ausgeſprochen für immer. Erſt ſein doppeltes Unmöglich! erſt die Frage: Wollt' Ihr ein Mährchen mir erzählen? weckten ſie aus ihrer Betäubung.

„O daß es ein Mährchen wäre, und ich ſtünde vor dem Gericht meines eigenen Gewiſſens ſo ſchuldlos da, wie bisher vor dem Gerichte der Welt! — Doch auch Elvira war einſt, was jetzt Clara iſt. Auch Philipp III. fühlte für ſie, was ſein Sohn jetzt für ihre Tochter fühlt. Geſchenke, Drohungen, Schmeicheleyen — o ſchont meiner Scham, Sire! — Genug ich war jung, mein Gemahl alt; auch Euer Vater hatte einen Olivares, der die Kunſt der Beſtrickung verſtand! — Indeß Don Alonzo gegen Frankreich kämpfte; indeß ich traurige Tage und langweilige Nächte zählte — — Monarch, das Übrige iſt ſo leicht zu errathen und doch ſo ſchwer zu erzählen für eine Frau, die gern dieß unglückliche Geheimniß mit in die Gruft genommen hätte! — Schaut hier das Bildniß Euers Vaters! Urtheilt, ob es ihm gleicht! O der Morgen, wo er mir dieſes gab, war meiner Ruhe letzter!

„Bey der heiligen Jungfrau, ſein Bild!"

Elv. (etwas gefaßter). Sire! was Ihr auch nun über Claren zu beſchließen geruht — Euer ſey die Wahl und die Schuld! Nur um eines, eines beſchwör' ich Euch. Beym Geiſt Eures Vaters, bey Eurer königlichen Krone, eines, bitte ich Euch, gewähret mir!

Philipp. (ſtolz). Bittet!

Elv. Ist Euch die Stimme der Religion theurer, als eine flüchtige Begierde; — verdient es Dank, daß ich nicht Blutschande über Euer Reich und Eure Seele häufen wollen; so gewährt mir dafür den Don Alvaro zum Gemahl meiner Tochter! Ich gab ihm mein Wort, und er hat ihre Liebe. — Ach, es ist hart genug, daß ich dem Gatten Treue brach, zwingt mich nicht auch, dem Eidam sie zu brechen.

Philipp. Ich will's überlegen.

Elv. Niemand weiß um das Geheimniß, das ich Eurer Majestät anvertraute. Die einzige meiner Frauen, die meine Schwäche kannte, ruht vorlängst im Grabe. Clara hält den für ihren Vater, den alle Welt dafür achtet. Darf ich hoffen —

Philipp. (stolz). Daß ich thun werde, was mir ziemt und beliebt.

Donna Elvira ging. Trotz der erzwungenen Hoheit des Monarchen in seinen letzten Worten, war der bängliche Kampf seiner Seele in jedem Ton, in jeder Miene merklich. Von allen Pflichten des Fürsten und des Menschen hätte er sich zu entledigen gewußt, doch die Gesetze der Religion waren ihm heilig; nicht weil sie Religion, sondern weil sie von der Wiege an sein Schreckgespenst, seiner Seele Folter, und desto wichtiger für ihn gewesen waren, je dunkler er sie fand. Inquisitoren waren seine Lehrer, und die abergläubigsten aller Mönche seine Erzieher gewesen. — Clarens Schönheit, und der Bann der Kirche; Genuß ihrer Liebe, und Furcht vor des Fegfeuers Flamme! Geboth seines Fleisches und Verboth seines Glaubens! Lange zweifelte der Monarch; schon hatte Olivares, auch hierin sein Vertrauter, Lust, auf Clarens Seite sich

zu schlagen; doch bald besann er sich, daß diese Sünde, wenn sie ruchtbar würde, von einigen Priestern, die ihn haßten, auf seine Rechnung geschrieben werden könnte; daß sie noch schwärzer seinen ohnedieß gehaßten Nahmen beym Volke zu machen vermöge; und bedeutungsvoll zuckte er daher mit der Achsel. Seine Stimme, und Philipps innerer Schauder siegten. Der Monarch — wie ihm zu sagen beliebte — entschloß sich großmüthig zu seyn; und ein Handschreiben seines Günstlinges meldete Donna Elvira: daß ihr Gebiether nicht nur Clarens Vermählung mit Don Alvaro billige, sondern daß er selbst die Kosten der Hochzeitfeyer auf sich nehme, und das erste erledigte wichtige Gouvernement Ihrem Schwiegersohne zusichere.

Eben war Don Alvaro bey Elviren, als dieser Brief ankam. So sorgsam, als nur immer ein beherzter Mann seyn kann, blickte er auf sie, indem sie ihn las. Ohne eine Sylbe zu sagen, reichte sie ihm denselben. Auf jede Härte war er, bevor er ihn hinnahm, gefaßt; aber mit fast betäubendem Entsetzen überraschte ihn diese unbegreifliche Milde. Zehn Mahl hatte er das Schreiben schon, jetzt laut, und jetzt leise gelesen, und doch zweifelte er, ob er auch eine Sylbe nur davon verstehe; zehn Mahl hatte er Claren und Elviren angestarrt, und statt alles Aufschlusses bey jener nur eine gleiche Verwunderung, bey dieser ein halb schmerzhaftes Lächeln erblickt. Selbst der Rede war er nicht mächtig, und erst spät unterbrach Elvira diese sonderbare Pause mit der Frage:

„Nun, Don Alvaro, hat meine Beredsamkeit nicht Wunder gethan?"

Bey

Bey meinem Leben, rief er, das hat sie! — Die Erscheinung von zehn Heiligen würde es mir minder dünken. — Ich beschwöre Sie, theuerste Mutter, woher kommt das?

„Lassen Sie uns nützen, was da ist; nicht grübeln, woher es kommt! — Ein glühendes Eisen, dieweil es glüht, nicht schmieden, mag fehlerhaft seyn; doch zehn Mahl fehlerhaft ist es; Fürstengnade nicht nützen, die so selten sich einstellt, und so bald verschwindet. — Jetzt Ihre Pflicht, dem Günstling eine Aufwartung, dem König, wo möglich, Ihren Dank abzustatten! Besorgen Sie dieß, und wir sprechen uns dann weiter.

Mit jenem blinden Gehorsam, der dem Spanier gegen das schöne Geschlecht eigen zu seyn pflegt, entfernte sich Don Alvaro; auch Clarens Forschen war vergebens. Hätten die übrigen Theilnehmer des Geheimnisses geschwiegen, wie Elvira, die Sonne würde es nie beschienen haben. — Doch kein Geboth versiegelte des Grafen Olivares Lippen; bald vertraute es der königliche Günstling seinem eigenen Günstling an; bald dieser es seiner Geliebten; die Geliebte ihrer Schwester, die Schwester einem andern Höfling. Kurz, von Ohr zu Ohr gestiftet, ward es am nächsten Morgen schon die neueste Neuigkeit des Hofes. Alle staunten; denn Elvirens Tugend hatte bisher für einen Fels im Meer gegolten. Aber auch alle fanden bald diesen Fehltritt sehr natürlich; ja, nicht wenige versicherten dreist genug, seit vielen Jahren schon etwas ähnliches gemuthmaßt zu haben. „Es war ja erstaunend, hieß es, wie Clara dem verstorbenen König glich! Es war ja kein Zug vom alten Don Alonzo

an dem Mädchen zu spüren! Es war — o unübersehlich schien das Feld, auf welchem Schmähsucht jetzt sich herumzutummeln vermochte. Nur ob Donna Elvira klug bey solch einer Entdeckung verfahren habe? Ob sie nicht das Glück ihrer Tochter und ein eigenes blendendes Loos zehn Gewissenszweifeln hätte vorziehen sollen? das blieb eine Frage noch, die eilf Zwölftheile im Herzen nach Höflings-Sitte beantworteten.

Natürlich mußte eine Sache dieser Art zwar etwas später, doch immer noch früh genug, auch zu Alvaro's Kundschaft kommen. — Die Anstalten seiner Hochzeitfeyer waren unermüdet fortgesetzt worden. Auf Gewinnung ihres Rechtshandels bedurfte Elvira nicht mehr zu warten; noch zwey Tage waren bis zur wirklichen Heirath rückständig; da entdeckte ihm ein Dienstfertiger oder auch vielleicht ein neidischer Freund, welch ein Gerücht von Clarens Abstammung umhergehe. Rasch und mechanisch griff Alvaro nach seinem Degen, als er das erste Wort von dieser Neuigkeit hörte; nachdenkend ließ er die Hand wieder sinken, als jener Freund seine Gewährsmänner nannte, und als seine eigene Besinnung verschiedene wichtige Gründe ihm darboth. Ein fürcherliches Licht ging ihm jetzt plötzlich auf. Jetzt begriff er den schnellen Wechsel in des Königs Gesinnung; jetzt das Wunder, das Elvirens Beredsamkeit gewirkt hatte; jetzt den lächelnden, zweydeutig-freundlichen Glückwunsch des Grafen Olivares: daß er mit so edlem Blute sich verbinde. — Wahrlich! es war ein sonderbarer Schauer, der durch sein Innerstes brauf'te. — Er fühlte sich als Spanier, als ein edler, als ein stolzer Mann; was manchem Höfling noch ein Zuwachs von Veredlung geschienen hätte, dünkte ihm

mit Recht Verringerung derſelben zu ſeyn; aber mehr noch als alles dieß ſchmerzte ihn der Gedanke, ſich geirrt in ſeiner Ehrfurcht gegen Elviren zu haben. — Haſtig verließ er ſeinen Freund; nach einer kurzen Sammlung von Entwürfen eilte er zu ſeiner Schwiegermutter ſelbſt.

Elvira verſtand ſich auf die Geſichter der Männer, zumahl derjenigen, die ſo offen wie Don Alvaro handelten. Gleich beym erſten Tritt in ihr Gemach ſah ſie die Bewegung ſeiner Seele, und fragte nach deren Grund. Er ſuchte einzukleiden, was er gehört hatte und empfand; doch zu ſtürmiſch war ſein Herz, als dieſe Einkleidung ihm gelingen zu laſſen; auch erſparte ihm Elvira, als ſie ſah, was ihn drücke, die Vollendung.

„Don Alvaro (ſprach ſie, und eine helle Thräne funkelte in ihren Augen), fanden Sie, ſeit Sie mich kennen, einen Flecken in meinem Herzen, eine Lüge in meinem Munde, einen Schatten in meiner Zucht, einen Anſtoß in meiner Redlichkeit?"

Keinen!

„Erinnern Sie ſich meiner Rührung, als Sie und Clara dem Schickſal zu trotzen entſchloſſen waren? Erinnern Sie ſich meines Schwurs: Leicht ſey die Aufopferung meines Lebens gegen den Schritt, den ich Eurentwegen zu thun gedächte!"

Alv. (wie aus einem Traum erwachend.) Ja wohl erinnere ich mich deſſen.

Elv. (gerührt.) Und vergaßen doch der Bitte, die ich anhing? der Bitte: höchſtens auf Augenblicke nur in Achtung meiner Tugend zu wanken! Vergaßen —

Alv. (hitzig einfallend.) Nein, Signora, nein! ich that dieß nie. — Und hätte ich's auch gethan — Diese Thränen — diese Erinnerung — — Ha! ich habe genug; ich will hin; will mit diesem meinem Stahl jeden Nichtswürdigen strafen, der solch eine Unschuld lästern kann! will's, und wenn Olivares selbst —

Elv. (ihn, der fort will, zurückhaltend.) Unbändiger, was wollen Sie thun? Das Gebäude eines Glückes, das wir so mühsam bauten, vielleicht auf immer zerstören? Unrecht thun, indem Sie Recht zu handhaben wähnen? — (Schmerzhaft.) Sprach ich ein Wort noch von meiner Unschuld? Läugnete ich wohl — (Sie stockt aus innerm Kampf.)

Alv. (ganz bestürzt sie anstarrend.) Wie Signora? es wäre möglich! —

Elv. Alvaro! — (halb für sich.) Mächte des Himmels! ihr seht meinen Kampf, unterstützt mich in ihm! — Alvaro, ich beschwöre Sie, glauben Sie mir — aber glauben Sie mir, ohne weiter zu forschen! — Elvira will durch Claren das Glück ihres Lebens — will es ganz durch sie nur machen! Noch mehr! rein ist Clarens Geburt! Alle Geister der Hölle haben keine Anklage für sie; und doch darf jenes Gerücht noch nicht widerlegt werden.

Alv. Wie! ich sollte dulden —

Elv. (mit gerechtem Unwillen.) Wohlan, Unsinniger, so gehen Sie denn, und thun, was Ihnen gut däucht! Aber antworten Sie mir erst: Warben Sie in Claren nur um die Tochter des Don Alonzo? — Entehrt es die schönste von Spaniens Jugend, wenn Königsblut in ihren Adern fließt? Würde jener Fehltritt, wenn er auch Fehltritt wäre, für je-

mand anders, als höchstens für mich nur, schmählich seyn? — Und sey er es für mich! sey er es, so viel man wolle. Ich will sie dulden diese Schmach! — (stolz.) Dulden, denn ich hoffe sie noch zu überleben, hoffe, daß ihr alle dereinst — — (Sich besinnend und den Ton verändernd.) Alvaro, ich beschwöre Sie, gehorchen Sie dieß Mahl nur blindlings einer Mutter, die Sie liebt; die nicht ohne Ursache in ihres Lebens wichtigstem Geschäft Gehorsam von Ihnen fordert! — Als Spanierinn, als Donna, als die Frau, der Sie schon Ehrfurcht gelobten, begehre ich von Ihnen: Seyen Sie taub gegen jedes Gerücht, blind gegen jeden Wink! Clarens Hand ist die Ihrige; nehmen Sie sie hin, ohne weiter zu forschen! Gereut es Sie am ersten Morgen Ihrer Ehe, so gehandelt zu haben, so erlöse keine Messe dereinst meine Seele aus der Prüfung! So werde jeder unwissentliche Fehl mir zur Todsünde, die kein Ablaß und keine Wallfahrt tilgt!

Es war in Elvirens Antlitz, indem sie dieß sagte, etwas so Feyerliches, etwas so Zutrauen-erweckendes — Engel, wenn sie anders je vom Himmel stiegen, konnten nicht eindringender mit den Menschenkindern sprechen. Ein längerer Widerstand hätte dem Don Alvaro Sünde gedäucht. Er beugte sein Knie, küßte ihre Hand. — „Ich will gehorchen!" Mehr sprach er nicht; aber er sprach dieß Wenige von ganzem Herzen. Vollkommen erfüllte er sein Versprechen; fremd blieb Claren auch der kleinste Argwohn von Unmuth oder Anstoß.

Mit einer Pracht, seines Gebers, des Monarchen beyder Indien würdig, ward zwey Tage später das Vermählungsfest unserer Liebenden gefeyert. Aus seines Ge-

biethers eigenen Händen empfing Don Alvaro am Altar seine Gemahlinn. Ein kostbares Juwel an goldener Kette hing Philipp selbst um Clarens Hals. Ein freundliches Lächeln, ungedenklich schier in den Mienen eines spanischen Königes, überlief sein Antlitz, als Clara bey Berührung ihres Nackens merklich erröthete. — „Dieß wird doch wohl dem Bruder erlaubt seyn!" lispelte er leise der Erstaunten zu, die seine Rede zwar, doch nicht deren Sinn verstand. Ohne eine Antwort abzuwarten, wandte er sich rasch — schon ganz wieder Monarch! — zum Alvaro hin, und reichte ihm ein Papier mit den lakonischen Worten: Dieß unserm Statthalter in Barcelona und in Catalonien! Niederknieen wollte der Begnadigte; der König reichte ihm die Hand. — „Wichtig, sprach er noch ein Mahl, ist Euer Posten, oft unruhig Cataloniens Volk; und desto billiger, daß ein Verwandter von uns —— Philipp schwieg hier, aber Alvaro verstand ihn; ihn verstand der Zirkel der Höflinge rund umher; ein bedeutungsvolles Murmeln mehrte sich. Röther ward Elvirens Wange; trüber senkte sich ihr Blick. Doch noch hatte ihre Stunde nicht geschlagen.

Ein stattliches, wahrhaft königliches Mahl folgte. Jetzt war es geendet, und die Tänze sollten anfangen; da nahte sich Elvira dem Monarchen, der so eben mit seinem Günstling sprach, und dann mit Claren den Ball zu eröffnen gedachte. Es war etwas so Bebendes, und doch so Edles in dem Anstand, womit sie sich nahte, daß es, bevor sie noch sprach, jedem, der sie ansah, befremdete, und als sie anhob, drängte sich alles in einem halben Zirkel um sie.

„Die Milde Eurer Majestät — sprach sie — hat sich wohlthätiger über meine Kinder ergossen, als ein fruchtbarer Regen über ausgebrannte Felder; und doch — doch hab' ich eben diese Milde noch um eine Gabe anzuflehen, die an Größe, die an Edelmuth, an echter königlicher Tugend alle bisher ertheilte weit übersteigt."

Philipp (ernst). Um welche?

Elv. Um Verzeihung für eine Verbrecherinn, die es wagte, Eure Majestät selbst zu beleidigen, die verstockt genug ist, noch jetzt, was sie that, nicht zu bereuen, und die doch zagt vor der Ungnade ihres Monarchen.

Philipp (etwas erstaunt). Eine Verbrecherinn? Gegen uns? Wer wäre das?

Elv. (niederknieend). Ich selbst bin es! — Ich selbst, die ich hier zu den Füßen meines Königs bekenne, daß ich künstlichen Trug ersann, um Eure Majestät zu täuschen, und daß ich mich freute, als er mir gelang.

Phil. Ha, was ist das?

Elv. (fortfahrend). Unwahrheit war es, was ich als Gewissenslast in geheimer Audienz Eurer Majestät vertraute! Unwahrheit, was seitdem nur allzu rasch im Kreise des Hofes umherlief. — Clara war nie Eurer Majestät verwandt.

Phil. (mit zornigem Blick auf Don Alvaro), Ha! Verräther! — (Gemurmel des ganzen Saals).

Elv. Nein, Eure Majestät! hier kniet die einzige Verrätherinn, wofern ein Verrath jene Mutter-Angst genennt werden kann, die alles, alles wagt, um ihre Pflicht zu erfüllen. Unwissend, unschuldig stehen jene Bebende dort. Fern hielt ich sie von jeder

Mitgenoſſenſchaft. Noch kann Clara mich nicht einmahl ganz verſtehen, und Alvaro wußte um keinen Betrug. Auf mein Haupt, auf mein Haupt allein komme die ganze Strafe, wofern geſtraft werden muß! Doch wenn dem größten Verbrecher vor dem Hochgericht, das ſeinen Stab ſchon brechen will, Vertheidigung noch erlaubt iſt; wenn ein größerer Monarch dort oben über meinem Monarchen hienieden thront, ſo höre König Philipp mich — höre mich, eine Frau, im Angeſicht ſeines Hofes, und richte dann!"

Erſtaunt blickten die ſtolzen Grands von Spanien ſich wechſelſeitig an. — „Wer von uns wagt es ſo zu ſprechen?" flüſterten ſie ſich zu. Mit ſichtlichem Unwillen arbeitete Philipps Buſen. Eine Minute ſchier ſchwieg er. — „Steht auf, Donna, und redet!" war endlich ſeine Antwort.

„Nein, nein! Hier zu knieen iſt meine Pflicht; denn nicht alles, was ich that, war ſo rein, wie ich's wünſchte; Rechtfertigung wage ich nicht; auf Entſchuldigung hoffe ich. — O Monarch! als Don Alonzo ſchon des Todes ſichern Tritt nahe bey ſich vernahm, — als ich mit Thränen, die kein Blendwerk waren, an ſeinem Lager kniete, da ergriff er noch einmahl meine Hand und ſprach: Wache über Clarens Tugend! Sie wird ſchön werden; meiner fliehenden Seele ahndet Gefahr! Wache über ſie! — Ich ſchwur's ihm; ehe mein Schwur noch vollendet war, brach ihm Auge und Herz. — (Kleine Pauſe; ſie wiſcht ſich eine Thräne vom Auge, und fährt dann fort). Mich dünkt, ich hielt, was ich ihm verſprach! Mich dünkt, ſorgfältiger wachte nie eine Mutter über ihr Kind; und alle Heuchler in Stadt und Hof müßten Schüler gegen Claren ſeyn, wenn

täuschend ihre Zucht und diese jungfräuliche Schamröthe wäre. Daher, Monarch! daher jene Antwort, die ich einem großen Minister gab! Daher, als ich sein Schreiben las, der feste Entschluß zu fliehen, so weit die Erde offen steht; alles hinter mir zu lassen, Reichthum, Rang und Glück; nur die Tugend, nur mein Kind, und meinen Eidam nicht.

Phil. Vortrefflich! — Don Alvaro also —

Elv. War entschlossen uns zu begleiten! das läugne ich nicht! Strafe ihn deßhalb, wer Liebe verkennt und wer Edelmuth nicht achtet! — O König Philipp! wohl möglich, daß ich manchem nahen Zeugen eine Thorheit zu sagen scheine; und doch sage ich laut: Nur der dient seinem Fürsten, wie er soll, der Tugend noch höher, als Menschenhoheit achtet! — Sieh, als ich Sohn und Tochter jetzt wetteifern sah, wer stärker lieben könne, da erwachte in mir der Gedanke, alles, deine Gnade, mein Leben, selbst meines Wandels untadelhaften Ruf für meiner Kinder Wohlfahrt zu wagen; da faßte ich den kühnen Entschluß, zu ringen, wer mehr vermöge: Königsmacht oder Frauenlist. Da suchte ich dein Gewissen, das mir zu schlummern schien, durch einen frommen Trug aufzuwecken; — und es gelang mir! Was ich hingab, meine Ehre, durch eigene Anklage befleckt, war kein geringes Opfer. Auch in Eines Mannes Augen nur für eine Gestraucheite zu gelten, ward Elviren unsäglich schwer. Aber gestorben wäre mit mir der Inhalt jenes Gespräches; ganz für königliche Selbstbezwingung hätte gegolten, was zur Hälfte wenigstens Scheu des Gewissens seyn mag; hätte der Erste aller Männer so geschwiegen, wie eine Frau zu schweigen vermag.

Philipp (in ausbrechendem Zorn). Wie, Donna, Ihre Verwegenheit —

Elv. (sanft). Geht zu weit vielleicht; doch weiter noch vermag die Gnade Eurer Majestät zu gehen. Jenes Gerücht allein, das bald von Mund zu Munde lief, das mit Scham bey jedem mich treffenden Blick meine Wange röthete; das selbst Alvaros sorgsame Tugend schreckte — dieß Gerücht allein zwingt mich jetzt zur zweyten Anklage meiner selbst; weit verschieden von jener, und eben so offen, als jene verborgen seyn sollte.

Philipp (spottend). Wo ist also der Wundermann, der entscheide: Welcher Trug der größte sey? Jenes Bildniß meines Vaters wenigstens —

Elv. (einfallend). Vergessen hatten Eure Majestät die Gnadenkette, die oft mein Gemahl an festlichen Tagen trug; die Ihr Vater selbst einst um den Hals ihm warf, und an der dieses Monarchen jugendliches Bildniß glänzte. Hier — hier, vor Gottes Augen beschwöre ich, nur Alonzos Mund berührte meine Lippen; nur Alonzo war mir Gemahl und Claren Vater; nur er — doch wozu bedarf's der Schwüre mehr? Was ich begehrte, ist erfüllt. Verbunden sind diese Beyde nun durch die Bande der Kirche. Die Bande des Bluts waren dir heilig. Großer König, vor den Augen deines Hofs beschwöre ich dich: laß es diese dir nicht minder seyn! Du kannst mit Rang und Geschenken die Gunst von tausend reizenden Geschöpfen überreichlich bezahlen. — Elvirens Tochter, hoffe ich, hat ein Herz, dem nur Tugend genügt! Ich gehe, wohin dein Wink gebiethet, ins Kloster, in eine ländliche Wüste,

in den Kerker sogar! Nur strafe diese nicht; denn bey der heiligen Mutter Gottes! sie sind unschuldig.

Elvira schwieg; unerschrocken blieb ihr Blick; doch senkte sie etwas tiefer ihr Haupt, als erwartete sie mit Unterwerfung ihr Urtheil. In einer sonderbarern Lage, als König Philipp jetzt, befand sich vielleicht nie ein Fürst. Laut sah er sich der Wollust und der Bedrückung angeklagt; laut war er überführt, daß nur Scheu der Religion seine Milde bewirkt habe und daß er getäuscht worden sey. Scham, Unwille, rückkehrende Begierde, gekränkter Stolz füllten sein Herz; so tief, wie Elvira hatte noch kein Feind ihn beleidigt; und doch konnte er ihr, die er so gern gehaßt hätte, seine Bewunderung nicht versagen; doch mußte er, wenn er jetzt strafen wollte, ungerecht seyn vor den Augen von ganz Spanien, von ganz Europa vielleicht.

Groß war dieser Kampf, festlicher ward die Scene noch durch die Menge von Zeugen. In bänglicher Erwartung seines Ausspruchs blickten alle auf den Monarchen hin; offen, wiewohl sprachlos noch, war jeder Mund; in vieler Augen glänzten Thränen. Elvirens Freunde sahen mit Stolz und Angst zugleich nach ihr. Elvirens Feinde vergaßen jetzt Haß und Neid; und hatten für Bewunderung nur Gefühl. — So verfloß eine Minute. Das Grab selbst ist nicht stiller, als sie.

Doch jetzt, als immer noch König Philipp schwieg; als ernster noch die Runzel auf seiner Stirne zu werden schien; da stürzten Clara und Alvaro sich auch nieder auf ihr Knie; da drängten sich zehn oder zwölf der edelsten Spanier näher zum Stuhl des Monarchen, und ihre Miene verrieth die Vorbitte bereits. Ihr Geräusch weckte ihn aus seinem Tiefsinn, seinen Zwei-

feln. Mit ernstem Blick winkte er; sie schwiegen, und wichen zurück. — „Es mische sich niemand hier ein! sprach er, denn ich bedarf keines Raths! — Donna Elvira, erhebt Euch! Bestätigt sey alles, was ich bisher verordnete! Euch allen sey verziehen!" Ein lauter Jubel dankte ihm. Elvira und ihre Kinder wollten von neuem seine Kniee umarmen; er entriß sich ihnen mit einer Hast, die seiner königlichen Grandezza schier zuwider schien. In sein Gemach entfernte er sich auf einige Minuten; nur Graf Olivares durfte ihm folgen. Es gab angebliche Menschenkenner, die vermutheten: der Günstling habe im geheimen Gespräch die Großmuth seines Gebiethers getadelt; die Weisern glaubten, daß er ihn vielmehr darin bestätigt habe. Denn so verderbt sind selbst Höflinge nicht, daß nicht jezuweilen eine fremde Tugend ihren Beyfall sich erzwingen sollte.

Wenigstens war, als der Monarch nach einer Viertelstunde zurückkehrte, als er noch dicht um Elviren die Glückwünschenden alle sich drängen sah, sein Antlitz so heiter, als sey nichts geschehen. In Fröhlichkeit verfloß die Hälfte der Nacht. — „Geht ja bald nach Barcelona, Don Alvaro!" das war Philipps einzige lächelnde Rede, als er mit Claren selbst den Reihen eröffnet hatte. Daß Don Alvaro diesen zweydeutigen Rath befolgte; daß Donna Elvira ihre Kinder begleitete; daß forran Ruhm und Glück und Liebe sie umschwebten — das alles bedarf keiner Meldung weiter.

Auch Vorwitz kann seinen Nutzen haben *).

In einer fast klösterlichen Einsamkeit pflegte Carl von Billenau, mit Wilhelminen, seiner jüngern Schwester, des Jahres größten Theil auf dem Lande zuzubringen. Das Rittergut, das er besaß, war groß, schön gelegen, unverschuldet. Er selbst hatte schon verschiedene auswärtige Reiche durchreist; hatte durch Sehen und Lesen seinem Geiste Bildung, seinen Grundsätzen Festigkeit verschafft; hatte mit echter Weisheit schon manches im Staat ihm angetragenes Amt abgelehnt, und

*) Eine Dame, deren Freundschaft ich ehemahls zu besitzen glaubte, veranlaßte diese Erzählung. Wir sprachen einst von den paradoxen Sätzen mancher Schriftsteller.: sie erklärte sich, daß sie solche liebe, und ich bath im Scherz um eine Aufgabe. Sie gab mir obenstehende Worte, und so entstand gegenwärtige Kleinigkeit. Noch wirkten verschiedene andere Zufälligkeiten, daß sie gerade so und nicht anders ward; und ich selbst fühle es jetzt bereits, noch wäre so mancher bessere Plan hier erdenkbar und ausführbar gewesen. Aber dann wäre es mir doch, aufrichtig gestanden, bey der Wegwerfung dieser Novelle, um meine Arbeit leid gewesen.

galt durchgängig für einen Mann von fast schönem Körper und von gewiß edler Seele. Eines nur tadelte man an ihm; er war schon dreyßig Jahre alt, und noch unverheirathet; seine erste Liebe, die Zärtlichkeit des zwanzigjährigen Jünglings, hatte der Tod zerrissen, und seine Seele pflegte gleich stark zu halten, als tief zu fühlen. Schon nannte man ihn daher im Scherz den Hageſtolz; schon glaubte er selbst im Ernst, der Liebe zweytem Pfeile für immer entgangen zu seyn, als eine städtische Schönheit ihn vom Gegentheil überführte.

Julie Darbeck hieß sie; ohne Reichthum, ohne Adel, ohne streng-regelmäßige Schönheit sogar; aber, wie es schien, ein Geschöpf der Anmuth selbst. Ihr Haar so blond und seiden, ihr Auge so blau und sprechend, ihre Stirne so frey und weiß, ihre Nase so unmerklich gebogen und edel geformt, ihre Lippen so fein gespalten und sanft geröthet, ihre Hand ein Elfenbein an Farbe, ein Wachs an Weiche, ihr Fuß so nett und klein, ihr Wuchs so schlank und gefällig — alles dieß, in Ebenmaß und Verbindung gebracht, versprach den liebenswürdigsten Geist im liebenswürdigsten Körper, und hielt, was es versprach. Billenau sah sie zuerst auf einem Ball; sah sie so eben begriffen im deutschen Tanz; immer war er bisher mehr dessen Gegner als Freund gewesen; hatte zu vertraut seine Nähe, zu einförmig seine Art, zu wild seine Schwenkung gefunden. Jetzt war er bekehrt in einem Augenblick. Denn die Leichtigkeit mit Anstand, die Wärme mit Bescheidenheit, die jugendliche Freude mit Sittsamkeit, die Julie hier vereinte, dieß alles, wie ihm dünkte, hatte er noch nie erblickt. Stunden lang hätte

er hier zu stehen und zuzusehen vermocht; und doch wünschte er auch wieder: daß bald ihr Reihen geendigt seyn möge, nicht bloß der Eifersucht halber, die sogleich den glücklichen Mittänzer traf, sondern auch um Gelegenheit zum eigenen Gespräch zu erhalten. Sie ward ihm; viel hatte er zu finden gehofft; ein weit Mehreres fand er wirklich. Jetzt des Herzens naivsten Ton, jetzt den lebhaftesten Witz, jetzt des edelsten Gefühls unverkennbare Spuren. Er ging hinweg erstaunt, entzückt, verliebt. Schon mit dem nächsten Morgen forschte er genauer nach ihren Umständen. Er fand sie, wie er wünschte. Armuth und bürgerliche Geburt waren die einzigen Fehler, die man an ihr zu tadeln vermochte. Auf beyde achtete Billenau nicht. Der stolze Gedanke, Schöpfer ihres Glücks auch in den Augen der Welt zu werden, verstärkte seine Liebe vielmehr. Er erschien bey ihr als ein biderer Mann, und sprach bald, wie ein solcher spricht. Fast hätte man anfangs seinen Ernst bezweifelt. Seine Betheurungen, sein Anhalten, sein unbefangenes Wesen überzeugten. Juliens Herz war noch unverschenkt; sie fand einen solchen Liebhaber der Gegenliebe, seine Hand der Annahme gar wohl werth. Wenige Wochen vergingen, und Billenau war Gatte.

Als einziger Herr über sich, als letzter Mann seines Stamms, hatte Billenau keiner Einwilligung seiner Seits bedurft, keinen Rath einzuhohlen gebraucht, und auch Niemanden zu beleidigen besorgt. Doch war dieß letztere geschehen. Fräulein Wilhelmine, sie, die alles, was sie besaß und noch zu hoffen hatte, ihrem Bruder verdankte, — von ihm erzogen, geschätzt und geliebt — sie fand sich jetzt durch eine bürgerliche Schwester beleidigt; sah jede Schwägerinn als eine Verkür-

zung eigener Habe, und dieſe Mißheirath vorzüglich als eine lächerliche Thorheit an. Mit ſichtlichem Widerwillen empfing ſie daher die junge Gemahlinn; Kälte zeigte ſich in jeder gezwungenen oder nothwendigen Umarmung; eine gewiſſe Art von Spott, den man nur beym edlen Pöbel anzutreffen pflegt, der Spott über Geburt und Verwandtſchaft, miſchte ſich oft in ihre Reden; ja ſelbſt zu tückiſcher Verleumdung, zu giftigem Geſchwätz, das eheliche Eintracht ſtören und ehelichen Zwieſpalt ausſäen ſollte, nahm ſie ihre Zuflucht.

Billenau erkannte Wilhelminens Boßheit bald, und empfand ſie nach der gewöhnlichen Sitte neuvermählter und noch heißverliebter Ehemänner; das heißt: er machte Anſtalt, die Schweſter der Gemahlinn aufzuopfern. Wilhelminen ward ſchleunige Trennung angekündigt; der Wagen, der ſie zu einer alten Tante bringen ſollte, ſtand ſchon angeſpannt; nur Julie legte noch zur rechten Zeit ſich ins Mittel. Sie, die Glückswechſel und Eheſtand nicht verſchlimmert hatten, die jeden Unwillen wie die Erbſünde, und jeden Zwiſt wie die Hölle ſelber haßte, ſie, von ihrer Schwägerinn oft beleidigt, und doch nie erbittert, warf ſich jetzt ihrem Gemahl um den Hals, bath, flehte, beſchwur, bis er nachgab. Als ſie dann mit dem freundlichſten Geſicht und innigſten Ton zu Wilhelminen ſich wandte, als ſie ſich erboth, gern alles bisherige zu vergeben und vergeſſen, da ſchien dieſe wahrhaft gerührt durch ſolch eine Großmuth zu ſeyn; ſich wohl bewußt, wie viel ſie an ihres Bruders Freundſchaft verliere, geſtand ſie ihr Unrecht, und verſprach Beſſerung. Der Friede des Hauſes war wieder hergeſtellt; die

Damen

Damen lebten, wenn auch nicht ganz nahe, doch wenigstens nicht mehr fern von einander; und Billenau genoß in Juliens Armen alle die Seligkeit, die zwar selten im ehelichen Leben, doch dann unausbleiblich ist, wenn ein solches Weib einem solchen Manne zu Theil wird.

Wenige Wochen nachher fing die bisher blühende Wilhelmine an, bleich und kränklich zu werden. Ein geheimer Kummer schien an ihrem Herzen zu nagen. Vergebens drang ihr Bruder in sie; vergebens both Julie alles auf, was Freundschaft nur vermag. Wilhelmine blieb verschlossen. Ihr Mund läugnete allen Kummer ab; ihre Miene gestand ihn. Billenau, bekannt mit der Wahrheit: daß ein weibliches Herz die unerforschlichste aller Untiefen sey, gab endlich die Hoffnung des Ausforschens auf, und ein anderer Umstand ertheilte den Bestrebungen seines Geistes auch eine veränderte Richtung.

Ein wichtiger Rechtshandel rief ihn nach der Hauptstadt des Landes. Der Weg dahin war fern und schlecht; die Jahreszeit rauh; Julie in der Hälfte von ihrer ersten Schwangerschaft. So ungern sich der junge Gemahl von seiner Gemahlinn trennte, so unweislich wäre jetzt Mitnehmung gewesen, zumahl da er sein ganzes Geschäft in fünfzehn oder zwanzig Tagen zu beendigen hoffte. Er reiste daher allein; doch die Gerechtigkeit des Landes dachte nicht so eilend, wie ein Liebhaber oder zärtlicher Ehemann denkt. Aus drey Wochen wurden eben so viel Monathe. Billenau hätte sterben mögen vor Ungeduld; von einem Tage zum andern tröstete man — und täuschte ihn.

Juliens Briefe ſtatteten indeß von jeder häuslichen Veränderung Rechenſchaft ab. Wilhelminens Schwermuth und Kränkeln hatte ſich wenige Tage nach ſeiner Abreiſe in wirkliche Krankheit verkehrt. Julie ſchien ſogar für ihr Aufkommen ſehr beſorgt zu ſeyn. Aber bald klangen die Nachrichten wieder tröſtlicher; bald meldete die Geneſene ſelbſt ihm ihre Geneſung; und als endlich Göttinn Juſtiz, oder ihre Handlanger vielmehr, ausgezaudert hatten, und Billenau heimkehren konnte, fand er ſeine Schweſter wieder, nicht nur in neublühender Schönheit, ſondern auch, was vollkommen ſein Vergnügen machte, in wahrer innigſter Freundſchaft mit ſeiner Gemahlinn. — „Ich müßte die Undankbarkeit ſelbſt ſeyn, ſprach ſie erröthend, „wenn ich derjenigen länger mein Herz verweigerte, „die bey meinem Krankenlager oft mit der Zärtlichkeit „einer Freundinn und Mutter zugleich wachte. Ich „ſchäme mich, ſie ſo ſpät kennen gelernt zu haben; „aber ich will mich beſtreben, das Verſäumte einzu„bringen."

Wirklich beſchämten Julie und Wilhelmine von nun an tauſend leibliche Schweſtern. Ein Wille, ein Vergnügen, ein Schmerz ſchien nun für beyde zu herrſchen. Nie ſah man eine ohne die andere; nie ſchlich ein feindliches Wort, nie auch nur ein kaltes Betragen in ihr Geſpräch ſich ein. Am Ende des dritten Jahres ward Wilhelmine die Gemahlinn eines rechtſchaffenen Cavaliers, der keinen Fehler hatte, als daß ſein Landgut etwas weit von Billenau's Ritterſitz ablag. Doch lebten die Verſchwägerten jeden Sommer ein Paar Monathe zuſammen.

Großes Glück, sagt das Sprichwort, hält nicht lange an. Billenau schien dieß Sprichwort Lügen zu strafen. Zehn Jahre verflossen ihm, wie einzelne Wochen. Julie ward indeß Mutter eines Sohnes und einer Tochter. Ihre Wange war nicht blasser, ihre Schönheit nicht gemindert worden. Wenn sie in jeder Gesellschaft, wo sie eintrat, als die Erste an Reiz, als die Edelste an Seele, als die Gebildetste am Geiste sich zeigte; wenn dann ihr Gemahl das süße Bewußtseyn empfand: diese Perle der Menschheit gehört mir zu! dann ward sein Blick stolzer, und sein Herz freudiger, als selbst das Herz des Jünglings seyn kann, wenn er aus seiner ersten Liebe Mund der Gegenliebe Zusage empfängt. — Erst mit Anfang des eilften Jahres begann sich der heitere Strom ihres Lebens zu trüben. Ein gäher Tod raffte Wilhelminen hin; wenige Tage nur hatte sie gesiecht. Billenau und seine Gemahlinn erfuhren eher ihren Tod, als ihre Krankheit.

Julie war eben allein, als dieser Trauerbothe ankam; bey der Rückkehr von einer Jagdlust fand Billenau sie in Thränen fast zerfließend; unvermögend eines einzigen Wortes reichte sie ihm den Brief ihres Schwagers hin. Auch Billenau, als er den Inhalt desselben ersah, stürzte halb betäubt auf den nächsten Sessel hin. Erst am andern Morgen, als sein Schmerz längst wieder Besinnung gewonnen hatte, las er dieß unglückliche Schreiben zum zweyten Mahl genauer durch, und fand darin noch eines Briefes erwähnt, den Wilhelmine am Abend vor ihrem Tode mit zitternder Hand an ihre Schwägerinn geschrieben haben sollte; Billenau fragte natürlicher Weise Julien sogleich nach diesem Briefe. Ihre Antwort war, daß sie selbst

nicht wisse, wo sie im ersten Schmerz ihn hingelegt habe. Das ganze Haus ward nun vergebens durchsucht. Billenau sprach nachher noch oft davon, und nie, ohne dessen Verlust zu bedauern.

Die Zeit lindert alles. Wer widerstände sonst dem Schmerz, der ohnedieß tiefer niederbeugt, als Freude aufzurichten vermag? Weislich legte Natur daher in seine bloße Dauer schon Verminderung seines Gefühls. — Einige Monathe verliefen, und die erst bittere, dann tiefe, dann linde Trauer um Wilhelminen verwandelte sich endlich in ein bloßes wehmüthiges Andenken. Selbst die Thräne, die noch zuweilen beym Nahmen ihrer Freundinn in Juliens Auge stieg, hatte mehr den Anschein, als die Wirkung des Kummers; und unser wieder ruhig gewordenes, liebevolles Paar ahndete die grausame Prüfung keineswegs, die jetzt das Schicksal ihm zubereitete.

An einem schönen Sommermorgen saß Billenau einsam in seiner Gartenlaube. Er war, mit der Sonne zugleich, aufgewacht; hatte sich leise, um seine schlummernde Julie nicht zu wecken, aus Bett und Zimmer hinaus gestohlen, und genoß hier nun der Morgenkühle mit derjenigen Wollust, die ohne Seelenruhe undenkbar ist. Da trat Georg, sein ältester bewährtester Diener zu ihm; noch in der Wiege hatte er seinen Herrn gekannt, und seit dem ihn nie, auch auf acht Tage nur, verlassen. Bey allen Reisen, klein und groß, nahe und fern, war er sein Begleiter, bey jeder Krankheit, hart oder leicht, sein Wärter gewesen. Oft schon hatte ihm Billenau Ruhe und ein nährendes Jahrgeld angebothen; immer hatte Georg bloß um die Erlaubniß in seinem Dienste den Tod erwarten

zu dürfen gebethen. Sichtlich der Günstling seines Herrn, und bey kleinen häuslichen Vorfällen im Besitze einer Stimme, ward er doch von keinem seiner Mitbedienten gehaßt, und fast von allen geliebt; denn nie hatte er einen derselben verleumdet, selbst den Schuldigen nur äußerst selten angeklagt; bey allen galt sein Herz für eben so redlich, als weiß sein beynahe siebenzigjähriger Kopf war.

Heute, als er in die Laube eintrat, war nicht sein gewöhnliches treuherziges Lächeln, war vielmehr eine gewisse Furchtsamkeit in seiner Miene; Überall blickte er um sich, ob ihn auch jemand behorche oder bemerke; und mit fast zitternder Stimme hob er also an:

„Gnädiger Herr! und wenn ich in den gewissen Tod gehen sollte, ich würde nicht öfter wieder umkehren wollen, als beym Gange hierher. Zehn Mahl wenigstens that ich es wirklich schon; aber immer dachte ich dann auch: Was seyn muß, muß seyn. —

„Was soll dieser Eingang? — fragte Billenau mit mächtig sich wundernder Miene. — Was hast du denn, Georg?"

„Eine Sache auf dem Gewissen, die gewiß mit mir ersterben sollte, glaubte ich nur nicht, daß hier Schweigen Sünde wäre! — Eine Sache, die vielleicht Ihre ganze Ruhe auf immer und ewig zerstört, und die doch — gnädiger Herr! ich bin ein alter Tölpel, der hätte schweigen sollen, und nicht schweigen kann."

„So laß doch jeden Umschweif weg, und rede frey heraus!"

„O wie oft, gnädiger Herr, wenn ich dieſe eilf Jahre hindurch ſah, daß Sie und unſere gnädige Frau nur einen Leib und eine Seele ausmachten; wenn ich nie das kleinſte und unwillige Wörtchen hörte, nie die kleinſte ſchmollende Miene ſah, — wie oft bin ich dann in mein Kämmerchen gegangen, habe mich niedergeworfen auf meine ſchon ſteifwerdenden Kniee, um Gott zu danken für das Bisherige, und um Dauer anzuflehen für das Zukünftige. — Nur jetzt — jetzt — —

„Georg, aus meinen Augen für immer, wenn das Schwatzen und Stocken noch länger anhält! — Sprich, was jetzt?"

„Jetzt, wollte ich ſagen — jetzt ſorge ich, daß Ew. Gnaden doch nicht ganz belohnt wird, wie Sie es verdienen: daß — daß — guter Gott, wo nehme ich armer alter Mann Worte her, um gerade nicht zu viel und nicht zu wenig zu ſagen? — Kurz, ich ſorge, daß die gnädige Frau noch — noch ein Verſtändniß — nebenbey habe.

Als thäte der Erdboden im Hui ſich auf; als ſähe er aus Gräbern eine ſchreckende Geſtalt empor ſteigen, ſo fuhr Billenau bey dieſen letztern Worten zuſammen. — „Meine Frau mir untreu? ſchrie er laut auf: Ha Verleumder, das kann nicht Wahrheit ſeyn! das — — ſprich, ſprich! Was bewegt dich zu dieſer gräßlichen Lüge? Zu dieſer Vermuthung wenigſtens? Oder wenn du Gewißheit haſt, ſo gib auch dieſe mir! Aber in wenig Worten."

„Noch iſt es Vermuthung nur: doch von welcher Wahrſcheinlichkeit, überlaſſe ich Ihrem eigenen Ermeſſen. Seit drey Monathen bereits gehen Ew. Gnaden nie auf die Jagd, reiten nie über Land, kurz, ent-

fernen sich nie auf einige Stunden mit Gewißheit, daß nicht die gnädige Frau sogleich einen leichten Anzug überwerfen und jenem Wäldchen zu spazieren sollte, das, wie Sie wissen, eine kleine halbe Stunde von hier, seitwärts liegt. Bis an diesen Wald hin begleitet sie ihre Kammerfrau. Aber beym Anfange desselben läßt sie auch diese zurück, geht ganz allein tiefer in den Busch hinein, und kommt erst nach einer Stunde ungefähr zurück.

Zu immer höherem Roth stieg Villenaus Farbe bey jedem Worte Georgs. Das Buch, das er bisher in der Hand gehalten hatte, fiel zur Erde; sein Herz pochte hörbar; sein Blut kochte sichtlich; die Unruhe in seinem Innersten riß ihn empor. Als wollte er auf einen Todfeind losstürzen, sprang er auf. — „Bleib hier indeß!" waren die einzigen Worte, die er heraus zu stoßen vermochte, und hastig eilte er einer nahen Allee zu, die er jetzt mit stockendem, jetzt mit fliegendem Schritte zwanzig Mahl auf und nieder maß, ohne zu wissen: wo er sey? und was er thue?

„In meiner Abwesenheit! — Zu wiederhohlten Mahlen! — Allein! Ganz allein! — Im Walde! — Stunden lang wegbleiben! —" Das waren die Ausrufungen, die sein Mund ganz mechanisch ausstieß, und die er muthmaßlich noch oft wiederhohlt haben würde, hätte nicht Georg durch eine neue Anrede sie unterbrochen. Unmöglich konnte dieser gutmüthige Alte bey der grausamen Unruhe, in welcher er seinen Herrn erblickte, lange in der Laube geduldig auf ihn warten; er nahte sich ihm wieder, und sprach:

„Vergebung, Vergebung, gnädiger Herr! wenn meine gutgemeinte Plauderey Ihre Seele beunruhigt.

— Wahrlich, ich hätte schweigen sollen! Aber dann hätte wohl irgend ein schadenfroher Schmeichler aus Gewinnsucht gethan, was ich aus Gewissenspflicht thue. — Auch ist es möglich, daß schlimmer der Anschein, als die Sache selbst ist. — Ich selbst — wenn ich nur wüßte, daß Ew. Gnaden mir verziehen — könnte wenigstens um einen Schritt weiter —

„Wie? Du weißt mehr noch, und hältst zurück. — Rede! Rede! Stoß tiefer deinen Dolch, oder zieh ihn ganz heraus!"

„Schon trieb mich der Eifer für Ew. Gnaden zu einem Unterfangen an, das freylich nie dem Bedienten ganz erlaubt seyn mag. Schon wagte ich es selbst unserer gnädigen Frau von ferne nachzuschleichen, und zu erforschen, wohin denn eigentlich ihr Spaziergang gehe? Was ich da entdeckte, etwas sonderbares, eine neue Heimlichkeit war es freylich! doch daß es ein Liebeshandel — einer, der jetzt im Gange wäre, — seyn sollte, möchte ich doch verneinen."

„Nun, und was entdecktest du also?

„Ohne Zweifel kennen Ew. Gnaden das Försterhaus, das tief im Walde liegt; kennen dessen Bewohner, einen ehrlichen Alten mit seinem grauen Mütterchen. Dorthin geht Ihrer Gemahlinn Spaziergang. Diesem sonst überall unbescholtenen Paare ward seit einigen Monathen ein Knabe, von eilf bis zwölf Jahren ungefähr, zur Erziehung anvertraut; — ein Knabe, man weiß nicht, woher er kommt, und wem er angehört? Jäger zu werden, ist seine Bestimmung; doch nach dem zu schließen, was er bereits weiß, kann seine vorige Erziehung nicht schlecht gewesen seyn. — Mit einer Sorgfalt, die mir freylich unerklär-

lich ist, nimmt unsere gnädige Frau sich seiner an; zahlt für ihn Kost und Kleidung; kommt, so oft sie es nur heimlich thun kann, hin um ihn zu sehen; und soll ihn oft schon mit Thränen in den Augen, mit einer Freundlichkeit, als gehöre er zu ihrer eigenen Verwandtschaft, angeblickt haben. — Das, gnädiger Herr, ist alles, was ich weiß, und auch dieß Wenige würde der gute alte Förster mir nicht verrathen haben, hätte ihm neulich nicht der Wein besser geschmeckt, als sein geschwächter Kopf vertragen konnte."

„So überlasse mich jetzt meinem Nachdenken! Verschwiegenheit empfehle ich dir nicht erst; denn ich rechne bey dir ohnedieß darauf. Mag ich finden, was ich will; an Belohnung soll dir's nicht gebrechen.

Georg ging. Die Sandkörner am Meeres-Ufer sind zählbarer, als das Heer von Gedanken, das jetzt in Billenau's Seele sich umher trieb. Tausend Mahl stand er im Begriffe, alles, was er gehört, als eine bloße milde Handlung seiner Gattinn zu betrachten, als eine Gutthätigkeit ihrer linken Hand, die sie der rechten selbst verbergen wollte. — „Sie hat," sprach er, „von einem armen Knaben gehört; nimmt sich dessen an; und verschmäht selbst den verdienten Ruhm einer schönen That. Was ist das mehr? Wo habe ich hier Grund zur Beschwerde? — Aber dieß Geheimnißvolle? die Bildung, die der Knabe schon vorher erhalten haben soll? die Rührung, mit der sie ihn oft betrachtet, und die selbst — —

Er fuhr zusammen bey dem Argwohn, der ihn hier ergriff. Sein Auge starrte zwey Minuten vor sich hin; sein Haupthaar hob sich; halb verbissen zuckten seine

Lippen; ihn auszusprechen, diesen Gedanken, hatte er selbst vor eigenen Ohren nicht Muth genug. — „Mit einer Rührung, rief er endlich aus, die selbst meinem treuherzigen Georg auffällt? Eilf bis zwölf Jahre schon alt? Ha, wenn dieß Stimme des Bluts — Nein, nein! auch so etwas argwöhnen nur, ist unedel, ist grausam. Aber erforschen muß ich es! Erforschen, wo möglich, diesen Nachmittag noch.

O wie unsäglich lang ward dem armen Billenau bis zu diesem Nachmittag jede Minute! Wie unerträglich die Last, die er selbst sich auferlegt hatte! Fremd war Verstellung von jeher seiner Seele gewesen; noch fremder war sie in diesen eilf Jahren ihm geworden. Und doch sollte er sich jetzt gegen diejenige zwingen, der sein ganzes Herz bisher offen da gelegen, gegen die kein Wort bisher geheuchelt, keine Miene sich gezwungen hatte. Als sie bey seiner Rückkehr aus dem Garten im leichten Morgenkleide so liebreich ihm entgegen flog, so besorgt bey seinen angeblichen Kopfschmerzen sich bewies: so eifrig jeden Wunsch, bevor er noch die Lippe erreichte, vom Auge ihm abzustehlen suchte; da schwebte tausend Mahl schon das wahre Geständniß seines Mißmuths ihm auf der Zunge; da mußte er tausend Mahl daran gedenken, daß er Mann, und Schwatzhaftigkeit eine Schande sey, um sich zwingen zu können.

Endlich schlug die Stunde, die er zum Ausritt oft und früh und laut genug angekündigt hatte. Georg war sein Begleiter; auf einem Umweg erreichten sie den Wald; bey einer Bauernhütte saßen sie ab; Georg mußte seinen Herrn auf das Försterhaus zuführen. Eine knappe Viertelstunde verfloß, und Georgs Vor-

herſagung ward erfüllt. Julie kam, kam ganz allein. Eine ſonderbare Regung bemächtigte ſich Billenau's Seele, als er ſie von ferne ſchon erblickte und erkannte. — „Nein, ſprach er bey ſich ſelbſt, unmöglich kann es ein verbothener Weg ſeyn, auf dem ſie wandelt. Zu ruhig iſt ihr Schritt, ihr Auge und Ohr. Verſtohlen würde ſie ſonſt umher blicken, zuſammen fahren bey jedem rauſchenden Blatt, und flüchtiger einem ſolchen Vergnügen zueilen. — Nein! Nein! ſie blieb meiner Liebe würdig. Doch muß ich ihr nach; doch will ich ſelbſt dieß Geheimniß bey ihr nicht dulden! denn auch ich habe keines für ſie!"

Schon war, indem er dieß ſprach, ſein Blut etwas ruhiger, und überhaupt der Plan zu ſeinem Betragen etwas gelaſſener geworden. Nur einige Minuten noch verzog er in ſeinem Hinterhalte; dann eilte er in das Förſterhäuschen, klopfte raſch an die nächſte ihm aufſtoßende Thür, und öffnete ſie eben ſo raſch. Er hatte wirklich das Zimmer getroffen, wo Julie ſich befand; Sie war das Erſte, was ihm in die Augen fiel, ein junger Knabe ſtand dicht vor ihr. Es ſchien, als habe ſie ſo eben ſeine Hand fahren laſſen. Die Röthe der Beſtürzung färbte ſichtlich beym Eintritte des Gemahls ihre Wangen; auch die guten beyden Alten, die ſorglos in einem Winkel geſeſſen hatten, fuhren etwas betreten auf, als ſie den Herrn von Billenau erkannten; aber er grüßte ſie freundlich, und wandte ſich ſogleich zu ſeiner Gattinn, mit der lakoniſchen Frage: „Iſt das dein Pflegeſohn, Julie?"

Für alles Gold Indiens hätte ſie jetzt nichts mehr, als das Wörtchen: Ja! heraus zu ſtammeln vermocht. Hand und Knie bebten. Faſt mitleidig konnte man das

Lächeln nennen, womit Billenau sie anblickte. — „Ein schöner Knabe! rief er aus: und was ist seine Bestimmung?"

„Jäger zu werden, wenn er größer wird."

Billenau hatte seine Gründe, jetzt nicht weiter zu forschen. Juliens immer steigende Verlegenheit dauerte ihn wirklich. Um ihr Zeit zur Fassung zu gönnen, wandte er sich zu dem ehrwürdigen Alten, der diese ganze Weile her, mit der Mütze in der Hand, da gestanden hatte; sprach mit ihm ein halbes Stündchen von Forst und Jagd, von Wild und Gehölzen; und fragte dann seine Gemahlinn: Ob ihr nun Heimkehr gefällig sey? Ich sende (sprach er), mein Pferd ledig heim, und begleite dich, — wo fern du mich mitnehmen willst.

Es war freylich nichts gegen diesen Vorschlag einzuwenden. Aber sonderbar, oder einzig vielmehr in Juliens ganzem bisherigen Leben war dieser Spaziergang. Am Arm jenes liebevollen und wieder geliebten Gatten, von ihm mit der zärtlichsten Schonung behandelt, wagte sie doch kaum die Augen gegen ihn aufzuschlagen. Die Besorgniß: Jetzt wird er dich fragen! Das fruchtlose Nachdenken: Was werde ich dann antworten? sprachen sehr merklich in ihren Mienen. Billenau selbst nahm deutlich genug diesen Kampf wahr. Seine Begierde nach Erklärung dieses Räthsels wuchs natürlich immer mehr und mehr; aber getreu blieb er seinem Vorsatze: abzuwarten, ob nicht ungefragt Julie ihr kleines Geheimniß vor ihm ausschütten werde.

Jetzt kamen sie auf ihrem Schlosse wieder an. Unter dem ersten besten Vorwand entfernte sich Julie;

einsam brachte sie auf ihrem Zimmer den Rest des Tages zu. Als sie beym Abendessen wieder erschien, hatten ihre Augenlieder Spuren von Thränen, und ihr ganzes Wesen zeigte etwas Schüchternes, etwas Verstörtes an. Villenaus Geduld war nun am Ziele. Kaum hatten, nach der Tafel, alle Bedienten auf seinen Wink sich entfernt, als er mit einer Mischung von Ernst und Liebe die Hand seiner Gemahlinn ergriff.

„Julie, sprach er, woher diese Zurückhaltung, die ich nie um dich verdient zu haben glaube? Woher dieß Räthsel, das ich nicht einmahl für ein Geheimniß angesehen hätte, zwängst du mich nicht durch dein eignes Betragen dazu? — Sage, was ist das für ein Knabe, dessen Erziehung dir so am Herzen zu liegen scheint? dessen Daseyn du mir sogar verschwiegst? — Rede! Sage mir alles. Dein Gemahl bittet dich darum; bittet dich mit der vollen Überzeugung: daß das Weib seiner Seele keines Gedankens, geschweige einer Handlung sich zu schämen Ursache haben werde."

Eine reichliche Minute verging, ehe Julie einer Antwort fähig war. — „Dieß die Frage, erwiederte sie endlich, die ich vorher sah! Dieß auch das Zutrauen, auf das ich hoffte, und das ich verdiene, so wahr Gott Gott, und dieß Herz hier das Herz deiner Gattinn ist! Und doch, Geliebter, — doch vergib mir, wenn ich bekenne — diese einzige Frage vermag ich dir nicht zu beantworten! Eine Pflicht, die ich nicht zu verletzen wage, schließt in diesem Puncte meine Lippen auf immer. Was ich verschweige, bringt mir keine Schande; aber verschweigen muß ich's dir; verschweigen der ganzen Welt!

Wie, Julie! das wäre dein Ernst?

„Mein völliger! — O daß du ins Innerſte meiner Seele blicken könnteſt! Kein Gedanke, keines Gedanken Schatten nur dürfte dort vor dir ſich bergen. Aber meine Zunge — vergib, vergib, mein edler Gemahl! auch ſie wird nie hinfort vor dir ein Geheimniß haben; abgezwungen ward ihr dieß einzige. Iſt dir die Seelenruhe deiner Gattinn lieb, ſo laß ihr dieſes!"

Der Ton, womit Julie dieß ſprach, war ſo innig, die Thräne, die im Auge glänzte, ſo bittend, der Druck ihrer Hand ſo herzlich, daß Billenau auf einige Augenblicke nicht wußte, wozu er ſich entſchließen ſolle. Doch ſchnell erwachte das Gefühl ſeiner Gerechtſame wieder; ſchnell ſchloßen in ſeinem Innerſten Mißtrauen, Eiferſucht, und tief gekränkte Liebe einen ſo feſten Bund, daß ſelbſt die Worte eines Seraphs fruchtlos an ſeinem Ohr zurück geprallt ſeyn würden.

„Nein, Julie! rief er, für einen Verleumder würde ich denjenigen gehalten haben, der ſolch eine Antwort aus deinem Munde mir überbracht hätte. Unwillig glaube ich jetzt ſelbſt meinem eignen Ohre. — Von Pflichten ſprichſt du, die deine Lippen verſchlößen? Ha, welche Pflicht kann dir theurer, als diejenige ſeyn, die uns verbindet; — die alles, alles zwiſchen uns gemein und theilbar macht! — Jeden Gedanken deiner Seele wünſcheſt du mir aufdecken zu können, und was ich fordere, was ich zu fordern berechtigt bin, verhehlſt du mir? — Schrecklich, wenn ich eilf ganzer Jahre mich getäuſcht hätte! Wenn — doch nein! nein! dieß alles war nicht Juliens Ernſt. Meine Neugier bloß wollteſt du prüfen; und wirſt ſie auch befriedigen nunmehr. — Nicht? Nicht?"

Julie ſchwieg; ihre Thränen, die bisher getropft nur hatten, floßen nun in reichlichen Strömen; mit gewaltigen Schlägen klopfte ihr Buſen; ſelbſt in den faſt unmerklichen Zuckungen ihrer, vors Geſicht gehaltenen Hand, und in dem leiſen Beben ihrer Knie war Kampf der Leidenſchaften ſichtlich; gegen Himmel erhob ſie endlich ihr ſchönes blaues Auge. — Ich bin rein vor dir; und will es auch bleiben, ſollte ſelbſt meine zeitliche Wohlfahrt darüber zertrümmern! — Theurer Gemahl! Mann, an dem ſelbſt im Traume meine Seele ſich nie verſündigte, fordere, was du willſt! fordere mein Leben ſelbſt! und nichts wird dir verſagt werden. Doch in dieſem einzigen Puncte binden Pflicht und Schwur meine Lippen."

„Du haſt ſchwören gelernt," rief mit bitterm wüthigen Spott Billenau ihr entgegen — „ſchwören, daß Shakſpeare ſelbſt von dir noch lernen könnte; Aber nimm Eid gegen Eid! — Bey eben dem Himmel, den du ſo künſtlich anzublicken, ſo rührend anzurufen verſtehſt, ſchwöre ich dir: Ich will jenes Geheimniß dir entwinden; oder zerriſſen ſey unſer Band, vertilgt unſere Liebe, hölliſches Feuer jeder Kuß, den unſere Lippen wechſeln!"

Billenau ſprach's, und ſprang von ſeinem Sitze auf. Vergebens ſtreckte Julie ihre Hand nach ihm aus; vergebens ſtrafte ihn ſchon jetzt eine innere Stimme für ſeinen zu raſchen Schwur! Jene ſtieß er zurück, und auf dieſe hörte er nicht. Nur noch einmahl, zwiſchen Thür und Angel ſchon, wandte er ſich wieder um; nur noch einmahl, mehr mit dem Ton der Drohung, als des Zuredens, fragte er ſie: Ob ſie noch nicht eines Beſſern ſich beſönne?

„Daß ich's könnte! Wahrlich, du solltest dann nicht —

Gehorsam will ich! Der Heucheley hörte ich heute schon übergenug. — Wisse, allein schlafe ich diese Nacht; und kehrt während derselben nicht Reue, nicht besserer Rath in deine Seele zurück, so soll jede künftige Nacht der jetzigen gleichen; so soll — standhaft hast du bisher meine Liebe erfunden; mein Zorn, glaube mir, soll es nicht minder seyn."

Er ging nicht, er riß sich hinweg. Als er nach einer bewußtlosen Stunde in seinem Zimmer, auf seinem Sofa, einsam und in finsterer Nacht sich selbst wieder fand, da war ihm, als erwachte er aus einem fürchterlichen Traum; nur daß leider auch sein Erwachen dumpf und düster war. Er schellte; sein Georg erschien.

„Licht, und eine Lampe ans Bett' im Cabinette dort!"

„Gnädiger Herr, Sie werden doch nicht etwa —"

„Schweig! und gehorche!"

„Aber — —"

„Schweig! sag' ich. Es ist dein Werk!"

Der arme Alte entfernte sich mit Thränen im Auge. Billenau warf sich auf sein Lager. — „Ich schlafe diese Nacht allein! war seine Rede zu Julien gewesen. Das Alleinseyn hielt er; das Schlafen konnte er nicht halten. Auch kein Gedanke an Schlummer besuchte ihn. — Mit der Morgenröthe erstem Strahle war er wieder in jener Laube, in welche er vor vier und zwanzig Stunden erst so ruhig und so fröhlich eingetreten war. O welche Änderung hatte hier ein einziger Tag bewirkt! Eben diejenige Natur, die

gestern

gestern im bräutlichen Schmuck ihm gelächelt hatte, besaß heute für ihn weder Lockung noch Reiz. Leben hatte ihm gestern in jeder Blume, in jedem Würmchen, in jeder schossenden Staude, in jedem blühenden Baume gewinkt; heute sah er überall Trauer und Tod. Entzücken hatte ihm gestern die Lerche, die Nachbarinn der Wolken, ins argwohnleere Herz gesungen; jetzt war ihr Lied zum Mißton geworden; denn in offenbarem Hader mit Schickung und Natur befand sich seine Seele.

Ein einziger Strahl von Hoffnung durchbrach noch auf Augenblicke seinen Trübsinn. — „Vielleicht," dachte er, „gibt sie nun nach! fliegt wieder in meine Arme! entdeckt mir alles! — Und wie dann, (flüsterte zu gleicher Secunde der Argwohn ihm ins Ohr,) wenn nun, was sie entdeckt, wirklich ein Vergehen, unwerth ihrer selbst, unwerth meiner Liebe wäre? — Warum zauderte sie auch sonst so lange? Was kann das für eine Pflicht seyn, die ihr obliegt, und die fremd mir bleiben soll? Was das für ein Eid, der so unauflöslich ihre Zunge bindet? — Ist es etwas Wichtiges — ha, die Heuchlerinn, die so listig jede Spur verbarg! Ist es eine Kleinigkeit! — welcher Starrsinn, mir also zu trotzen! O ich fürchte, ich fürchte, das große Heer getäuschter, schändlich betrogener Männer, zählt auch mich zu seinen Genossen!"

Zwey Stunden flossen unter so nutzlosen Überlegungen vorüber. Je mehr Billenaus Seele das Heer der Möglichkeiten musterte, je weiter entfernte sich Gewißheit von ihr. Juliens Ankunft unterbrach endlich die Reihe seiner Ideen. Mit langsamen matten Schritten kam sie daher. Auch demjenigen, der zum ersten

Mahl in seinem Leben sie so erblickte, mußte ein übernächtiger Gram in ihrer Miene unverkennbar seyn. Und doch, wie schön war sie eben jetzt! Eine Rose, auf deren Blätter Regentropfen haften, und deren Röthe doch durchblickt! Eine Lilie, die sich beugt, und doch nicht minder gefällt! — Billenau, als er sie erblickte, ungewiß, ob er ihr entgegen gehen sollte, hob sich jetzt, setzte jetzt sich wieder. Stolz und Liebe rangen in ihm. Bey längerer Frist hätte wahrscheinlich die letztere gesiegt; jetzt gewann der erstere. Auch ließ Julie selbst ihrem Gemahl zum Besinnen keine Zeit. Die bisher Schleichende flog, als sie ihn wahrnahm, der Laube zu. Mit dem zärtlichsten Blick hing ihr Auge an ihm; mit halb schüchterner Ehrfurcht ergriff sie seine Hand; führte sie fast zitternd auf ihre Lippen; warf sich mit ungeheuchelter Inbrunst, als er dieß alles litt, an seinen Nacken und rief: „Kannst du mir vergeben, mein Theurer?"

Wie viel Gutes versprach ein solcher Anfang, und wie wenig hielt er! Zwar stand Billenau schon im Begriff Zärtlichkeit mit Zärtlichkeit zu vergelten; Zwar wollte er schon ihrem Kuß entgegen kommen, und er, der Beleidigte, seine reuige Beleidigerinn um Verzeihung bitten. Doch da gedachte er stracks wieder an sein Gelübde; da rief ihm sein männlicher Stolz das schon so oft gemißbrauchte: Jetzt, oder nie! ins Ohr. Nicht unfreundlich, doch ernst genug entwand er sich den Armen seiner Gattinn und erwiederte: Allerdings ist Julien alles verziehen, so bald sie beantwortet, was ich gestern schon fragte.

Nur dann? — Nur dann? (stammelte Julie und hob sich langsam empor,) Gott der Güte! wenn dieß

Ernſt und Entſchloſſenheit meines Gemahls ſeyn ſollte, ſo war mein Gebeth fruchtlos, und mein künftiges Leben iſt elend.

Fern ſey von uns der Gedanke, hier das ganze Geſpräch aufzuzeichnen, das nun zwiſchen Julien und Billenau ſich fortſpann. Zunge und Feder haben ihre gegenſeitigen Grenzen. Vieles gelingt der letztern zwar, was der erſtern mißräth; aber einförmig wird auch für den Leſer oft, was mannigfaltig für den Zuhörer geweſen wäre. — Kurz! Faſt wie geſtern, und ernſter noch, endete ſich auch die heutige Zuſammenkunft. Denn als Billenau alles von Neuem verſucht hatte, — Bitten, Gründe, Drohungen; als Julie dagegen immer nur mit Betheurungen ihrer Liebe und Unſchuld, aber auch mit jener Entſchloſſenheit, die ihm Hartnäckigkeit dünkte, geantwortet hatte; da ſchwieg er mit abgewandtem Geſicht eine lange, fürchterlich-ſtumme Pauſe hindurch, und ſprach endlich, nicht mit dem Tone der Hitze, ſondern mit dem weit gefährlichern der Kälte und Überlegung:

„So ſey er dann geworfen dieſer entſcheidende Würfel! Dir, Julie, iſt Aufrichtigkeit unmöglich, mir iſt ſie nur ſchwer. Wiſſe daher meinen Glauben von dir, und meinen Entſchluß, wofern du nicht dieſen Glauben zernichteſt! — Dein, dein iſt das Kind, das du ſo ſorgfältig erziehen läßt. Dein, nicht durch Annahme bloß, ſondern auch durch — Geburt. Scham über einen ſolchen Fehltritt iſt die ſo genannte heilige Pflicht, die dir den Mund verſchließt. Eine Heuchlerinn war bisher meine liebevolle Gattinn; war damahls ſchon Mutter, da ſie als Jungfrau einſt vor den Altar hintrat.

O halt ein, mein Gemahl! ich beschwöre dich —

„Laß mich enden erst, und dann fasse deinen Entschluß eben so gelassen, wie ich den meinigen gefaßt habe! — Sieh, Julie! hättest du alles dieß mir gestanden — erst gestern — erst jetzt; mit reuigem Ton, mit offen daliegendem Herzen — vielleicht! vielleicht! Aber nun? Schon hätte ich zur öffentlichen Klage Grund, zur öffentlichen Trennung wahrscheinlich bald Fug und Recht. Doch nicht beschimpfen mag ich das Weib, das ich so nahmenlos liebte; nur mache mich das Schicksal zum Ärmsten meiner Tagelöhner; verächtlich wende von mir jeder redliche Mann sein Angesicht; und mein eigenes Gefühl werde mir zur furchtbarsten Hölle, wenn du jemahls in mir wieder den Gatten erfindest, bevor du von jenem Verdacht dich ganz gereinigt hast. Dieß sey Stoff für dich zur Überlegung auf die nächsten drey Tage, die du mich — nicht sehen wirst."

Er entfernte sich bey diesen Worten. Fruchtlos bath Julie noch um Gehör; selbst auf die Ohnmacht, die sie zu bedrohen schien, achtete er nicht. Einem seiner Bedienten, der ihm aufstieß, gab er Befehl anspannen zu lassen, weil er zu verreisen gedenke. Seinem Befehle ward unverzüglich nachgelebt. Auf einem Zettelchen, mit wenigen hingeworfenen Worten meldete er Julien zwar, wohin sie zu schreiben habe, wenn sie ihm schreiben wolle. „Doch," fügte er hinzu, „ist jeder Brief eine unverzeihliche Beleidigung für mich, der nur schmeichelt und nicht gesteht."

In eine nahe, ziemlich ansehnliche Provinzstadt, wo Billenau gewöhnlich des Winters größere Hälfte zu verleben pflegte, ging jetzt seine Reise. Daß ein

Gram ihm dahin nachfolgte, daß keine Zerstreuung ihn aufzumuntern vermochte, das versteht sich von selbst. Zu beschreiben, was er alles hier überlegte, entwarf, durchdachte, würde ins unbeschreiblich Weitläuftige führen. Genug, auch diese drey Tage vergingen, oder verschlichen endlich, und kein Brief von Julien erschien.

Am vierten Morgen schrieb Billenau mit gereiftem Entschluß, mit dem Gefühl des gerechtfertigten Verdachts, die Bedingungen nieder, die er seiner Gemahlinn für ihr künftiges Leben setzte. Auch in ihnen sprach der edle, wiewohl beleidigte Mann. Ganz Juliens Willkür überließ er es, ob sie ihren Aufenthalt in der Stadt, oder noch fernerhin auf seinem Landgut wählen wolle. Nur abgetheilt müßten im letztern Falle ihre Wohnung, ihr Tisch und Bett seyn. — Seines Schlosses schönster Flügel, ansehnliche sichere Gefälle wurden ihr angewiesen. Selbst ein artiges Capital ward ihr geschenkt für immer. Die wenigen Zeilen, die als Brief diesen Aufsatz begleiteten, waren mit Kälte, doch ohne Bitterkeit abgefaßt. Georg mußte deren Überbringer seyn.

Juliens Antwort hatte den Ton der vollständigsten Ergebung. Sie erkannte, daß ihr Gemahl Herr und Meister ihres Schicksals sey; sie gab ihm das Zeugniß, daß er auf eine edelmüthige Art selbst im Unwillen mit ihr verfahre; sie betheuerte nochmahls ihre Unschuld; aber sie entsagte der Hoffnung Glauben zu finden, da ein so unwiderlegbarer Schein gegen sie spreche. Sie nahm nur die Hälfte des ihr bestimmten Jahrgehalts an, und schloß mit der Bitte, sie fern von der Stadt auf seinem bisherigen Landsitze leben zu lassen. — „Es

wird," waren ihre Worte, „wenigstens ein schwacher Trost für mich seyn, da meinen Schmerz zu begraben, wo sonst meine neidenswerthe Glückseligkeit blühte. Keine Klage soll hier meinen Gemahl stören, kein Vorwurf ihn beunruhigen. Getrost kehre er wieder und fürchte keine Zudringlichkeit, sie heisse, wie sie wolle, von mir. Freywillig wird er mein Zimmer besuchen müssen, wenn er die Thränen sehen will, die dort freylich oft und reichlich genug fließen werden."

Wohl hundert Mahl durchlas Villenau diesen Brief. Er fand in ihm keinen einzigen Grund mehr seine Gattinn zu rechtfertigen; und doch — doch versuchte es sein Herz. Er konnte es nicht über sich gewinnen, sie für lasterhaft zu halten; er konnte noch minder sie für schuldlos erklären. Seine Gefühle kämpften abermahls; und abermahls siegte sein beleidigter Stolz. Er beschloß, sie ihrem Schicksale zu überlassen; beschloß sich ins Getümmel der großen Welt zu stürzen; dort die Ruhe und die Zerstreuung zu suchen, die er im Voraus nicht zu finden hoffen konnte.

Er durchreiste von Neuem Deutschlands größten Theil. Keine von dessen mannigfachen Städten gefiel ihm. Er brachte den nächsten Winter am Hofe seines Fürsten hin; er sah sich geschätzt und gesucht; alles galt ihm gleich. Man trug ihm ein ansehnliches Amt an; er schlug es aus, und machte sich, indem er es ausschlug, selbst Vorwürfe über sein unthätiges Leben. Er suchte bey Spiel und Ball sich zu zerstreuen; seine Langweile ward noch peinlicher. Er las so manche Schrift unsers schreibseligen Zeitalters, und kam selten bis auf — die dritte oder vierte Seite. Er glaubte mit neuer Liebe tändeln zu können; so manche Thür that vor

ſeinem Reichthum ſich auf; ſo manches Schlafgemach war ein gleiches zu thun erböthig. Aber er blieb kalt bey Reizen, die ihm winkten. Zehn Monathe vergingen, und es däuchten ihm ſo viel Jahre geweſen zu ſeyn.

Jetzt kam der Frühling wieder. Mit jedem heitern Tage erneuten ſich auch bey Billenau die Bilder ländlicher Freuden; jener Freuden, die er vordem auf ſeiner Vatererde genoß. Jedes Grün der Felder glaubte er dort ſchöner geſehen, jedes Lied der Vögel dort lieblicher gehört, jeden Abendhauch dort kühlender gefühlt zu haben. Daß in jede dieſer Erinnerungen auch Juliens Andenken ſich mit einſchleiche, daß es alle übrige ſogar verdunkle, das verſchwieg er ſich zwar ſorgfältig; doch empfand er es nur allzu ſtark. Einen Monath ſchon widerſtand er; länger vermochte er's nicht. Er flog wieder zu ſeinem Landgut hin; auf Tage nur, wie er ſagte: doch hatte er auf Wochen ſchon ſeine Anſtalten getroffen.

Es war faſt Mitternacht, als er auf ſeinem Schloß ankam; ſein Schlafzimmer ging in den Garten, die Ausſicht davon gerade auf den Flügel hin, den Julie bewohnte. Kaum war er zwey Minuten da, ſo entfernte er ſchon alle Bediente, unter dem Vorwande: daß er der Ruhe bedürfe. Jetzt ſah er ſich allein, und ſogleich eilte er zum Fenſter. In Juliens Zimmern war noch Licht. Er ſah ſie auf und niedergehen; ſah, wie auch ſie ans Fenſter trat; ſah (wiewohl hinterm Vorhang), daß ſie hinauf zu dem ſeinigen blickte. Selbſt einen tiefen Seufzer, ſelbſt ein leiſes: Ach Gott! glaubte er zu vernehmen. Durch's Herz ging ihm dieſer Seufzer, und dieß leiſe: Ach Gott! Noch lange lauſchte er

von ferne; als er endlich auf sein Lager sich warf, besuchte ihn, so müde er sich fühlte, der Schlaf erst gegen Morgen.

Beym nächsten Aufstehen erschien Georg. Unvermögend in seinem hohen Alter noch durch ganz Deutschland herum zu schweifen, war er, seit einigen Monathen schon, von seinem Herrn mit einer kleinen Aufseherstelle bekleidet worden. Er kam jetzt, um Rechnung abzulegen und über die Ankunft seines Gebiethers sich zu freuen. Kaum hatte er zehn Worte gesprochen, als Billenau ihn unterbrach, und nach Julien fragte. Thränen funkelten sogleich in den Augen des ehrlichen Alten.

„O Sie haben — rief er — die Tugend, die Liebe und die Unschuld selbst von sich gestossen, gnädiger Herr; und ewig wird es mein Gewissen quälen, daß ich — ich durch Unvorsichtigkeit vielleicht allein! — die Ursache dieses Zwiespalts ward!" — Eine lange Rede zu Juliens Lob schloß sich an diesen Eingang. Wie sie die Mutter jedes Unglücklichen, die Zuflucht jedes Bedrängten im Dorfe sey; wie sie, von Allen bedauert, mit Sanftmuth ihr Schicksal trage; wie man kein klagendes Wort, doch desto öftere Erinnerung des Dankes und der Liebe von ihrem Munde vernehme; und wie die Verleumdung selbst auch den kleinsten Flecken ihrer Ehre schone.

Nicht ohne warme Theilnehmung hörte Billenau seinem treuen Diener zu. Noch wärmer schlug ihm das Herz, als er bald darauf die Bestätigung alles dessen aus mehrerer Zeugen Munde vernahm. Am wärmsten ward ihm dann, als er an eben diesem Morgen noch Julien selber sah und sprach. Er hatte sich in Rücksicht

ihrer die Pflicht aufgelegt, sie weder zu suchen, noch zu fliehen. Sie schien ein gleiches thun zu wollen. Doch ein Ungefähr führte Beyde gerade in derjenigen Laube zusammen, wo sie vordem so oft und so glücklich gewesen waren; wo sie schon unglücklich genug zum letzten Mahl sich gesprochen hatten. Julie saß dort und las. Ganz ohne Vermuthung dessen trat Billenau herein. Sie grüßten sich, wie zwey Fremde es thun; und trennten sich bald wieder, nach einigen Fragen und Antworten, wo jeder des Andern Verlegenheit gar leicht verspürte.

„Ich bin doch noch nicht ganz in ihrem Herzen erstorben! so dachte Billenau, indem er wegging, und konnte das Zurücksehen nicht unterlassen. — „Es schien „mir doch, als ob er noch meiner gedenke!" seufzte Julie heimlich, und blickte mit sanfter Liebe dem Hinweggehenden nach.

Ja wohl gedacht', er ihrer noch! Wohin er ging und trat, folgte ihm ihr Blick, ihr Ton, und ihr Bildniß. Wohin er ging und trat, sah er Merkzeichen ehemahliger Wonne und jetzigen Kummers. Er ritt aus; mechanisch lenkte er sein Roß auf jenen unseligen Wald hin; mechanisch hielt er am Försterhäuschen still, stieg ab und ging hinein. Nach dem Knaben war seine erste Frage. Es fiel, wie ein Felsenstück auf ihn, als er vernahm, daß seine Gemahlinn denselben schon am dritten Tage nach jener Überraschung hinweggenommen habe. Wohin er gekommen, wußte Niemand.

„Also fährt sie fort, für ihn zu sorgen und sich zu verbergen? Ach, es wäre Wahnsinn, nur noch zu zweifeln: wessen Sohn er sey!" — so dachte, so sprach er unaufhörlich zu sich selbst, indem er heim ritt. Er

fand daheim den Geistlichen seines Dorfs auf sich warten; einen ehrwürdigen, bidern Greis, den er liebte. Er empfing ihn freundlich; doch als der gutmüthige Priester auf jenen ehelichen Zwiespalt sein Gespräch und seine Vorbitte lenken wollte, riß Billenau sich stürmisch los, versperrte sich den übrigen Tag in sein Schlafgemach, und blieb allein. Mit Gewalt riß es ihn oft zum Fenster hin. Er erblickte Julien einige Mahl. „Gott, (rief er einst, so laut, daß man es im Vorzimmer vernahm), Gott! kann so eine Betriegerinn aussehen?"

Drey Tage verliefen. Durch Jagd, durch Fahren, Reiten, durch jedes ländliche Mittel suchte Billenau sich zu zerstreuen, zu beschäftigen, zu belustigen wohl gar. Der Arme! Er hätte eben so gut, mit Hotspur *) sich in den Mond zu schwingen versuchen können. — Er gab seinen Unterthanen ein kleines Fest. Er lud einige von seinen Nachbarn, er lud Julien selbst mit ein. Sie erschien. Aber sichtliche Schwermuth war es, mit welcher sie den Spielen und den Tänzen des jungen freudigen Landvolks zusah. Oft ruhte Billenau's Blick, wenn er von ihr nicht bemerkt zu werden glaubte, Minuten lang auf ihrem Antlitz. Er sprach viel und höflich, doch fremd mit ihr; sie antwortete ihm mit dem Ton der Unterwürfigkeit. Nur ganz gegen Ende

*) Gewiß kennen alle meine Leser den trefflichen Hotspur in Shakspeare's Heinrichs IV. ersten Theil, und hoffentlich erinnern sie sich auch der Stelle, wo er sagt: Es sey die Ehre herabzureissen nur ein leichter Sprung in den blaßwangigen Mond.

des Tags vergaßen sich beyde. — Bey einem ganz gleichgültigen Stoff stieg ein unwillkürlicher Seufzer in ihr auf; Billenau fragte: Ob sie vielleicht unpäßlich sey? — Jetzt zum ersten Mahl lächelte sie schmerzhaft. „Glauben Sie wirklich," war ihre Antwort, „daß ich auf Krankheit warten müsse, um seufzen zu dürfen?" — Billenau erröthete; auch sie selbst schien ihre Rede zu bereuen. — „Verzeihen Sie mir diese Schwäche, (fuhr sie fort), sie war wider mein schriftliches Versprechen, nie über etwas zu klagen; sie soll nicht wieder kommen, das schwöre ich Ihnen." Aber vielleicht ständ es nur bey Ihnen, noch jetzt dieß alles zu ändern!"

„O gewiß nicht! O daß ich dieß könnte!" Die hellen Thränen traten in Juliens Augen; sie wollte sich entfernen; Billenau, der nahe bey sich niemanden sah, oder vielmehr, der alles, was ihn sehen, was ihn hören konnte, vergaß, faßte ihre Hand. O nur ein Mährchen, Julie; nur ein glaubliches Mährchen; und alles ist geschlichtet!" — „Bey dem, der Herz und Nieren prüft — erwiederte sie, und trocknete die Thräne — meine Unschuld bedürfte keines Mährchens, wenn nicht ein unseliger Schwur — — Edelmüthiger Mann, ich kann nicht mehr sagen!" Sie entriß sich hier, und kam nicht wieder. — „Daß ich dieß könnte!" wiederhohlte er bey sich selbst. Leider kann sie nicht, denn sie würde sich selbst anklagen müssen. Doch daß sie nicht lügen will, bey Gott, auch das ist edel.

Die Woche schloß sich nun. Daß er so den Pfeil, der schon schmerzhaft genug sein Herz getroffen hatte, noch immer tiefer hinein sich stoße, das fühlte Billenau gar wohl. Er beschloß daher eine neue Reise. Wei-

ter sollte sie gehen, als alle vorigen. In einigen Jahren Deutschland nicht wieder zu sehen, war sein Vorsatz; Julien inzwischen ganz zu vergessen, sein innigster Wunsch. Schon waren die nöthigsten Anstalten zum Weggehen getroffen. Noch ein einziges Mittel, das letzte von allen, beschloß er vorher zu versuchen. Julie hatte ein Kammermädchen; seit fünf Jahren schon war sie mit ihr mehr auf freundschaftlichen als gebiethenden Tone umgegangen. Wie, wenn diese ein Licht zu ertheilen vermöchte? — Georg mußte sie heimlich herbescheiden; und das Mädchen kam.

Billenau schämte sich der Herablassung nicht. Bitten, Schwüre, sie nicht zu verrathen, Verheissungen des reichlichsten Lohns wurden angewandt. Zwanzig Ducaten flimmerten auf dem Tisch; und Louise verrieth doch nichts; denn sie hatte — nichts zu verrathen. Was Billenau von neun und zwanzig Zeugen wenigstens schon vernommen hatte, vernahm er auch von diesem dreyßigsten; daß man stets an ihn nur denke; stets mit Liebe von ihm spreche; mit keiner Sylbe noch über seine Härte geklagt, wohl aber zuweilen eine stille Thräne über des Schicksals Prüfung vergossen habe.

„Und empfängt sie nie fremden Besuch?" fragte er weiter.

Nie!

„Schreibt sie auch keine Briefe?"

Keine! Wohl aber sah ich sie einige Mahl einen lesen. Immer war es eben derselbe; und so oft sie ihn las, weinte sie bitterlich, und war den ganzen Abend darauf stiller und ernster noch, als gewöhnlich.

„Woraus schließt ihr aber, daß es immer eben derselbe war?

O ich wollte ihn an der Art, wie er gebrochen ist, selbst an der Handschrift, so viel ich davon sehen konnte, unter tausenden erkennen. Er scheint mir von weiblicher Hand zu seyn. Sorgfältig verschließt ihn meine gnädige Frau in ein elfenbeinernes Kästchen und dieß Kästchen in ihren Schrank. Ich wagte es einst, sie zu fragen: Was denn für ein trauriges Papier dieß sey? — „Ja wohl traurig!" seufzte sie: „Meines ganzen Lebens Elend stammt von daher." — Sie schwieg und geboth auch mir zu schweigen.

Nachdenkend ging Billenau eine lange Weile im Zimmer auf und ab. Etwas Neugier war von jeher seiner sonst edlen Seele eigen. Noch natürlicher, noch verzeihlicher als jemahls war sie hier. Schon stiegen Wünsche und Plane in ihm auf, zu wissen: welch ein Brief dieß sey? Zwar setzte sich sein Gefühl von Recht und Schicklichkeit ein Weilchen dagegen; doch auch dieser Widerstand verflog ziemlich rasch.

„Ich kenne dieß Kästchen von Elfenbein; hob er wieder an: meine Frau erhielt es von mir selbst. Wäre es euch nicht möglich, nur auf ein Viertelstündchen mir solches in die Hände zu spielen? Ich bürge euch auf mein Ehrenwort für alle üble Folgen."

Das Mädchen stutzte. Die Pflicht ihres Gewissens, eine so gütige Frau nicht hintergehen zu dürfen, war ihr erster Gegengrund, die Unmöglichkeit der Sache selbst ihr zweyter. — „Der Schrank, (sagte sie), stehe im Schlafzimmer, dicht bey Juliens Lager. Oft pflegt er zwar die ganze Nacht unverschlossen zu bleiben; doch der Schlaf ihrer Herrschaft sey so kurz, so leise, so unruhig, daß eine summende Fliege ihn zu

stören vermöge. Wie sey es daher möglich, dieß Kästchen ihr zu entwenden, gesetzt auch, daß man wolle?"

Billenau trat seinen überlegenden Spaziergang von Neuem an. Des Mädchens Einwurf war stark, seine Neugier — oder sein Vorwitz vielmehr, noch stärker. Ein Paar Mahl glaubte er den Ausweg schon gefunden zu haben; und verstummte wieder, indem er sprechen wollte. Zuletzt fand er ihn wirklich. — „Euer Besorgniß, rief er aus, war nicht unbillig, doch auch dafür weiß ich Rath. Pflegt meine Gemahlinn noch am Schluß der Abendmahlzeit, so wie sie sonst that, Wein mit Wasser gemischt zu trinken?"

„Ja, Ew. Gnaden, ein reichliches Glas!"

Hier ein Pulver, das ganz ohne Geschmack in jedem Weine sich auflöst! Unschädlich ist seine Wirkung, aber fest der Schlaf, den es hervorbringt. — Gib es ihr unbemerkt, und Julie ruht sanft, selbst wenn du den Schrank mit Getöse erbrächest. Dafür und für das übrige statten hundert bare Ducaten dich aus.

Die Zweifel der Ehrlichkeit sprachen von Neuem. Selbst ein kleiner Verdacht, ob auch dieß Pulver wirklich nur schläfrig mache? stieg in Louisen auf. Billenau's Charakter erstickte diesen Argwohn bald. Seine Ducaten schwiegen die übrigen Bedenklichkeiten. Man ging aus einander, ganz einverstanden über solch eine vorwitzige Büberey. Wann und wie sie ausgeführt werden sollte, hing vom Zufall ab. Billenau war seine Reise aufzuschieben erböthig; aber er hätte selbst dieses Vorsatzes nicht bedurft, denn in der nächsten Mitternacht schon öffnete sein Georg leise sein Schlafgemach, und winkte ihm, als er noch wach seinen Ge-

biether fand, der diebischen Louise zu folgen. Das elfenbeinerne Kästchen war in ihren Händen.

Mit welcher Hast sprang Billenau jetzt vom Lager empor. — Ein Schlüssel, der öffnete, war schon bey der Hand. Er geboth, daß man allein ihn lasse. Die Goldbörse flog in des Mädchens Schürze, die nochmahls zitternd sie nicht unglücklich zu machen bath. — „Gebe Gott, sagte halblaut und halb unwillig der greise Georg, daß dieß Sündenlohn gut bey Ihr angewandt sey. Ich, Jungfrau, möchte es wenigstens nicht mit Ihr theilen."

Man kann sich die Begierde leicht denken, mit welcher Billenau, so wie er Zeugenfrey war, alle die Papiere durchsuchte, welche dieß Kästchen enthielt. Er fand ihn ihm — seine eigenen Briefe. Keine Zeile, die er jemahls an Julien geschrieben, war vernichtet worden. Er durchlief sie alle, und fand nichts als sie. Schon glaubte er sich, entweder durch ein Mährchen getäuscht, oder durch einen Zufall um den Vortheil einer so theuern Verrätherey gebracht, als einer seiner ältesten Briefe beym Anfühlen ihm stärker als die übrigen zu seyn däuchte. Er schlug ihn genauer aus einander, und ein fremder Zettel lag darin. — „Nur von Julien zu lesen!" war seine Aufschrift. Billenau staunte schon, als er in diesen zitternden Zügen die Hand seiner Schwester erkannte; er staunte noch mehr, als er inwendig Folgendes las:

„Ich stehe bereits an den Pforten des Todes, „und doch kann ich mich nicht entschließen, jenes Ge„heimniß zu eröffnen, das mein Leben befleckt. Was „hülfe es auch meinem Gatten und meinem Bruder, „in der Gemahlinn und Schwester, die sie lebend lieb-

„ken, nach dem Tode nun eine Heuchlerinn zu erken-
„nen? Warum soll ich sie mich zu hassen zwingen, da
„es für sie selbst besser ist, mich liebend zu beweinen?
„Sogar der Priester, dem ich alles vor wenigen Mi-
„nuten bekannte, billigt mein Versprechen. Sie also,
„edelmüthige Julie, Sie sind die Einzige, sollen die
„Einzige bleiben, die es ganz weiß, wie tief ich einst
„fiel. Ihnen empfehl' ich sterbend noch meinen Sohn;
„zu Ihnen flehe ich auf meinem letzten Lager: Lassen
„Sie bis zu jenem Tage, der alles enthüllt, verbor-
„gen meine Schande bleiben! Selbst mein Adolf ken-
„ne die Unglückliche nie, die ihn gebar! Ein geringer
„Stand bleibe sein Loos; daß es nicht drückende Ar-
„muth werde, dafür, wissen Sie, habe ich gesorgt.
„Werden Sie seine Mutter! Suchen Sie ihn — Ge-
„nug! die Tropfen des letzten Schweißes stehen schon
„auf meiner Stirn; meine starrende Hand — Le-
„ben Sie ewig wohl! Ewig wohl! Aber Ihr Eid bin-
„de Sie!

„Wilhelmine."

Gott! — Gott! — Gott! ist es möglich? rief Billenau, meine Schwester?" Der Brief entsank ihm. — Rasch griff er wieder darnach; wohl zehn Mahl wiederhohlte er sein Lesen. So klar, und doch noch so unbegreiflich stand jetzt alles vor seinen Augen. Er rief seinem Georg; er rief dem Mädchen, das draußen auf Rückgabe des Kästchens wartete. Noch eine volle Börse warf er beym Eintritt ihr zu. — Dank sey deinem Verrath! schrie er laut: Dank meinem Vorwitz! Sie ist unschuldig, meine Julie! Unschuldig! und ich muß hin zu ihr, — sogleich hin! — Muß sie kniend um Verzeihung bitten! Muß — O Georg! meine

Kleider

Kleider her! Noch faß ich nichts, und doch sehe ich schon Alles! — Du hattest Recht, Alter! Ich habe die Tugend selbst ausgestoßen; aber ich will sie versöhnen, bevor der Morgen graut."

Es kostete unendliche Mühe, von dieser Eilfertigkeit ihn abzubringen; nur Georgs Grund: daß Juliens Schlaf künstlich sey, und eine gewaltsame Weckung ihrer Gesundheit schaden könne, drang endlich durch. Scharf ward Louisen befohlen, ihn zu rufen, sobald sie erwacht sey; ohne ein Auge zu schließen, mit tausend Anwandlungen von Ungeduld war der Morgen heran gebracht. Ein hart Gefangener sieht kaum sehnlicher dem Augenblick entgegen, der seine Fesseln lösen soll, als Billenau dem Ruf des Mädchens. Endlich kam sie, und er flog zum Zimmer seiner Gemahlinn.

Eben war sie erst aufgestanden. Keines Besuchs, am wenigsten ihres Gatten gewärtig, in einem leichten weißen Morgenkleide, zwar wach, doch noch nicht ausgeruht genug, lag sie nachläßig auf ihrem Sofa hingeworfen. Mit einer Miene, die Sanftmuth selbst hat sie nicht sanfter, stützte sie ihre halb rothgefärbte Wange auf die schönste weißeste Hand. Es schien, als wundere sie sich selbst, daß endlich einmahl der lang entfernt gewesene Schlaf sie wieder besuchen wollen; der Schwermuth unverkennbare Mattigkeit herrschte durch ihr ganzes Wesen. Und doch? wie reizend war sie nicht! In Billenau's Seele, als er sie erblickte, stieg ein Gefühl empor — des Jünglings erste Liebe ist kaum so warm, kaum so unbegreiflich für ihn selbst. Wie er sie anreden, wie er sich entschuldigen, wie er sie ausforschen wolle, das alles hatte er schon hundertfältig sich überdacht und festgesetzt. Doch verschwunden

war jetzt jeder Vorsatz, jede Rede. — Bloß mit den Worten: „O Julie, Julie, vergib mir!“ flog er zu ihrem Sofa hin; und lag, ehe sie noch aufsitzen konnte, auf seinen Knieen, feurig seinen Arm um ihren Körper schlingend.

Noch wirksamer sind bekannter Maßen oft die Schrecken der Freude, als selbst die Schrecken der Trauer. Ihn, den sie liebte, über alles; ihn, an den so eben ihre Seele dachte; ihn, von dem sie so innig Versöhnung wünschte; ihn jetzt selbst darum bitten hören, ihn zu erblicken in dieser Stellung — o! unerklärlich war es Julien, was dieß bedeute, was ihr widerfahre. Ein Zittern durch alle Glieder — ein ängstliches: O Gott! als ob sie Verspottung besorge, — ein Versuch sich aufzurichten, das war alles, was sie zu erwiedern vermochte. Minder bestürzt war sie selbst bey jenem Auftritt im Försterhause gewesen.

Billenau sah dieß; mit tausend Küssen auf Hand und Mund suchte er sie zu beruhigen. — „O ich weiß alles, rief er: Weiß, daß du unschuldig bist! daß Wilhelmine — diese unwürdige Schwester — O dieser Brief! Nicht für ein Fürstenthum, nicht für des Erdenkreises Herrschaft wäre er mir feil.“

„Charlotte — dieser Brief — Welch ein dunkles Geheimniß? Erlauben Sie Billenau, daß ich mit eigenen Augen — — Gott! Gott! was sehe ich? Wie ist das möglich? Der Brief meiner sterbenden Freundinn in Ihren Händen? Welche schwarze Verrätherey — — Ewiger Gott, und du Schatten meiner Freundinn, ich bin unschuldig!“

„Du bist's! Über mein Haupt falle der Tadel des Vorwitzes, der in meine Hände dieses Schreiben spielt

te; den ich jetzt segne, wie den Tag meiner Geburt; der mir Ruhe, Liebe, Glück, alles, was Sterblichen theuer ist, wieder geben soll! — Ja, Julie! verrätherisch habe ich gegen dich gehandelt; bestochen habe ich dein Mädchen; mit Künsten und Geschenken ihr Gewissen übertäubt; mit einem Schlaftrunk deinen Wein vermischt; deine heimlichsten Heimlichkeiten habe ich an mich gerissen; und doch — dreister, als ich, war noch nie ein Verräther! Verzeihender, als du, wird hoffentlich auch nie eine Verrathene seyn. Wahrlich je tiefer man in deine Geheimnisse dringt, je mehr bewundert man dich. — Komm! o komm in meinen Arm! Erwiderung meines Kusses! damit ich fühle, du vergibst mir!"

Sie sank ihm an den Busen. Lange war ihre Umarmung. Die Wonne jenes Lebens kann dauernder zwar, doch schwerlich süßer seyn. Erst nach tausend gewechselten Liebkosungen, erst nach manchen Schwüren, daß sie ihm nichts zu vergeben habe; daß edel sein Zorn, berechtiget sein Verdacht gewesen sey; daß sie sichtlich den Finger der Vorsicht spüre, der ihre Prüfung enden wolle; — erst nach mancher Wiederhohlung dieser Art wagte es Billenau von Neuem nach deutlicher Erklärung jenes Briefes zu forschen.

Mit einem rückkehrenden zweifelhaften Nachdenken schwieg Julie ein Paar Augenblicke. — „Ich sehe keine Verpflichtung mehr (brach sie endlich aus), noch etwas dir, Geliebter, zu verschweigen. Schon dieser Brief ist sich selbst Erklärung genug. Ein ruhiges Nachdenken würde dir alles entwickeln, gesetzt, daß ich auch länger die Geheimnißvolle spielte. — Ja, Billenau! jener Knabe, der eine Verbindung unterbrach, die

hoffentlich nun nur der Tod noch löset — jener Knabe, der dir so manchen Verdacht, so manchen Kummer mir erregte — ist deiner Schwester Sohn. An meinem Grabe erst, erst an dem Ort, dem ich so nahe schon mich glaubte, den ich so sehnlich wünschte, solltest du das erfahren. — Jetzt danke ich's der Vorsicht, die es anders lenkte!"

„Aber wie — wie in aller Welt konnte so etwas dir kund, und mir verborgen bleiben?"

„Aushohlen muß ich denn, um deutlich zu sein! Entsinnst du dich des Unwillens noch, mit welchem Wilhelmine mich bey meiner Herkunft empfing? Allzu begreiflich schien uns dieser Haß; ach, die Arme hatte des Scheingrundes genug dazu! — Entsinnst du dich jener ersten Versöhnung, die Verstellung mehr, als Wahrheit war? — Entsinnst du dich deiner Weigerung, und der schwermüthigen Laune, worin du die Schwester verließest?"

„Wie! sollte jene Krankheit vielleicht — gerechter Himmel, welch ein Lichtstrahl geht mir auf!"

„Und doch zweifle ich, daß er noch alles dir erleuchten dürfte. — Höre daher nun alles! Mit jedem Tage, wie du weg warst, mehrte sich der Kummer in Wilhelminens ganzem Wesen; ihr Gesicht schien ein Bild des Todes selbst zu werden; aber verschlossen blieb sie bey allen meinen Bitten und Fragen. Eines Morgens, noch ungewiß, ob sie schon wache oder schlafe, trat ich ganz leise in ihr Zimmer. Ich fand sie, nicht aufgestanden bloß, sondern knieend vor einem Stuhl an ihrem Bette. Sie hatte ihre Hände empor gegen Himmel gestreckt, und rief, indem ich die Thüre öffnete, mit dem Ton des entsetzlichsten Jammers: —

mit einem Ton, der, so oft ich an ihn denke, mir gleichsam neu ins Ohr erschallt: Gott, erbarme dich meiner! Nimm mich hinweg! Nimm mich hinweg, bevor ich so zu Schanden komme! — Du kannst dir denken, wie ich erschrack. Wirklich glaubte ich, ihr Verstand habe gelitten. Ich eilte schnell hinzu; was ich sie fragte, weiß ich selbst nicht mehr. Aber mein unerwarteter Anblick, die Furcht, daß ich schon längst ihr zugehört haben möge, betäubten sie. Ohnmächtig sank sie zu Boden. Auf mein Geschrey lief das halbe Haus herzu. Erst nach einer Stunde, erst nach unsäglicher Mühe, erhielt sie ganz ihre Besinnung wieder. Kaum fühlte sie sich stärker, so begehrte sie mit mir allein gelassen zu werden. Es geschah. Schwester, liebe Schwester! fragte sie hastig, bey allem was heilig ist, gestehen Sie aufrichtig, was haben Sie gehört, als Sie in mein Zimmer kamen? — Ich sagte es ihr. — „Nichts mehr? gewiß nichts mehr? wiederhohlte sie mit starrem Blick." Ich betheuerte es; sie ward ruhiger, dachte einige Minuten nach, und fragte abermahls: „Wenn ich mich nun ganz Ihnen aufschlöße, würden Sie mein voriges Betragen vergessen; eine Freundinn von mir seyn durch das ganze Leben?" Du kannst denken, daß ich's bejahte. „Ich verlange viel, fuhr sie fort, den feyerlichsten Eid, ein Geheimniß zu bewahren; mir behülflich zu seyn, daß es Geheimniß bleibe für die übrige Welt; selbst für meinen Bruder! selbst für das ganze Leben!" Ich versprach's. — „Legen Sie auf jenes Cruzifix Ihre Hand! Schwören Sie, so wahr Ihnen Gott helfe!" — Ich schwur es. — „So wissen Sie denn, ich stehe in Gefahr, binnen wenig Wochen Mutter zu werden. Niemand weiß meine Schmach als

der Verräther, der mich verführte, der mich verließ, weil ich durch die Heirath meines Bruders nun nicht mehr die Erbinn ansehnlicher Güter blieb; weil ich — o es ist schändlich, und mein Herz bricht, wenn ichs vollende." — Ich sage dir, Geliebter, kein Wort von meinem Staunen, meinem Kummer. Thränen machten nichts gut; zu Planen der Verheimlichung nahmen wir jetzt unsere Zuflucht, und sie gelangen. Der Erzählung einer künftigen ruhigeren Stunde sey es vorbehalten, wie wir dieß machten; wie eine einzige Wärterinn unsere Vertraute ward; wie verstohlen dieß Kind entbunden, weggebracht, auferzogen wurde; und wie es noch jetzt nicht seine Mutter weiß. — Der Himmel selbst, so wenig er sonst Trug begünstiget, schien mit uns im Bunde zu seyn. Denn unerwartet für uns selbst bliebst du so lange aus, bis Wilhelmine genas. Das Übrige dir zu verbergen, zu täuschen die ganze Welt, selbst ihren nachherigen Gemahl, war der schlauen Wilhelmine ein Spiel.

„Gerechter Gott! — Und der Elende, der sie bethört hatte?"

Ich erfuhr ihn nie. Zwey Mahl befragte ich sie darum. Thränen traten ihr dann, bevor sie eine Sylbe noch sprechen konnte, ins Auge. — „Sie hören seinen Nahmen, sprach sie, wenn Sie weiter in mich dringen; denn schändlich wäre es, auch eine Frage nur der treuen Freundinn zu verweigern; doch Julie, ich bitte Sie, fordern Sie es nicht! Ich verlor ihn um Ihrentwillen; ich liebte ihn wie mein Leben; ich kann ihn noch jetzt nicht hassen." Das war ihre Antwort; und ich schonte sie fortan, denn ich sah, wie viel sie litt. Nur daß es ein Officier sey, ein sehr ferner Freund

von dir, das schloß ich aus einigen flüchtigen Worten — Nach meinem Tode, sagte sie oft, werden Sie ein Papier finden, und in ihm meine ganze Geschichte. — Sie hat falsch gesprochen, oder dieß Papier ist in Hände gefallen, die sich dessen nicht rühmen.

„Und du hättest nie ihr Geheimniß verrathen?"

Nie! — Hatte sie auf ihrem Todbette nicht noch meinen Eid mir eingeschärft? Auch das schien mir göttliche Vorsehung zu seyn, daß mich — mich allein jener Brief antreffen mußte. — O ich fühlte es in ganzer Schwere, was ich durch dieß Schweigen verlor — Ehre, Ruhe, Ihre Liebe. Aber ich war entschlossen auszudauern, weil dieß Leben währt; weil — —

Villenaus Umarmung unterbrach von Neuem ihre Rede. — „Edles, edelstes Weib!" rief er aus. „Manche Kirche verehrt Heilige, die minder standhaft in ihren Pflichten waren, als du in der deinigen. O gesegnet, gesegnet sey mein Vorwitz! Ohne ihn wäre ich jetzt nicht der glücklichste der Menschen! Ohne ihn wären wir getrennt für immer. — Und doch hoffe ich, soll fortan kein Eid mehr". —

„Engel könnten es fordern, und ich beschwöre nichts mehr, was dir fremd bleiben soll; nichts, was dir" — Ihre nahen Lippen begegneten sich ganz. Sie verabschiedeten die Sprache für eine lange Weile. Was bedurften sie auch deren, da ihre Augen sich verstanden?

Erst des andern Morgens erklärte Julie ihrem Gemahl noch manchen kleinen Umstand in ihrem Betragen: Warum sie eben zu einem nachbarlichen Förster den Knaben eine Zeitlang gethan? Wo er jetzt sey? was sie in der Zukunft mit ihm vorzunehmen Willens gewesen wäre. — Wohl möglich, daß einige

meiner Leſer neugierig genug ſeyn mögen, auch von dieſem Allen ausführliche Nachricht zu verlangen; doch glaublicher, daß der größere Theil nach ein Mahl entſchiedener Hauptſache auf's Ende hinblickt! Und daher einige wenige Worte nur.

Wilhelminens Sohn kam nun in Villenaur's Haus: ward erzogen, wie ſein eigenes Kind; doch unbekannt blieb er mit ſeiner Geburt bis zum männlichen Alter. — Louiſen verzieh Julie zwar. „Ihre Verrätherey iſt ja, ſprach ſie, meines rückkehrenden Glückes Hauptquell; und doch — fuhr ſie lächelnd fort — doch, mein Gemahl, werde ich nicht ungehalten ſeyn, wenn ſie mit ihrer erworbenen Ausſteuer ——— Villenaur verſtand den Wink; half mit ſuchen; und Louiſe fand bald darauf einen Mann.

Georgs Leben erſtreckte die Freude noch um einige Jahre weiter hinaus. Als einem achzigjährigen Greis, drückte ſein Gebiether ſelbſt ihm die Augen zu. Juliens Glück blieb ohne Wandel, ihres Gemahls Liebe ohne Verminderung. Nie zeigte er eine Neugier weiter, die unbefriediget geblieben wäre.

Der wohlgenützte Hammel.

Nach einem alten Fabliau.

Richard, ein junger frischer Baier, seines Handwerks ein Fleischer in einem Städtchen, unweit Straubingen, war über Land gegangen. Ein gutes Mittagsmahl — denn bekanntlich speiset man in Baiern nicht übel — ein freundschaftliches Gespräch und seine eigene Sorglosigkeit hatten ihn verspätet. Die Nacht überraschte ihn auf des Heimweges Mitte.. Ein dichter Regen verschlimmerte das Gehen; von Sternen- und Mondenlicht ließ sich kein Fünkchen verspüren; an Erreichung seiner Heimath war gar nicht mehr zu gedenken. In dieser Verlegenheit erblickte Richard ein kleines Dorf am Wege, ging hinein, traf auf ein altes treuherziges Mütterchen, und bath sie, ihn zur Schenke hinzuweisen, weil er dort zu übernachten gesonnen sey.

Da wirds, erwiederte die Alte lachend, mit Eurem Nachtlager gar schlecht aussehen. Zwar haben wir eine Schenke; aber Armuth treibt dort die Wirthschaft, und von Bette und Abendbrod ist kaum die Frage. Überhaupt wüßte ich im ganzen Dorfe Euch niemanden, als unsern Herrn Pater Frank vorzuschlagen; der hat alles: Raum, Betten, die Fülle in Küche und Kel-

lor! Erſt heute ſah ich drey Eimer Wein bey ihm abladen. Aber ſchwer möchte es halten, dort aufgenommen zu werden, wenn Ihr mit leeren Händen kommt.

Richard ließ das Haus ſich zeigen, ging hin, und ſchlug an. Der Pfarrer, ein trotziger, grober Weltprieſter, war viel zu faul, als zum Fenſter hinzuſehen. „Wer pocht da noch?“ fragte er unwillig aus ſeinem Großvaterſtuhl. — „Ein armer Verirrter, war die Antwort, der von der Nacht überfallen, nun vor Räubern ſich fürchtet, und der demüthig Ew. Hochwürden um einen trockenen Winkel nur bis zum nächſten Morgen bittet.“ — Eine ſchöne Zumuthung! brummte der Pater dagegen: denkt Ihr, daß mein Haus gut genug ſey, eine Bettlerherberge abzugeben? Trollt Euch, oder ich laſſe die Hunde los! — Richard ſtutzte bey dieſer Antwort. „Iſt das wohl chriſtliche Liebe? Iſt das die Sprache eines geiſtlichen Herrn?“ dachte er bey ſich ſelbſt. Gern hätte er mit einigen Steinen durchs Fenſter geantwortet. Aber allzu dringend war ſeine Lage; immer dunkler ward die Nacht, immer ſtärker der Regen; er hielt daher an mit Bitten und mit Pochen; er verſicherte wohl zehn Mahl, daß er nichts weniger als ein Bettler ſey; er erboth ſich ſogar, was man nur fordere, für ein Nachtquartier zu bezahlen. Aber der gütige Prieſter blieb auf ſeinem Verweigern, und auf der Anweiſung: daß dieſer Gaſt zu tauſend T * * ſich packen ſolle.

Dieß letztere zu befolgen war freylich der arme Fleiſcher nicht geſonnen; doch entfernte er ſich endlich mit dem Vorſatz, irgend anderswo anzuklopfen, und mit dem innigſten Wunſche, an dem Pater dereinſt für dieſe Grauſamkeit ſich zu rächen. Die Schenke,

wo er es nun doch versuchen wollte, lag an des Dorfes anderm Ende, und er mochte noch ein Paar hundert Schritte davon entfernt seyn, als ihm eine große Herde Schafe begegnete, deren Hirte, vom Wetter getrieben, gleichfalls nicht wenig eilte. Richard, aus einer natürlichen Neugier, oder weil diese Thiere sonst so oft vor sein Gericht gehörten, fragte im Vorbeytreiben den Hirten, wer ihr Besitzer sey? und vernahm mit einer Freude, deren Boßheit sich kaum verbergen ließ, die Antwort: Herrn Pater Frank! — Der Plan seiner Rache war nun im Augenblick fertig. Indem die Schafe bey ihm vorüber gingen, erlasen sich seine geübten Augen, der Nacht zum Trotz, den größten Schöps; gewandt schlich er ihm nach, und eben so schnell als unbemerkt bemächtigte er sich dessen.

Jetzt verzog er noch ein Viertelstündchen unter dem ersten besten Scheunendache, und dann, als alles wieder ruhig im Dorfe war, kehrte er zu des Pfarrers Hausthür zurück, wo er abermahls, doch weit stärker und dreister, anschlug. Auch jetzt ward im unwilligsten Tone gefragt: Wer da wäre? Doch dieser Unwille verschwand bey der Antwort: daß der Anklopfer ein Fleischer vom nächsten Flecken sey; daß er von einem Markte komme, und Sr. Hochwürden einen fetten Hammel zum Geschenke bringe; daß er aber auch dafür ein Abendbrod und Herberge zu bekommen wünsche. Rasch kam der Herr Pastor jetzt ans Fenster; rasch eilte er selbst diesem willkommenen Gaste die Thür aufzumachen. Der Hammel ward besehen, gelobt und mit Dank angenommen; Richard erboth sich selbst sogleich ihn abzuschlachten; denn das Fell desselben, sagte er, sey das Einzige, was er sich davon zurück bedinge. Auch

dieß geschah; und indem die Köchinn ihre [illegible] an einem Abendessen versuchte, schwatzten Richard und der Pfarrer zwar als neue, doch als vertraute Freunde, ein Stündchen beym Glase Wein mit einander.

Wein erfreut des Menschen Herz, und ein unverhofft erhaltenes Geschenk erweckt Zutrauen. Pater Frank war die Leutseligkeit selbst geworden. Er hatte zwey Schwestern bey sich im Hause, beyde hübsch, beyde jung, beyde strotzend von Gesundheit und voll gutem Willen, aber von verschiedener Bestimmung. Die eine versah den Dienst in der Küche, die andere den Dienst in der Kammer. Durch die Geschicklichkeit der Erstern in den leckerhaftesten Mahlzeiten rundete sich das geistliche Bäuchlein zusehends. Durch die Liebkosungen der andern vergingen Sr. Hochwürden die langen Winternächte oft, er wußte selbst nicht, wie? Sorgfältig wachte er daher auch über dieß Schatzkästlein. So oft ein verdächtiger Besuch des Superiors oder der Herrn Confratern sich einstellte, mußte Lieschen hinauf ins obere Zimmer flüchten, und auch heute war sie eine Ursache mit gewesen, warum er Richards erstes Pochen so unfreundlich abgewiesen hatte. Doch jetzt war Pater Franks Herz so voll guten Muthes, daß er selbst sein Liebchen herunter zu hohlen ging; das Nachtmahl war köstlich und lang. Um Mitternacht entfernte sich der Pastor mit seiner Schönen. Ehe er ging, befahl er ausdrücklich der andern Dirne: dem Fremden die Kammer zu zeigen, wo er schlafen solle, und ja dafür zu sorgen, daß es an nichts ihm gebreche. — Das Mädchen machte diesem Auftrag buchstäblich Ehre. Der junge Fleischer fand sie anlockend genug und sie ihn nicht abschreckend. Die Unterhand-

lungen fingen beym Buſentuche ſich an, und kamen gar bald etwas tiefer. Zum Preiſe der traulichſten Zuſammenfügung brochte Richard endlich ſein Schafsfell in Vorſchlag. Man that gern für einen ſo leidlichen Preis, was man vielleicht ganz umſonſt würde gethan haben. Als die Dirne nach ein Paar Stunden aus des Fremden Kammer wegging, war mancher Knitter in ihre Gewänder und in ihre Keuſchheit gekommen.

Des andern Morgens ging der Prieſter früh aus, um ſeine Meſſe zu leſen. Richard, der am vorigen Abend den Weg ins Zimmer hinauf gar wohl ſich gemerkt hatte, ſchlich leiſe die Treppe hinauf, fand Lischens Kammer offen, und das Mädchen ſelbſt noch im Bette. Er ergriff den Vorwand, Abſchied nehmen zu wollen; aber bald fand er Gelegenheit hier und da am Deckbette etwas zu ſchieben und zu ändern. Er erblickte Reize, die er dankbarlich lobte; das Mädchen hatte Fleiſch und Blut; der Fremde wagte ein Paar freye Worte, bald darauf einen noch freyeren Griff; man drohte ihm mit leiſer Stimme, um Hülfe zu ſchreyen. Richard ließ ſich nicht ſchrecken; brachte zum zweyten Mahl ſein Schafsfell aufs Tapet; und ſieh da, er ward erhört. Trotz der nächtlichen Arbeit beſtand er vortrefflich, und entfernte ſich eben ſo unvermerkt, als er gekommen war.

Ein braver Mann thut nichts unvollkommen. Richard hätte nun ſich wegſtehlen können; aber er ging frank und offen in die Kirche hin. Der Prieſter war ſo eben mit Meßleſen fertig. Der Fleiſcher nahm Abſchied von ihm, und fragte nur halbverloren: Ob Se. Hochwürden nicht das Fell, das heimzutragen doch etwas läſtig falle, auch gleich mit behalten wolle? Der Prieſt, der

dafür gefordert ward, war sehr mäßig; der Pater, der abermahls Nutzen zu haben hoffte, schlug ein, bezahlte ihn sogleich, und sie schieden als die besten Freunde, und mit dem oft wiederhohlten Versprechen, einander bald wieder zu sehen.

Als der Priester nach Hause kam, staunte er nicht wenig, sein Haus in einer schrecklichen Unruhe zu finden. Beyde Schwestern hielten sich gegenseitig bey den Haaren; schon hatte es zwey wohlzerkratzte Nasen und drey blaugeschlagene Augen abgesetzt, und seine Begünstigte stand so eben im Begriffe, ihrer Feindinn zu Füßen zu fallen, als sein Eintritt und seine Donnerstimme mühselig Frieden bewirkte. Unbegreiflich fand dieß Schauspiel der Pater, und doch ging es so natürlich als möglich zu. — Lischen hatte bald nach Richards Abschied sich aus den Federn erhoben, war hinab in die Küche gegangen, und hatte sich da nach dem Schaffelle erkundigt, das sie so wohl verdient zu haben glaubte. Sie fand mit Bestürzung, daß ihre Schwester ein älteres und stärkeres Recht darauf zu haben vorgab. Von guten kam es bald zu ernsten Worten, von ernsten Worten zu Schimpfreden, von Schimpfreden zu Schlägen. Vielleicht wäre es nicht ein Mahl dabey geblieben, hätte der Pater nicht sein Hausrecht gebraucht. Jetzt, als beyde Parteyen vor dem geistlichen Gerichte ihre Rechtsansprüche darlegen sollten, waren ihre Antworten so zitternd, so unbestimmt, kurz, so beschaffen, daß das, was Beyde klüglich verschwiegen, Se. Hochwürden noch klüglicher gar bald errieth. Voll Zorn war er eben Willens, beyder Rücken durch einen geschmeidigen Riemen in ähnlichen Zustand mit ihren Gesichtern zu versetzen, und sie dann beyde mit einem

vierbuchſtäbigen Ehrentitel fortzujagen, als der Eintritt ſeines Schäfers den Schauplatz nicht nur um eine Perſon verſtärkte, ſondern auch dem ganzen Unweſen eine neue Wendung gab.

Schon die traurige Miene dieſes Kerls diente ſtatt einer halben Erzählung; doch noch trauriger war der Ton, mit dem er hinterbrachte, daß ſein beſter Hammel ihm geſtern Abends geſtohlen worden. Noch zwanzig Schritte von der Hürde ſchwur er ihn geſehen zu haben, und ſchob allen Verdacht dieſes Diebſtahls auf einen Fremden, mit dem er, ganz unweit von hier, kaum drey Sylben geſprochen habe. Bey jedem neuen Worte ward Herr Pater Frank immer aufmerkſamer; erkundigte ſich genau nach dieſem Fremden, und erkannte an der Beſchreibung ſeinen nächtlichen freygebigen Gaſt gar leicht. Zum Überfluß ward das ſtreitige Fell herbey gebracht. — „Das iſt mein Hammel, das iſt er!“ rief der Hirt, ſo bald er es von Weitem ſah. Beſchämt erkannte der geiſtliche Herr nun, daß für ſeinen eigenen Schöps ein abgewieſener beleidigter Schlaukopf ſich Nachtmahl und Herberge, den Genuß zweyer Dirnen und noch obendrein Zehrung auf den Weg zu erwerben gewußt habe. Wie ſehr ihn dieß ärgerte, ermißt jeder ungeſagt; doch konnte er nicht umhin, ſich zu geſtehen: Verzinſete ſich jedes Hammelfell, wie dieſes geſtohlene, ſo würde er heute noch ſelbſt ein Schafdieb werden.

Zwey sonderbare (dem Himmel sey Dank, seltene)

Zusammenkünfte.

Wahre Anecdote.

In der Geschichte unsers deutschen — zumahl des sittlich deutschen Theaters — verdient unter andern ein gewisser Mann, der auf der Bühne den selbst erwählten Nahmen Bernardon führte, im eigentlichen Leben aber Joseph Kurz hieß, allerdings, daß man seiner nicht ganz vergesse. Er war zwar nur in der Posse und im Schauspiel aus dem Stegreife berühmt; seine Scherze paßten auch nur für die Zeit und den Ort, wo er auftrat; würden in Leipzig, Berlin oder Hamburg schon vor funfzig Jahren mißfallen haben, und in Wien — wo sie so warm bewundert würden — sie jetzt höchstens neben dem Kasperl gesetzt werden; aber indem er klüglich genug dem Geschmack seiner Zeitgenossen und seiner Landsmannschaft nachgab, wußte er wenigstens dieser ihren Beyfall sich ganz zu erwerben; sah oft nicht nur die Gallerie oder ein gemischtes Parterre, sondern auch alle Logen und in diesen Logen

oft

oft Fürsten und Fürstinnen*) ihm zulächeln und zulachen; hatte Dreistigkeit genug, unter dem Schutz seiner Rolle, selbst den ersten Personen im Staat, von offener Bühne herab, manche bittre Wahrheit zu sagen, und blieb dennoch beklatscht, geschätzt und geliebt; ja, ward für diesen seinen, meistens derben Scherz reichlicher beschenkt und besoldet, als mancher Eckhof und manche Seilerinn für die Feinheit und die Würde ihres Spiels. — Wenn er auf die Bühne trat, strömten die Zuschauer gleichsam ins Schauspielhaus; wenn er herabstieg, zankten sich selbst viele von den stolzesten Großen um seinen Umgang; denn auch in jene so genannte ersten Zirkel wußte er diejenige heitre Freude, diejenige wahre Munterkeit zu bringen, welche sonst vor so hoher Gesellschaft eben so, wie die Fruchtbarkeit vor dem Gipfel hoher Berge, flieht. Dennoch spielte er nirgends, wo er merkte, daß man es fordere, den Lustigmacher; gab öfter Spott aus, als er dessen einnahm; war niemanden für ein Gastgeboth verbunden, und machte selbst zu Wien ein Haus, wie wenig Cavaliers es machen konnten. Gegen das Ende seines Lebens nannten ihn alle Schauspieler in östreichischen Ländern, Vater Bernardon, und er nahm diesen Titel so gelassen an, als ob er ihm wirklich ge-

*) So sah z. B. die K. K. Maria Theresia selbst sein Spiel ungemein gern, bis er endlich durch eine unverschämte, und fast unglaublich dreiste Antwort ihre Gunst dergestalt verscherzte, daß sie einen Schwur that, ihn nie wieder vor ihr Angesicht zu lassen, und manches dringende Vorwort, selbst Familienbitten, so bald sie ihn betrafen, abwies.

bühre. — Aber nicht als Schauspieler bloß, auch als Mensch im eigentlichen bürgerlichen Leben hatte er manche abenteuerliche Schicksale erfahren. Verschiedene derselben zog er sich durch sein warmes, zuweilen rasch laufendes Blut zu; in einige verwickelte ihn jenes unbegreifliche Ungefähr, das mit dem Harlekin so gut, wie mit dem Monarchen spielt, und nicht selten jenem in einem Trauerspiele und diesem in einer Posse seine Hauptrolle anweiset. Wer eine glaubwürdige Geschichte von Bernardons ganzen Leben liefern könnte, würde gewiß Unterhaltung verschaffen, mithin auch Dank verdienen. Auf diesen Dank thu' ich zwar freylich Verzicht. Doch auch ein Paar einzelne Anecdoten, — mir von Personen mitgetheilt, die ihn lange und genau kannten; die solche aus seinem eigenen Munde mehr als einmahl gehört hatten, und deren Rechtschaffenheit mir Bürge gegen jede absichtliche Verfälschung ist — diese Anecdoten hätte ich wohl Lust wieder zu erzählen, wenn man mir nur erst verspricht, mich nicht mit einer falschen Delicatesse*) zu plagen.

*) Es kommt nähmlich am Ende — ich will es nur im voraus gestehen, — in der Geschichte ein Mistrauen vor. Dieser, als ich die Erzählung zuerst im März der deutschen Monathsschrift, 1792. einrücken ließ, hatte das Unglück, die Nasen fast aller Kenner zu beleidigen. Die Geschichte selbst, sagte man, sey allerdings sonderbar, doch diesen Umstand hätte ich abändern sollen. — Daß darüber die Wahrheit des Ganzen, und ein Contrast, der mir gerade höchst merkwürdig scheint, verloren gegangen wäre; daß die Niedrigkeit des Aufenthalts das Steigen der Empfindung erhöhte; daß ich hier nicht erfand, sondern nur wieder erzählte; ja, daß niemand anzugeben wußte;

Kurz war in seiner Jugend einige Mahl, eine geraume Frist hindurch, vom Theater entfernt; unter andern bekleidete er einst am Hofe des Markgrafen von Baireuth die Stelle eines so genannten Maitre des Plaisirs, und stand beym Fürsten selbst hoch in Gnaden. Es fiel gerade damahls die Kaiserwahl Carls VII ein. Kurz hielt sich während derselben, ich weiß nicht, ob mit oder ohne seinen Markgrafen, auch zu Frankfurt auf; machte allda eine Menge interessanter Bekanntschaften; ward mehrern fürstlichen Personen, und unter andern auch dem Fürsten von D — n vorgestellt. Dieser Herr, ein wahrer W — r von Geburt, liebte alles, was zu den Vergnügungen des Lebens gehörte; er hatte schon einiges von Kurzens muntern Einfällen sich sagen lassen; fand es im eigenen Gespräch mit ihm bestätigt; ließ ihn erst einmahl, dann öfters, endlich fast tagtäglich zur Tafel laden; und nöthigte ihn, an allen den kleinen Lustpartien, die man in diesem Hause häufiger, als irgend wo, feyerte, Theil zu nehmen.

Es ist kein Zweifel, daß diese Unterscheidung unserm jungen gefühlvollen Mann wohl behagen mochte; was ihn aber noch weit mehr als die ganze Krönungs-Festlichkeit, und die sämmtliche vornehme Gesellschaft zu Frankfurt interessirte, war ein — Mädchen, welches

---

wie ich es eigentlich habe ändern sollen? alles dieß rechtfertigte mich nicht. — Wohlan, so will ich denn jeden allzu delicaten Leser lieber im Voraus bitten, das Ende zu überschlagen, und nicht weiter, als bis zu den Worten, auf einer seiner Reisen im Reiche ꝛc. zu lesen.

er einst auf der Straße gesehen, und sogleich beym ersten Blick liebgewonnen hatte. Es war, wie er bey Einziehung fernerer Kundschaft erfuhr, die Tochter eines wohlhabenden Zinngießers; ein Mädchen, so anlockend wie die Wollust selbst gebaut; und doch im Äußerlichen so bescheiden, in allen Reden, Blicken, Thun und Lassen so züchtig und ehrbar, daß Kurz viel darum gegeben hätte, wenn sie es — minder gewesen wäre. Er suchte sogleich alle mögliche Mittel hervor, mit ihr und ihren Ältern bekannt zu werden; es gelang ihm. Er sprach ihr, so bald er sich nur einige Augenblicke mit ihr allein befand, von Liebe vor; sie hörte ihm, nach einigen kleinen Schwierigkeiten zu, und ließ wenigstens kein Mißfallen blicken. Er raubte dann und wann, gleichsam im Fluge, ihr einen Kuß; sie schmählte zwar, aber sie zürnte nicht. Er nahm nunmehr, um weiter zu kommen, zu List und Bitten, zu ansehnlichen Geschenken und noch größern Versprechungen seine Zuflucht, und erhielt hierauf die förmlichste — abschlägliche Antwort. Er erboth sich endlich zur ernstlichen Heirath; sprach mit Vater und Mutter; erhielt von beyden eine freudige Einwilligung und vom Mädchen selbst — nicht Ja, und nicht Nein! — „Sie sey ihm recht herzlich gut; sie wolle ihm die Hoffnung für künftig nicht rauben; doch zur Heirath könne sie sich vor der Hand noch nicht entschließen; und zum Verlöbniß eben so wenig!“ Dieß war ihre Antwort; darauf blieb sie, Trotz tausend Gegengründen. Übrigens ein so wohlgezogenes, vernünftiges Geschöpf, das man eine bloße Grille bey ihr nicht hätte vermuthen sollen! — Ihre Ältern ermahnten, ihre Freunde schalten sie; alles umsonst. Kurz, dessen Leidenschaft durch den Widerstand noch

zunahm, wollte vor Ungeduld faſt verzweifeln, und konnte es nicht ändern.

Einſt, als er wieder beym Fürſten von D*n ſpeiſte, fand dieſer die Laune ſeines Gaſtes ſo verſtimmt gegen ehemahls, daß er ernſtlich fragte: Woran es denn liege? und nicht aufhörte in Kurzen zu dringen, bis dieſer geſtand: Er ſey verliebt, und habe geſtern erſt auf einen ernſtlichen Heirathe-Antrag einen Korb, wenn auch nicht für immer, doch für jetzt erhalten. — Se. Durchlaucht bezeigten hierüber das gewöhnliche fürſtliche Mitleid: das heißt: Sie lachten aus vollem Halſe, und verſicherten: „Hier ſehe man recht deutlich, „daß das Glück ſeinen Leuten, ſelbſt wider „ihren Willen, beyſtünde. Es ſey zuweilen eine Thorheit, ſich aufzuhängen; doch ein Mädchen bloß ihrer „Schönheit wegen heirathen zu wollen, ſey eine noch „weit größere." — Dieß war der Ton nicht, den Kurz gern lange und gelaſſen ertrug. Er erwiederte daher ziemlich trocken: „Zwiſchen ſchön und ſchöner ſey oft ein großer Unterſchied. Er wiſſe den Werth „einer ſo genannten ſchönen Larve recht gut zu ſchätzen, „und werde ſich wohl hüthen, deßhalb ſeinen Nacken „ins Joch der Ehe zu bücken. Doch das Mädchen, um „welches er ſich jetzt bewerbe, mache billig eine Ausnahme. Denn er wette, was man wolle, ſie ſey nicht „nur in Frankfurt, ſondern auch wohl zehn Meilen „in die Runde, die Schönſte ihres Geſchlechts, und „dabey die Zucht und Ehrbarkeit ſelbſt." — Se. Durchlaucht erſtickten wieder faſt vor Lachen. „Ich „könnte dich unglücklich machen, rief er, lieber Kurz, „und zwar in doppelter Rückſicht. Denn erſtens, was „die Zucht betrifft — kennte ich nur deine Veſtale,

„und wollte so einen brillantnen Ring daran spendi„ren; was gilts, er sollte wohl besser als dein goldener „Trauring ziehen. Doch nein, das thäte ich dir nicht „einmahl zu Leide, du armer geschossener Knabe! Und „dann wegen der Schönheit? auch da will ich dir „zeigen, nicht nur, daß du doch das Revier nicht ganz „ausspionirt habest, sondern daß ich es auch herzlich „gut mit dir meine." — Wie das, Eure Durchlaucht? — „Komm mit mir in die Ecke hier! So gar laut „läßt es sich doch nicht sagen."

Sie gingen bey Seite. — „Höre," fing der Fürst wieder an, „es kommt heute Abend ein Mädchen zu „mir aufs Zimmer; eine Fremde, so viel ich weiß! „Gegen diese, Mensch, muß sich deine Dulcinea sicher „verkriechen, oder ich will nicht Reichsfürst D*n heis„sen. Sie ist noch ganz frisch, wie mich der Lohnbe„diente, der mich darauf aufmerksam machte, versi„chert; und eben deßwegen ist das Blitzding auch noch „ziemlich theuer. Aber zwölf Ducaten zogen, daß sie „es näher gibt. Komm heute Abend her, und du sollst „selbst urtheilen! Den Vorreihn behalte ich freylich, „wie billig, für mich. Aber auch das Desert ist, wie „ich hoffe, hier nicht zu verachten."

Kurz war nichts weniger, als ein Kostverächter; wie hätte er auch sonst an Höfe gepaßt! Gleichwohl hatte er jetzt verzweifelt wenig Lust, auf diese Einladung sich zu stellen. Jener erhaltene Korb lag ihm ernstlich in allen Gliedern. Ein Kuß seines Mädchens wäre ihm lieber, als zehn frohe Nächte bey der schönsten Prinzessinn gewesen. Er bedankte sich daher Anfangs lange; nur des Fürsten öftere Versicherung: Es gäbe gewiß im ganzen heiligen römischen Reiche kein schöneres

Geschöpf, als diese heutige Dirne! — nur diese Versicherung machte, daß Kurz endlich versprach, wieder zu kommen, und zu versuchen: Wer besser gewählt habe? Se. Durchlaucht oder Er? — Daß es dann nicht beym bloßen Beschauen verbleibe, ward unter so bewährten Practikern zum Voraus gesetzt; nur traf man noch über das Wann? Wie? und Wo? die nöthige Abrede.

Kurz hielt sich pünctlich an dieselbe. Als er zur bestimmten Stunde im Gesellschaftszimmer erschien, waren schon einige Spieltische besetzt und beschäftiget. Der Fürst selbst war noch nicht sichtbar. Er habe, hieß es, noch ein Stündchen mit Staatsgeschäften zu thun; Kurz lächelte, denn er wußte, daß es Geschäfte für die Menschheit wären. Endlich kam sein Mäcen, und die Röthe in, um und unter den Augen zeigte von fleißiger Verwendung und von Zufriedenheit. Ein Wink deutete das Gemach an, wohin der begünstigte Nachfolger sich zu verfügen habe; und dieser Wink ward, wie man leicht denken kann, ohne Verzug befolgt.

So wie Kurz ins Gemach trat, fiel ihm zwar gleich ein Bettchen mit halb offenen Vorhängen, und zwischen denselben ein weibliches Geschöpf in die Augen. Doch ehe er noch beym wollüstigen Halblicht einer silbernen Hängelampe genau unterscheiden konnte, von welcher Gestalt die Venuspriesterinn sey, die ihm hier preisgegeben worden, fuhr das Mädchen, mit einem kleinen Schrey des Schreckens, unter das Deckbette, und verhüllte sich das Gesicht so gut sie nur konnte. Dieser Empfang befremdete Kurzen, der als eine hübsche junge Mannsperson von gutmüthigen

Zwey sonderbare (dem Himmel sey Dank, seltene)

Zusammenkünfte.

Wahre Anecdote.

In der Geschichte unsers deutschen — zumahl des südlich deutschen Theaters — verdient unter andern ein gewisser Mann, der auf der Bühne den selbst erwählten Nahmen Bernardon führte, im eigentlichen Leben aber Joseph Kurz hieß, allerdings, daß man seinen nicht ganz vergesse. Er war zwar nur in der Posse, und im Schauspiel aus dem Stegreife berühmt; viele seiner Scherze paßten auch nur für die Zeit und den Ort, wo er auftrat; würden in Leipzig, Berlin oder Hamburg schon vor funfzig Jahren mißfallen haben; und in Wien — wo sie so warm bewundert wurden! — jetzt höchstens neben dem Kasperl gesetzt werden; aber indem er klüglich genug dem Geschmack seiner Zeitgenossen und seiner Landsmannschaft nachgab, wußte er wenigstens dieser ihren Beyfall sich ganz zu erwerben; sah oft nicht nur die Gallerie oder ein gemischtes Parterre, sondern auch alle Logen und in diesen Logen

oft

kelnden Augen überall ſich umgeſehen, und in der Ecke des Gemachs einen von Ungefähr allda ſtehenden Degen erblickt. Raſch flog er darnach, und ergriff ihn; doch bevor er ihn noch heraus zu ziehen vermochte, ſprang das Mädchen auch aus dem Bette, und ſchrie ſo erbärmlich um Hülfe, daß alles aus den Nebenzimmern herbey eilte, ja gleichſam herbey ſtürzte, um nur zu ſehen, was hier vorgehe.

Die Scene, die nun ſich gruppirte, war allerdings ſeltſam genug. Das Mädchen ſplitternackt in einen Winkel des Gemachs ſich ſchmiegend; Kurz mit entblößtem Degen immer noch im ernſtlichen Begriff auf ſie loszugehen, und ſie zu durchbohren; fünf bis ſechs fremde Herren, und doppelt ſo viel Bedienten, die ihm bey dieſem chriſtlichen Vorhaben den Weg vertraten; einige mit den Karten, andere mit Lichtern, noch andere mit Stöcken und ähnlichen Waffen in den Händen. Alle zwar im Zirkel um dem Hauptacteur herum, doch nicht alle mit den Blicken auf ihn, ſondern noch mehr auf den Gegenſtand, der ihre Lüſternheit reitzte, gerichtet. Alles voller Fragen, voll Neugier, voll Verwunderung: Warum man ſich hier lieber umbringen als umarmen wolle? — Kurz, in ihrer Mitte, voll unausſprechlicher Wuth, war zehn Mahl im Begriff nochmahls durchzubrechen, und ward eben ſo vielmahl gehindert. — Wahrlich es würde für jeden Mahler ein mißlicher Auftrag ſeyn, die Scene treffend zu mahlen, die noch weit weniger ſich ganz beſchreiben läßt! Endlich beſann ſich der Fürſt auf ſeine fürſtliche Würde, befahl Kurzen den Degen wegzuwerfen, ſeinen Bedienten, ſich zu entfernen, und fragte dann unſern Helden ernſtlich: Ob ſein Verſtand

verloren gegangen sey? Und ob man nicht wenigstens noch die Ursache: Warum? und Wodurch? erfahren könne?

„O leider, leider", antwortete Kurz, „bin ich aller meiner Sinne und Gefühle mir noch allzuwohl bewußt. Doch kein Wunder wäre es, wenn ich den Verstand wirklich verloren hätte!" — Seht Alle! diese Nichtswürdige, die hier so schändlich zur Schau steht, war eine Person, für deren Tugend ich mein Leben verwettet, die ich heute noch mit himmlischem Entzücken für meine Braut erklärt hätte! Eine Person, die ich oft knieend und immer vergebens um eine Gunst gebethen habe, die ihr, wie ich nun sehe, nicht für die Hand eines ehrlichen Mannes, aber wohl für Gold feil, und gewiß nicht heute zum ersten Mahl feil ist."

„Dieß, dein Mädchen?" rief der Fürst ganz erstaunt. — „Sein Mädchen?" hallte das Echo der Übrigen nach; und ungewiß schienen alle, ob sie lachen, oder dem armen, so übel belohnten Liebhaber ihr Beyleid abstatten sollten; als plötzlich ein neuer Zufall der Aufmerksamkeit eine neue Richtung gab. Denn die Dirne, die bisher stumm und zitternd, vor so vielen Zeugen sich lieber in die Wand hinein verkrechen hätte, bekam jetzt auf ein Mahl Sprache und Muth. Sie stemmte die Hände in die Seiten, trat einen Schritt vorwärts, und rief: „Du hast Recht, Kurz! Was der Fürst heute genoß? haben auch Andere schon von mir erhalten. Aber gleichviel für dich, ob es zum zweyten oder zum tausendsten Mahl geschah. Denn wenn ich auch allen Männern auf dem ganzen Erdboden für Geld feil wäre, Dir würde ich es nie werden, und wenn du mich zehnfach bezahltest."

Mit einer Wuth, die fast zur Raserey überging, wollte Kurz jetzt von Neuem auf sie los; wollte sie, wo möglich, mit seinen Händen erdrosseln; ward jedoch abermahls verhindert, und auf den Wink des Fürsten in ein anderes Zimmer geschoben. Die Nymphe erhielt nun Zeit sich anzukleiden und zu entfernen. Man suchte ihren immer noch erzürnten Gegner erst zu besänftigen; und schwählte dann auf ihn, daß er einen Zufall so tragisch aufnähme, über den er lachen, ja, über den er sich freuen sollte, weil er ihn von einer thörichten Leidenschaft heilen müsse, und ihn vor dem größten menschlichen Unglück, einem liederlichen Weibe bewahre. Aber man konnte ihn nicht bewegen, die Sache unter dieser Ansicht, wiewohl sie allerdings die vernünftigere war, zu betrachten. Er schlug Spiel, Abendmahlzeit und Trinkgelag aus, und entfernte sich bald darauf nach Hause, voll Scham, Zorn und Schmerz über seine vereitelte Hoffnung.

Am dritten Morgen schickte der Fürst nach ihm. — „Kurz!" rief er ihm gleich beym Eintritt entgegen; „Kurz, du bist ein Glückskind, selbst, wenn du dich über deinen Unstern recht bitterböse beschwerst." — „Und wie das, Eure Durchlaucht?" — „Daß jene Hexe, die dich nicht leiden mochte, verdammt wäre mit ihrer niedlichen Larve! die hat mich schön belohnt für meine geänderten Kremnitzer! Ich bin krank, äußerst krank! — Mein Leibarzt, ein Kerl, der das Seinige versteht, versichert mich: es sey kaum möglich schlimmer für ein Mahl wegzukommen." — Worüber der Fürst sich weiter beklagte, das wird man errathen können, selbst wenn der Erzähler davon schweigt.

Aber sonderbar war der Eifer, oder vielmehr der Widersprechungsgeist, der jetzt in Kurzen fuhr.

So erbittert er bisher gegen jene Nichtswürdige gewesen war; so oft er heimlich gewünscht, das schändliche Herz ihr ausreissen zu können; so sehr er selbst in diesem Augenblick noch sie haßte, so sehr setzte er sich doch mit Händen und Füßen gegen die Bezüchtigung, die er jetzt auf sie gebracht hörte. — „Alles Möglichen," sagte er, „halte er sie fähig; doch einer solchen körperlichen Verderbniß, verbunden mit einer solchen Niederträchtigkeit keineswegs." — Der Fürst, voll Ärgerniß, daß man ihm sein Gefühl abstreiten wolle, bewies das Ja mit zwanzig Gründen; Kurz hatte für das Nein wenigstens vierzig anzuführen. Ihre blühende Gestalt, ihre große Jugend, ihr hoher Preis, ihre häusliche Lebensart, selbst das Zeugniß des Lohnbedienten von ihrer Neuheit, und das schnelle Kränkeln Sr. Durchlaucht machte er geltend. Der Fürst, eingeständig: daß er in den nächsten zwey oder drey Wochen sich schon mehrmahls von Staatsgeschäften abgemüßigt, und zu den Töchtern des Volks herabgelassen habe, ward endlich doch selbst in seinem Glauben wankend. Das Übel blieb zwar entschieden genug; nur der Urquell unterlag einigem Zweifel.

Das Wahl- und Krönungsgeschäft zu Frankfurt war nun geendigt. Die Schar der Bothschafter und fremden Fürsten, wie auch alles das Getümmel von Menschen, die dort etwas zu thun oder zu gaffen gehabt hatten, verschwand allmählig. Kurz kehrte nicht minder nach Baireuth zurück, und setzte sich dort immer fester in der Gunst seines Markgrafen, den er bald

mit einem witzigen Einfall, bald mit einer kleinen Lustbarkeit überraschte; und da er nicht nur des Fürsten, sondern auch — was sich so selten vereint! — der Fürstinn Gunst zugleich besaß, so schien alles sein Glück zu sichern, als plötzlich ein ganz unvermutheter Unfall ihn wieder in die offene See hinaus vertrieb.

Er ritt einst mit einigen Höflingen — es waren Kammerjunker, wenn ich nicht irre; — nach Streiberg, einem bekannten Schloß und Dorf im Baireuthischen. In der Schenke allda ward eben eine Hochzeit gefeyert. Unsere jungen Herren bathen sich dabey zu Gaste, und das galt dem Bräutigam für eine Ehre. Sie fanden die Braut und ihre Kranzjungfrauen hübsch, und thaten einige herzliche Tänze mit ihnen; auch damit war man zufrieden. Aber die Höflinge entwarfen allmählig einen Plan, dem jungen Ehemann seine bevorstehende Rolle zu erleichtern; und das war wieder mehr, als man begehrte. Die jungen Bauerburschе fingen gewaltig an, unter sich zu flüstern und zu munkeln; und als man wirklich ein Mahl die Braut auf ein Paar Minuten vermißte, gerieth alles in Aufruhr. Man fing an die Lichter auszublasen, und nach den Bankbeinen zu greifen. Die Kammerjunker, die schon aus mündlicher Überlieferung wußten, daß dieses Zeichen die Stelle einer Sturmglocke vertrete, und daß in solchen Fällen der Bauer oft alle ihm gebührende Ehrfurcht gegen hochadelige Köpfe und Rücken bey Seite setze, hielten für das Räthlichste Reißaus zu nehmen; eilten nach ihren, auf jedem Nothfall schon bereit stehenden Pferden; schwangen sich kunstmäßig in den Sattel, und auf und davon!

In solchen bedenklichen Umständen pflegt das schwerfällige Bürgerblut immer weit unbehülflicher, als jenes zu seyn, welches sich nun seit Jahrhunderten veredelt und verfeinert hat. Das Unglück wollte daher auch, daß jetzt Kurz am spätesten auf sein Roß kam, und daß ihm allein ein derber Bauer noch in die Zügel fiel. Hier dahinten zu bleiben, indeß seine Gefährten so herzhaft Vorwärts machten, das hieß eben so viel, als sich mit Knütteln wollen todtschlagen lassen. Kurz zog daher in voller Seelenangst, seinen Hirschfänger, wollte sich Luft machen; stieß zu: und traf nur allzugut. Denn sein Gegner fiel mit einem lauten Schrey: O Jesu, ich sterbe! und mit einem ganzen Strudel voll Blut zu Boden. Kurz entkam nun zwar; doch ehe er noch zum Dorfe hinaus war, hörte er schon: Todt! Todt! Haltet den Mörder, hinter sich rufen; und erfuhr wenig Stunden darauf, im Bambergischen Gebiethe, wohin er sich geflüchtet hatte, daß er wirklich nicht nur Todschläger, sondern, was ihm noch schrecklicher war, sogar ein vierfacher geworden sey. Denn jener Getödtete hatte ein schwangeres Weib hinterlassen, und diese war, aus Schrecken, mit unzeitigen todten Zwillingen nieder gekommen.

Als der Markgraf dieß erfuhr, getraute er sich selbst nicht, seinen Liebling zu schützen. Er ließ ihm vielmehr rathen, sich noch weiter zu entfernen. Dieser that es; der Prozeß ward ihm in der Abwesenheit gemacht, und die Betretung des Baireuther Gebieths auf Lebenslang untersagt. Kurz begab sich daher wieder aufs Theater, und ward nach dem gewöhnlichen Schicksal deutscher Schauspieler bald da bald dorthin verschlagen. Sein Ruf war noch nicht gegründet; doch sein

[illegible] fort. — [illegible]
[illegible] ungefähr [illegible]
[illegible] am Main, [illegible]
[illegible] Scharfrich[illegible]
[illegible] Der Post[illegible]
[illegible] gutmüthiger [illegible]
[illegible] Gebäudes auf den [illegible]
[illegible] und versicherte: „[illegible]
„[illegible] gescheidter Ma[illegible]
„[illegible] so vortrefflich [illegible]
„[illegible] mit Vergnüge[illegible]
„[illegible] dazu verschr[illegible]
„Personen sicherer [illegible]
„[illegible] ihrer Gesun[illegible]
„[illegible] gar schnack[illegible]
„[illegible]es- und Leibes[illegible]
„mehr anschlag[illegible]
„vergrabe sie [illegible]
„nen Auf[illegible]
„Dünger; [illegible]
„und habe [illegible]
„auf ginge[illegible]

Ku[illegible]

Cur; [illegible]
denn hinge[illegible]
schen [illegible]
Schwager[illegible]
schon [illegible]
nicht [illegible]
in [illegible]
[illegible]
[illegible]

als er den Postillion still halten hieß, wirklich abstieg, und in die Scharfrichterey hinein ging. Man empfing ihn allda höflich, bestätigte des Burschen Erzählung, und wies ihn endlich, auf seine Erkundigung, hinten in den Hof, um durch den Augenschein sich zu überzeugen. Es litten eben damahls zwey Mädchen und eine Mannsperson diese schreckliche Schwitz-Cur. Nur ihre Köpfe ragten hervor; alles übrige war bis zum Kinn überdeckt und gleichsam eingemauert. Kurz trat so nahe als möglich hinzu. Aber man denke sich selbst, wofern man es vermag, sein unbegrenztes Erstaunen, als er in einem dieser zwey weiblichen Köpfe, so tief sich derselbe niederzubeugen versuchte, jene Frankfurterinn abermahls wieder fand; — sie wieder fand an einem so gräßlichen Orte!

„Gott! Gott! ist es möglich?" rief Kurz aus, und bebte zwey Schritte zurück: „Hat deine Lebensart endlich bis zu diesem Jammer dich herab gebracht?" — Jetzt erst schlug auch sie die Augen auf, und erkannte ihn sogleich. Fast wäre sie ohnmächtig geworden. Gern hätte sie wieder ihr Gesicht verdeckt. Doch wie konnte sie dieß, da sie keines Fingers mächtig war? — Endlich faßte sie sich doch ein wenig, und sprach:

„Ja, ja, ich bin es! Und wohl hat mich zu diesem Jammer meine Lebensart — oder vielmehr zu ihr, und nach und nach bis zu diesem abscheulichen Orte ein einziger unseliger Fehltritt hinab gebracht. Fast ist mir's unbegreiflich, wie Sie noch eine Minute lang auf mich Ihr Auge richten können; doch da Sie es thun; und da Sie so mich treffen, — wohlan, so hören, sehen, und empfinden Sie denn auch, was Ihnen einst so unbegreiflich schien, was Sie sogar mit dem

Tode

Tode an mir bestrafen wollten; und was nun so offen vor Ihnen da liegt; daß — daß — daß ich es mit Ihnen von jeher gut — wenigstens weit besser, als Sie glauben wollten, gemeint habe."

„Wie, Unglückliche, versteh ich dich auch recht?"

„Wenigstens will ich alles thun, was ich zum bessern Verständniß beytragen kann; will mein ganzes Leben mit kurzen Worten Ihnen darstellen. Ungefähr funfzehn Jahre mochte ich alt seyn, als meine aufblühende Jugend einen reichen, fremden und vornehmen Wollüstling, der zur Messe hinkam, reizte. Sein Äußerliches war eben so liebenswürdig, als sein Innerliches abscheulich seyn mochte. An mich selbst getraute er sich nicht; aber im Hause meiner Ältern ging eine alternde Witwe aus und ein, die schon lange her von uns tausend kleine Wohlthaten empfing, dem Augenschein nach von lauter milden Almosen lebte, heimlich aber das schändliche Gewerbe einer Kupplerinn trieb. Hinter diese steckte sich jener Fremde, und erkaufte sie leicht zu seiner wollüstigen Absicht. Weiß Gott, was sie mir alles von seiner heftigen Liebe, von der Rechtschaffenheit seiner Absichten, und von dem Glück, welches ich durch ihn machen könne, vorschwatzte. Genug, ich Unerfahrne glaubte der Nichtswürdigen, und durch ihre Veranstaltung traf er mich an einem dritten Orte. Mich allda zu berauschen, zu erhitzen, zu entehren war das Meisterstück von zwey unseligen Stunden. Nicht genug, — dieser teuflische Bösewicht, indem er meine Ehre mir raubte, theilte er mir auch ein Gift mit, welches seitdem nie wieder aus meinem Körper ganz gewichen ist. Eine geraume Zeit hindurch wußte ich nicht einmahl, was mir fehle; als ich es endlich doch

vermuthete, brauchte ich zwar in Geheim faſt alle unzählige Mittel; aber wahrſcheinlich entweder nicht die rechten, oder nicht zur rechten Zeit und auf die gehörige Art. Meinen Ältern mich zu entdecken, hatte ich nie Herz genug. Zu meinem damahligen Troſt, aber leider zu meinem größten Schaden, verrieth Ihnen auch meine Geſtalt nie, was mir fehle. Von ganzer Seele bedauerte ich zwar mein erſtes Vergehen; mit der Hälfte meines Lebens hätte ich es abzukaufen gewünſcht. Dennoch reizte mich in manchen ſchwachen Augenblicken ſelbſt jenes unſelige Feuer, das in mir glühte, zu neuen Fehltritten. Auch hatte ich oft Geld vonnöthen, um Arzneyen zu kaufen, die ich meiſten Theils unmäßig theuer bezahlen mußte; die immer mir helfen ſollten, und niemahls halfen. Daher fanden Sie mich auch an einem Orte, wohin mich meine Neigung gewiß nicht hingeführt hätte; fanden mich allda zu einer Zeit, wo ich mich ſicher nicht nach den heilloſen Lüſten eines in meiner Behandlung und Preisgebung ſo niedrig handelnden Fürſten, aber wohl nach der liebevollen Umarmung eines gewiſſen andern Mannes oft und innig ſehnte. — Und dieſer andere waren Sie! — Ja, mein Herr, ja! Ich geſtehe es, wie Sie, hatte mich noch kein Mann geliebt. Aber nehmen Sie auch ein Geſtändniß an, welches Sie freylich jetzt wenig freuen kann, was jedoch darum nicht weniger wahr iſt: Wie Sie, liebt' ich auch keinen wieder! — Doch eben, weil ich dieß that, weil ich die Ehe mit Ihnen für mein höchſtes Glück gehalten haben würde, konnte ich Ihnen unmöglich eine Gunſt gewähren, die für Sie ſo üble Folgen haben mußte. Verſtehen Sie nun den wahren Sinn jener Rede, als

als ich betheuerte: Eher alle Männer, nur Sie nicht, mit auf mein Lager zu nehmen! Wissen Sie nun, warum ich vorher Ihre Hand weder annahm, noch ausschlug? — Verdiente ich dadurch Ihren Haß, wohlan, so tödten Sie mich hier noch! Hier, wo ich gewiß Ihnen nicht entfliehen kann, und wo ich überdieß noch den Tod mehr für Wohlthat, als für Strafe erkennen werde."

Dieser letzten Wendung hatte Kurz sich wahrlich nicht versehen; und sie ergriff seine ganze Seele so mächtig, daß ihm die hellen Thränen aus den Augen schoßen. Eine geraume Zeit hindurch vermochte er auch nicht eine Sylbe zu erwiedern. — „Ja wohl, sey es dir nicht nur verziehen, sondern es sey dir auch gedankt!" rief er endlich: „Aber unglückliches, bedauernswürdiges Mädchen! wie kommst du eigentlich hierher? Warum sind' ich dich gerade unter diesen Händen? Wissen deine Ältern etwas hiervon?"

„O nein! Nicht ob ich lebe, geschweige, wo ich bin! — Als meine Krankheit endlich so zunahm, daß ich sie unmöglich länger hätte verbergen können, entwich ich heimlich, und kam — zwar noch durch manche Umwege, durch manche kleine Fristung — doch warum sollte ich alles, was mich betraf, erzählen? — kam zuletzt hierher. Dieser Mann hat mir Hülfe versprochen. Ich zweifle sehr, daß er sie mir noch leisten wird, noch leisten kann. Aber ich habe ihn auch nur um Hülfe oder um den Tod gebethen; und daß dieser Letztere mir nahe sey, wenn ich nicht bald genese, hat er mir zugeschworen. — Sie aber, mein Herr, bitte und beschwöre ich auch nun um zweyerley. Fürs Erste, verlassen Sie mich so bald als möglich! Denn wie sehr mich Ihr Anblick beschämt, wie unendlich viel

schmerzhafte Empfindungen durch ihn in mir neu erwachen! — o dieß, dieß können menschliche Zungen nicht aussprechen! Und dann zweytens, wenn Sie jetzt oder jemahls wieder nach Frankfurt kommen sollten, verrathen Sie ja meinen Ältern nicht: wie und wo Sie mich fanden. Es sind so brave, alte Leute; sie hatten mich einst so lieb; sie werden wahrscheinlich schon heiß genug über ihre durchgegangene Tochter geweint haben. Doch ein Brief von mir versicherte ihnen: ich hätte es gethan, um mein Glück bey einem reichen Liebhaber zu machen. Vielleicht glauben sie diesem. Der Gram würde Beyde, auf der Stelle vielleicht, tödten, erführen sie das, was Ihnen nun bekannt ist."

Sie schwieg hier; aber Kurz konnte sich noch eine geraume Zeit nicht entschließen, was er thun sollte: noch da bleiben, oder gehen? Er sah freylich ein, daß das erstere ganz nutzlos sey; aber es kam ihm doch unendlich schwer an, sie so zu verlassen. Er fragte sie endlich: Ob sie noch Geld genug habe, hier bequem zu leben? Sie stockte eine Minute lang, und antwortete endlich: Kaum noch acht Tage lang! — Er legte dann seine Börse dicht neben ihr Haupt hin, und ging stumm hinweg. An der Hausthür stand der angebliche Arzt. Kurz fragte ihn: ob er bey jener Frankfurterinn auf Genesung hoffe? Er zuckte die Achseln und meinte: Es sey weit hinein böse. Auch hat Kurz nie wieder ein Wort von ihr vernommen. Wahrscheinlich ist sie ein Raub ihrer Krankheit geworden.

Aber ein seltsames, oder vielmehr grausendes Schicksal bleibt es doch gewiß: das Mädchen, das man von ganzer Seele liebt, oder geliebt hat, zwey Mahl

unvermuthet, an so sonderbaren, so ganz entgegengesetzten Orten zu finden. Ein Mahl im Bette eines durchlauchtigen Wollüstlings und das andere Mahl im Misthaufen eines Scharfrichters! Einmahl alles an ihr entblößt, nur nicht ihr Gesicht; und dann wieder alles vergraben, nur gerade dieses Gesicht nicht.

Louise, Gräfinn von H—berg.

Wahre Geschichte.

Vor vielen Tausenden, nicht nur ihres Geschlechts, sondern auch ihres Standes, schien Louise, Gräfinn von S* beym Eintritt in ihr achtzehntes Jahr, beneidenswürdig zu seyn; schien jeden Anspruch auf jedes Glück des Lebens — auf eingebildetes sowohl, als auf wahres, — in sich zu vereinen. Aus einem reichen, vornehmen, selbst durch das Vorurtheil des Alters geehrten Hause entsprossen, war sie seit Kurzem erst, durch den Tod zweyer schon erwachsenen Brüder, die einzige Erbinn sehr ansehnlicher Stammgüter geworden, hatte durch günstige Anlagen des Geistes, und durch Hülfe einer weisen Erziehung, jede Kenntniß, wodurch man Männer reizt und fesselt, sich erworben; sang mit Seele, zeichnete mit Empfindung, tanzte mit Anmuth, sprach alle Sprachen, die ihr Zirkel und der Wahn des sogenannten feinern Tons begehrte; hatte von der Natur auch im Äußerlichen zwar keine idealisch-schöne, doch so einfach angenehme Form erhalten, daß sie auch ohne Stand und Güter

gefallen haben müßte; besaß ein Herz voll Milde und Güte, ohne Stolz und Anspruch, wiewohl nicht ohne Gefühl ihres Werthes; und empfing endlich — damit ja kein Vorzug des Glücks ihr mangle! — von Ältern, die sie unaussprechlich liebten, die vollste Gewalt, über ihr Herz und ihre Hand nach eigener Willkür zu schalten.

Sie bediente sich dieser Erlaubniß mit einer Klugheit und Mäßigung, die ihr Ehre machten. Daß um eine so wünschenswerthe Braut sich viele Freywerber vom ersten Stande melden würden, konnte man voraussehen, und es war daher, als es wirklich geschah, nur in der Regel. Doch daß sich ihr selbst eine Erhöhung in den Fürstenrang darbiethen würde, dieß lag — wenn auch nicht außer dem Kreis ihrer Verdienste, doch außerhalb ihrer Erwartung. Der Erbprinz von AB—g sah sie auf einem Ball zu Br** und faßte eine so heftige Neigung zu ihr, daß er nicht ruhte, bis seine Ältern ihm die Erlaubniß, ernstlich um sie zu werben, gaben. Es war ein junger, schöner Mann; der sich nur selten darauf zu besinnen schien, daß er einst regierender Fürst werden solle; der wahrscheinlich bey keiner Gräfinn in ganz Deutschland eine Fehlbitte gethan haben würde; der hier keine Mühe sparte, sich beliebt zu machen; und der unter andern Vortheilen ganz den Beyfall von Louisens Mutter besaß, die ihn oft halb lachend, halb im Ernst ihrer Tochter mit der Bemerkung empfahl, daß doch das Wörtchen fürstliche Hoheit, weit besser als gräfliche Gnaden ins Ohr falle.

Gleichwohl ward weder Louisens Ohr durch diesen Klang, noch ihr Auge durch den Schimmer seines

Ranges beglückt. Sie sorgte: er dürfte doch einst glauben, sie sey mehr durch seine Hand geehrt, als er durch ihr Herz beglückt worden. Auch war wahrscheinlich ihre Neigung früher schon verschenkt gewesen; denn indem sie des Prinzen Antrag mit Bescheidenheit ablehnte, wählte sie gleich darauf den Grafen von H—berg, einen Edelmann, der ihr an Glücksgütern fast eben so, wie am Stande glich, und der an schimmernden Eigenschaften zwar keinen Überfluß, doch auch an echten Vorzügen keinen Mangel hatte. Ein männlich schön gebauter Körper, ein etwas ernst doch edel um sich herumblickendes Auge, ein auf langen Reisen gebildeter Geist, und die Gabe, ein Gespräch mit Leichtigkeit anzufangen und mit Anstand zu unterhalten, empfahlen ihn der Gesellschaft. Louisens Vater empfahl er sich vorzüglich durch den edlen Freyheitssinn, mit welchem er schon manches ihm bey Höfen angetragene Amt ausgeschlagen hatte, und lieber ein Herr auf seinen Gütern, als ein Diener in der Residenz zu seyn begehrte. In seinen Jünglingsjahren hatte er sich zwar zuweilen einen fröhlichen Genuß, doch nimmer eine niedrige Handlung erlaubt. Jetzt stand er gerade im dreyßigsten Jahre, dem Anfange der ernstern Mannheit. Auch um Louisen hatte er nicht mit aufbrausender Schwärmerey, aber mit warmem, innigem Eifer geworben. Als er ihr Jawort erhielt, beneideten ihn viele seines Standes; daß er dessen unwürdig sey, wagte kein Einziger zu sagen.

Vier Jahre hindurch lebte Gräfinn Louise in ihrer Ehe unaussprechlich glücklich. Im Lenz, Sommer und Herbst auf ihren mannigfachen Landsitzen, des Winters in dem lebhaften Br** wohnhaft, ward sie

hier allgemein geſchätzt, und dort beynahe angebethet. Sie gebar ihrem Gemahl zwey Töchter und einen Sohn; blieb dabey ſchön wie der Tag, und friſch wie die Geſundheit ſelbſt. Ihre Eintracht, ihre wechſelſeitige Liebe galt weit umher für muſterhaft, und ſchien mit jedem neuen Monath noch unzertrennlicher zu werden. Zwar bemerkte die Gräfinn an dem Gemahl verſchiedene Launen, die der Bräutigam entweder gar nicht gehabt, oder verborgen hatte. Doch es ward ihr ſo leicht, ſich in dieſelben zu fügen; und indem ſie ſich bemühte, ſeine Wünſche auch zu den ihrigen zu machen, ſchien endlich jene ſo oft gemißbrauchte Schmeichley hier buchſtäblich einzutreffen, und in zwey Körpern nur Eine Seele zu wohnen.

Erſt beym Anfange des fünften Jahres erfuhr dieſes edle Weib, daß weder Reichthum noch Jugend, weder ein ſchuldloſes Herz noch häuslicher Friede, vor allem Kummer ſchütze. Sie verlor binnen wenig Monden ihre beyden Ältern, auf deren Leben ſie, nach dem Laufe der Natur, noch lange rechnen konnte. Innig und anhaltend beweinte ſie dieſelben. Die große Erbſchaft, die ihr zufiel, vermochte auch nicht eine einzige Thräne zu mindern, geſchweige zu trocknen. Sie überließ alles, bis auf eine mäßige, im Heirathsvertrag ſchon ausgeworfene Summe, ihrem Gemahl. In Haushaltung, Tafel und Staat ging wenig oder gar keine Änderung vor. Nur nach Gelegenheit Gutes zu thun, ſah ſich Gräfinn Louiſe noch fleißiger, als bisher um, und fand ſie im reichlichſten Maße.

Eben begann gegen Schluß dieſes Jahres ihre Trauer ſich zu mäßigen, ihre Wunde zu heilen, als eine gefährliche Krankheit auch ihren Gemahl wegzu-

raffen drohte. Ein Faulfieber von der bedenklichſten Art brachte ihn dicht an den Rand des Grabes. Die Geſchicklichkeit der Ärzte rettete ihn zwar noch, aber langſam. Eine einſtweilige Zerrüttung des Verſtandes (die nicht ganz ſeltene Folge jener Krankheit), blieb noch geraume Zeit zurück. Endlich wich zwar auch dieſe; doch eigentlich nur halb; mehr dem Schein, als der Wirklichkeit nach. Ein tiefer Hang zur Schwermuth, den man ſehr gütig mit dem vielumfaſſenden Nahmen der Hypochondrie belegte, widerſtand allen fernern Heilungsmitteln, und machte einen Glücklichen, im Schooß des Glückes ſelbſt, elend. Bey einem Körper, dem Anſchein nach wieder ſtark und rüſtig genug, bey einem Geiſte, gewiß jeder Arbeit, die er nur freudig angriff wieder fähig, und beym höchſten Überfluß aller andern zeitlichen Güter, blieb Graf H—berg traurig, müßig, ſtets in ſich ſelbſt gekehrt, von einem Eigenſinne, dem nichts genügte, von einem Unmuth, den nichts erheiterte. Unter dreyen oder vieren ſeiner Schlöſſer, in Schl* anmuthigſten Gegenden verſtreut, wählte er ſich gerade dasjenige, das im Sommer fürchtbar ſchön, in rauher Jahreszeit faſt ſchauderlich lag, zu ſeinem Aufenthalte; kam keiner Stadt, faſt keinen ſeiner Nachbarn nahe; und blickte auf jede geſellſchaftliche Freude, auch von weitem ſchon, wie ein Kranker auf eine wohlbeſetzte Tafel blickt, von welcher er ſelbſt nicht eſſen darf, und deren Genuß er auch den Übrigen beneidet.

Der Gräfinn Lage ward jetzt ſchon nur allzu bedauernswürdig. Während jener Todeskrankheit ihres Gemahls hatte ſie alles, was einer treuen, liebevollen Gattinn zukommt, ja gewiſſermaßen wohl noch

mehr gethan. Mit einem Eifer, dem nichts zu lästig dünkte, mit einer Ausdauer, die nichts ermattete, war sie fast keinen Augenblick von seinem Lager gewichen; hatte des Tages ihn gepflegt, des Nachts bey ihm gewacht; hatte jeden Tropfen Arzney, fast jeden Becher Thee ihm selbst gereicht; und wenn man, eigener Lebensgefahr halber, sie warnte, oder sie erinnerte: daß ja auch andere dieß verrichten könnten! stets mit entschlossener Seele geantwortet: „Nein! „kein anderer ist ihm so nahe verwandt als ich! Ich „stehe auf meiner Pflicht! Treffe mich hier, was der „Vorsicht gutdünkt!“ — Auch jetzt, bey seiner düstern, grillenvollen Laune, unter Umständen, wo jede andere Dame aus der großen Welt sich bald Rath gewußt, den milzsüchtigen Mann seiner Milzsucht, sich selbst aber den Zerstreuungen überlassen haben würde, zu welchen Stand und Alter sie zu berechtigen schienen; — auch jetzt fügte sich Gräfinn Louise heldenmüthig in ihr Schicksal. Mit trockenem Auge schied sie von allem bisherigen Umgange; folgte ihrem Selbstpeiniger, ohne den kleinsten Widerspruch, in seine romantische Einöde; suchte dort durch ihre Gesellschaft, durch Clavier, Gesang und Vorlesen, durch die freundlichste Miene, und die heitersten (ihr oft so schwerfallenden) Reden seine Stirne zu entwölken; nahm den Unwillen, womit er fast alles vergalt, so gelassen hin, als ob es ein verdienter Lohn wäre, und lebte der festen Hoffnung: eine anhaltende Liebe werde doch endlich auf das kranke, im Grunde edle Herz ihres Gemahls einen kräftigen Einfluß äußern; werde es, wenn auch nicht gänzlich heilen, doch wenigstens aufheitern. — Wohl möglich auch, oder wahrschein-

lich vielmehr, daß ihre Hoffnung sie nicht getäuscht haben würde, hätte nur nicht fremde Bosheit in ihren ehelichen Frieden sich gemischt, und ihn so unbemerkt untergraben, daß dem Feinde schon sein Werk gelungen war, ehe die Gräfinn noch an einen Feind dachte. Ein kleiner Rückblick ist hier unvermeidlich, um dann auch vorwärts desto schärfer zu sehen.

Schon seit seinem ersten Jünglingsalter hatte der Graf fast unabläßig einen Menschen um sich, der hier Monter heissen mag. Es war ein Mann, der fast in jede Rolle paßte, weil er in jeder, gegen Recht und Unrecht gleichgültig, nur nach dem Winke seines Obern sich zu richten pflegte. Auf Reisen hatte er den Kammerdiener, nebenbey auch den Vertrauten und Beförderer mancher kleinen, standesmäßigen Ausschweifung gemacht; hatte dann einige Jahre hindurch über die gräfliche Casse eine sehr bündige Rechnung geführt, und endlich, unter dem Titel eines Wirthschaftsraths, das Heft der ökonomischen Verwaltung ganz an sich gezogen. Längst daran gewöhnt zu kriechen, wo es etwas abwarf, zu trotzen, wo er sich für nöthig achtete, war er hier das im Kleinen, was der Premierminister eines Königs gemeiniglich im Großen zu seyn pflegte, — die rechte Hand seines Gebiethers, und die Geißel der Unterthanen! — als ihm plötzlich die Heirath des Grafen seine Zirkel, wenigstens auf eine Zeitlang, störte.

Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte diese Heirath nie sehr die Ehre seines Beyfalls gehabt. Je tadelloser Graf H—berg's Wahl gewesen war, je weniger freute sich sein unwürdiger Günstling darüber. Daß er aber weislich seine Gesinnung unter den feyerlichsten

Glückwunsch verbarg, versteht sich von selbst. Unter allen Beamten des Grafen bückte sich gewiß keiner so tief vor der jungen Gräfinn; suchte keiner so eifrig ihre kleinste Miene zu deuten, nebenher auch ihre kleinsten Schwächen zu errathen, als Monter. Selbst an jenen kleinen Schmeicheleyen weiblicher Eitelkeit, die nicht selten dem Herzen auch dann gefallen, wenn der Mund sie verbiethet, ließ er es nicht ermangeln. Denn kein Geburts- oder Nahmenstag verging, wo nicht ein ländliches Fest, ein Tanz, eine Erleuchtung, oder ein Feuerwerk die Gräfinn überraschte; und die frühesten sowohl als die spätesten Rosen, die schönsten Früchte, die niedlichsten Singvögel und Schooßhündchen kamen immer von der schuldigsten Aufmerksamkeit des Herrn Wirthschaftsraths Monter her.

Dennoch, Trotz seiner vielfachen Mühe, wollte es ihm hier nicht gelingen! Wußte vielleicht die Gräfinn durch zugeflüsterte Nachrichten doch mehr von der geheimen Geschichte ihres Gemahls, als sie wohl merken ließ; konnte sie einige kleine Liebesabenteuer zwar, wie auch billig, dem Gemahl, doch nicht so ganz dem Unterhändler verzeihen; warnte sie vielleicht ihr Genius, oder folgte sie bloß ihrem natürlich feinen Gefühle, und konnte, als eine Ausnahme von Tausenden, die Schmeichler wirklich nicht vertragen; — kurz, Monter behagte ihr nie! Und wiewohl sie aus Gefälligkeit gegen den Grafen diese Abneigung aufs möglichste verbarg; wiewohl sie solche nie in Worte oder Handlungen übergehen ließ, so bemerkte dieselbe doch unter allen Menschen gerade Monter selbst am richtigsten und schnellsten. Daß ihn dieser Widerwille höchlich schmerzte; daß er ihn als die unverdienteste Krän-

kung betrachtete; daß er oft in Geheim darauf sann, wie er im Nothfall sich schützen — wo möglich auch rächen könne; dieß alles ist ein so gewöhnlicher Gang menschlicher Seele, daß selbst die Erwähnung davon überflüssig seyn dürfte.

Zwar so lange Graf H—berg noch gesund an Geist und Körper blieb, konnte Monter nichts thun, als fruchtlos an seinem Verdruß im Verborgenen nagen. Die Gräfinn besaß so entschieden den ersten Platz der Liebe und des Zutrauens im Herzen ihres Gemahls, daß jeder Versuch dagegen Tollkühnheit gewesen wäre. Von ihr ermuntert, nahm sich der Graf selbst seiner Güter und Unterthanen mit ziemlich offenen Augen und ziemlich richtigen Grundsätzen an. Monters Herrlichkeit sank damahls gewaltig. Höchstens bey Kleinigkeiten durfte er sich noch zuweilen ein eigenmächtiges Betragen erlauben. Wenn dann doch etwas vorfiel, was einer Bedrückung ähnelte; wenn ein gekränkter Häusler oder Gärtner an seine gnädigste Frau sich verwandte, so bedurfte es nur einer Sylbe von ihr, und Monter traf mit gebeugtem Rücken und — ergrimmtem Herzen diesem Versehen, (wie er es nannte) abhülfliche Maße. Wenig Mühe hätte es vielleicht damahls der Gräfinn gekostet, Montern ganz zu entfernen. Doch warum sollte sie einem Menschen schaden, der so demüthig vor ihr kroch! Nicht gefährlich, nur verächtlich schien er ihr.

Erst nach jener, schon so oft erwähnten Krankheit des Grafen änderte sich wieder Monters Einfluß gewaltig. So lange der Graf, theils in Todesgefahr, theils im bewußtlosen Taumel sich befand; so lange die Gräfinn nur mit dem traurigen Zustand ihres Ge-

mahls sich beschäftigte, so lange hatte Monter auch, der weder das Auge seines Herrn, noch das Ohr seiner Gebietherinn zu scheuen brauchte, manchen Eingriff in herrschaftliche Gelder und Rechte, noch mehrere ins Wohl und Weh der Unterthanen sich erlaubt. Mochten doch Anzeigen und Beschwerden einlaufen; mochten doch die Bedrückten abermahls zu ihrer vorigen Beschützerinn die Zuflucht nehmen! Jene Papiere blieben ungelesen; und diese Klagen wurden beym eigenen Kummer bald vergessen. Noch kühner ward er, als einer von den Ärzten ihn versicherte: „Der Graf „könne noch lange leben, doch nie seines Verstandes „wieder mächtig werden!" Schon träumte er sich nun eine fortdauernde Unmündigkeit; hoffte den Vormund mit zu spielen, weil er allerdings den Zustand der Güter vorzüglich kannte; und — erwachte erst dann mit Schrecken aus seinem Traume, als er den Wahnsinn des Grafen, bey der Rückkehr von einer kleinen Reise, ganz verschwunden, seine Gesundheit wieder wenigstens viel gebessert sah.

Jetzt stand er in der bängsten Erwartung: Seine angemaßte Statthalterschaft werde bald aufs schimpflichste sich enden; das Gericht über ihn bald aufs strengste angehen! Jetzt erinnerte er sich erst wieder einiger bedrohlichen Worte, welche die Gräfinn, selbst in ihrer Betrübniß, habe fallen lassen; und nahm als ausgemacht an, daß in ihr seine erste, furchtbarste Anklägerinn auftreten werde. Jetzt glaubte er aber auch alles wagen zu müssen, um sich in der Gunst des Grafen festzusetzen; und ein günstiges Ungefähr — das schon oft der Dummen Vormund und der Bösewichter Schutzherr war, erleichterte ihm sein Vorhaben; brach-

te ihn weiter, als er selbst wohl hoffte. Viele und heftige Bewegung war dem Grafen als das wirksamste Mittel gegen hypochondrische Beschwerden anempfohlen worden; die Gesundheit der Gräfinn hingegen erforderte eine Zeit lang Ruhe. Zum vierten Mahl schwanger, hatte sie, durch Anstrengung und Sorgen, eine allzu frühe Niederkunft sich zugezogen. Ihre Kräfte kehrten langsam zurück. So gern sie auch wollte, durfte sie doch jetzt die Erschütterung des Fahrens und Reitens mit ihrem Gemahl nicht theilen. Ganz abgesondert von Personen seines vorigen Umgangs, both daher der Graf die Ehre seiner Begleitung gewöhnlich Montern an. Mit welchem Vergnügen sie dieser annahm, läßt sich errathen. Seit fünf Jahren war es ihm nicht so gut geworden. Kaum drey oder vier Mahl hinter einander der alleinige Begleiter seines Gebiethers, wußte er sich auch zum unentbehrlichen zu machen. Nicht bloß, weil er in jede Laune sich schickte; denn dieser Kunstgriff war ihm schon alltäglich. Auch nicht bloß durch Verleumdung aller Nachbarn rings herum — wiewohl dieß allerdings den Menschenscheu des Grafen stärkte! — sondern auf einem Wege so einfach, und doch so weitführend, daß man Montern wenigstens das Lob eines richtigen Planes nicht versagen konnte.

Mißmuthige denken so gern an vergangene Zeiten. Manches dünkt ihnen dort unsäglich reizend, was ihnen in der Gegenwart gleichgültig, wo nicht lästig scheinen würde. — Personen, die ehemahls reisten, sprechen in nachheriger Ruhe von ihren Reisen sehr gern. — Was Wunder also, daß Graf H—berg, jetzt in Mißmuth und Unthätigkeit zugleich, auch gern an

jene

jene Zeiten dachte, wo er in der Blüthe seines Alters Europens trefflichsten Erdstrich durchwandert, an so manchen Schönheiten der belebten und unbelebten Natur sich gelabt, und den Becher der Freude, — in jedem Verstande des Wortes! — oft leergetrunken hatte. Damahls war Monter sein Begleiter gewesen, der um manche seiner Vergnügungen, besser als irgend ein Mensch, gewußt hatte. Als dieser Schlaue daher jetzt, so oft er konnte, unbemerkt das Gespräch auf Gegenstände aus dieser Epoche brachte, da erheiterte sich die Stirne des Grafen oft plötzlich, da spann er selbst die Unterredung weiter, oder kam nach kleinen Zwischenräumen darauf zurück. Monters Aufmerksamkeit entging dieß nicht. Sein Schritt ward fester! — In Italien hatte sich der Graf am längsten verweilt; dort war er von manchem schönen Munde der schöne Deutsche genannt worden; selbst dem Dolche der Banditen hatte er zu Rom getrotzt, als er mit einem Neffen Sr. Heiligkeit um die Liebschaft der reitzendsten Römerinn wetteiferte; und auch nur von Italien, am öftesten von Rom sprach der schlaue Monter. — Nicht ohne Wirkung! Immer heiterer ward des Grafen bisher trübe Seele. Alles, was er dort gesehen, gehört, empfunden hatte, sah, hörte, empfand er von Neuem wieder. Äußerst wohlthätig schien für den ersten Anblick Monters Maßregel zu seyn. Aber von Stunde an war Monter auch fast der Einzige, mit welchem der Graf zu sprechen sich herabließ. Nur Er verstand ihn ganz; nur Er wußte um alles Bescheid; nur Er ersetzte ihm die übrige menschliche Gesellschaft, die er fast durchgängig floh. — Noch mehr: an jene Anfangs tröstende Erinnerung schloß sich auch sehr bald und sehr natürlich

die stille Sehnsucht an, jene Scenen noch ein Mahl zu durchleben, jene Gegenden noch ein Mahl zu besuchen. Mit jedem Morgen schien ihm nun das vaterländische Klima drückender und rauher. Mit jedem Tage ward ihm das Leben allhier lästiger. In Italien hoffte er wieder zu genesen. Nach Italien sehnte er sich, wie das Kind nach dem Christabend. Wenn er dann seinem Monter diesen Wunsch gestand; wenn derselbe (wie er gewöhnlich that), halb ernst, halb lächelnd erwiederte: „Aber was hindert denn Ew. gräfl. Exzellenz daran? „Sind Sie nicht noch jung? sind Sie nicht reich und Ihr „eigener Herr? Können Sie nicht reisen, wann, wohin „und wie Sie wollen? Sollte denn der kleine Umstand „mit der gnädigen Gräfinn gar so viel ändern? Könnte sie „nicht mitreisen? Oder würde sie nicht auch zurückblei„ben, wenn es gehörig eingeleitet würde?" — Hastig brach dann gemeiniglich der Graf das Gespräch ab, und redete für die nächste Viertelstunde — vom Wetter, oder von nichts mehr.

Nur allzu wahr ist die traurige Bemerkung: Leichter macht ein Bösewicht zehn rechtschaffene Männer straucheln, ehe gehn redliche Männer einen Nichtswürdigen auf rechten Pfad zu wandeln bewegen! — Schon war der Graf in Monters Netzen verstrickt, bevor er noch den kleinsten Verdacht von Netz und Hinterlist hegte. Denn jetzt, seit fast sechs Jahren zum ersten Mahl, fühlte er: Es sey doch zuweilen äußerst lästig, eine — auch noch so gute Gemahlinn zu haben. Daß er unmöglich, in Gesellschaft der seinigen, Italien wieder auf ehemahlige Art besuchen könne, sah er ein; sie daheim zu lassen, fand er unschicklich; ihrenthalben seinen Lieblingswunsch aufzugeben oder zu

beschränken, verdroß ihn. Alle die zahllosen, erst neulich von ihr empfangenen Dienste, alle ihre unaussprechliche Liebe, alles das mannigfache, durch sie genossene häusliche Glück — alles dieß dünkte ihm in seiner jetzigen undankbaren Laune eine unbedeutende Kleinigkeit zu seyn, die mit der Ehe gegenseitigem Zwange keinen Vergleich aushalte. Täglich, stündlich fast, wurde er gegen sie kälter, mürrischer, unverträglicher; floh ihre Gesellschaft; machte sich selbst deßhalb Vorwürfe, gestand sich, daß er fehle; und besserte sich — doch nicht.

Wirklich hatte Monter nun bereits alles, was er Anfangs wünschte. Fester als jemahls stand er in der Gunst seines Herrn. Getrost konnte er nun jeden Angriff abwarten: konnte gewiß seyn, daß der Graf unter zehn Klagen über ihn neune überhören, und die zehnte aus Trägheit und Leichtgläubigkeit ihm selbst zur Entscheidung überlassen werde. Er sah deutlich, daß das Ansehen der Gräfinn gesunken sey. Er konnte schon über seine Hausgenossen Gnade und Ungnade nach Willkür verhängen; und dennoch genügte ihm dieß alles noch nicht! Er wollte die eheliche Liebe eines bisher glücklichen Paares nicht bloß mindern, sondern vernichten. Entweder aus Furcht, daß die Gräfinn doch einmahl wieder in ihre vorigen Rechte eintreten dürfe; oder aus Rachgierde wegen des Kummers, denn sie ihm ehemahls erregt, suchte er ihr nun den Krieg ins eigene Land zu spielen; hatte den dreisten Plan, das edelste Weib in Verdacht ehelicher Untreue zu bringen.

Zwar schien, von einer Seite betrachtet, nichts sinnloser, als eine Anschuldigung dieser Gattung zu seyn. Von allem städtischen Umgang entfernt; vor

allen nachbarlichen Besuchen verläugnet, lebte die Gräfinn in einer Einsamkeit, die fast noch über klösterliche Zellen ging. Nur ihren Gemahl, nur ihre Hausgenossen sah und sprach sie. Nie hatte sie einen großen Briefwechsel, am wenigsten mit Männern geführt. Zwey oder drey Jugendfreundinnen schrieben und besuchten sie — quartalsweise. Der Neid selbst hatte nie einen Flecken auf ihre Tugend zu bringen gewagt. Monter vermochte es!

Unter den Beamten des Grafen zeichnete sich noch ein gewisser Dondorf aus; nicht durch körperliche Wohlgestalt, sondern durch einen gebildeten Geist und durch ein untadelhaftes Herz. Er war der Sohn eines alten Jägers, der um Gräfinn Louise das allerdings große Verdienst hatte, noch vor ihrer Geburt ihr und ihrer Ältern Leben errettet zu haben. Denn als zwey scheu gewordene Pferde den Wagen in einen unübersehlichen Abgrund stürzen wollten, besaß er Geistes-Gegenwart genug, eines dieser Rosse, gerade in der letzten Secunde, wo es noch nützte, niederzuschießen; ward dadurch des alten Grafen Leibjäger, seine Frau der bald darauf gebornen jungen Gräfinn Amme, und Carl, sein ältester, damahls ungefähr dreyjähriger Sohn, der letzteren Spielgenoß geworden. Freylich hatte diese Spielgenossenschaft kaum bis ins zehnte Jahr der Gräfinn gedauert; doch hatte sie dem Knaben viel genützt. Bis dahin gleiches Unterrichtes mit ihr in Sprachen und Künsten theilhaftig, hatte sein fähiger Geist manche Kenntniß, und — was das beste war! — die Liebe zu noch mehreren gewonnen. Als er jener Unterweisung nicht schicklich mehr genießen konnte, ruhte er nicht, bis ihn seine Ältern, oder vielmehr die Freyge-

digkeit seiner Herrschaft auf eine städtische Schule schickte. Unermüdeter Fleiß ersetzte den Mangel akademischer Wissenschaften. Eben als Gräfinn Louise sich vermählte, war er Haussecretär bey ihren Ältern geworden. Es lag bald nur an ihm, ein weit besseres, aussichtsvolleres Amt im Staate zu erhalten. Fast übertriebene Besorgniß, undankbar gegen seine Wohlthäter zu scheinen, Wunsch, seinem Vater nahe zu bleiben, und Vorliebe für ein ländliches Leben machten, daß er jeden anderen Antrag ablehnte. Nach dem Tode von Gräfinn Louisens Ältern waren sein Vater und er die Einzigen, denen Graf H — berg gleichen Eintritt in sein Haus anboth. Gern nahm er diesen Posten an; stand mit unübertrefflichem Eifer und musterhafter Treue ihm vor; war es oft allein, der einer von allen Seiten her einreissenden Unordnung sich noch entgegen stemmte.

Ein solcher Mann konnte freylich Monters Freund nie seyn, noch werden. Mit Zittern hatte dieser Anfangs den Eintritt eines neuen, gleich redlichen, gleich geschickten Hausgenossen vernommen; hatte schon (zumahl in damahls schwankender Lage) besorgt: dieser dürfe für ihn, was einst Mardochai für den Hamann, werden; und war dann erst etwas ruhiger geworden, als er sah: daß Donderf, Trotz mancher wichtigeren Kenntniß, doch die große Kunst sich tief zu bücken und derb zu schmeicheln nicht verstehe. Jetzt fürchtete er ihn schon lange nicht mehr, aber haßte ihn nicht minder. Mit Einem Streiche zwey Feinden weh zu thun, war ihm doppelte Freude. Auch bedurfte die Führung dieses Streiches nicht einmahl eines starken, nur eines gewandten Armes. Daß die Gräfinn auch nicht Einen

Funken Liebe gegen Dondorf hegte, war mehr als wahrscheinlich, war gewiß; doch daß er unter allen gräflichen Beamten den ersten Platz in ihrer Gunst besaß; daß sie sichtliche Spuren der Zufriedenheit, oder vielmehr des Vergnügens äußerte, als ihr Gemahl (damahls noch gesund und heiter) in seinem kleinen Posten ihn anstellte; daß sie oft und gern mit ihm, wenigstens zehn Mahl öfter als mit Montern sprach; daß sie nicht selten über die Wahl ihres Lesens ihn zu Rathe zog, und das Buch, das er empfahl, wohl gar durch einen eigenen Bothen aus dem nächsten Buchladen sich hohlen ließ; daß sie sich gern der früheren Bekanntschaft ihrer Jugend erinnerte; daß sie ihn einige Mahl um die Ursache, warum er nicht heirathe, fragte, und seiner Verlegenheit mit der Versicherung spottete: Sie hoffe doch noch hinter sein Geheimniß zu kommen! daß sie ihn endlich während der Krankheit ihres Gemahls zwey oder drey Mahl auf ihr Zimmer berufen, und mit ihm, zwar in Gegenwart ihres Kammermädchens, doch italienisch — das heißt, in einer Sprache, die diese Letztere zu großem Mißbehagen nicht verstand! — gesprochen hatte; dieß alles war unbezweifelt! dieß alles, so schuldlos an sich selbst, waren Kleinigkeiten, die durch Monters Kunst und bösen Willen nicht lange klein bleiben sollten.

Seine erste Sorge war — um Gehülfen seines Planes. Er fand sie bald und leicht. Nicht zur Ehre menschlicher Natur, doch wohl der Wahrheit zu Folge sey es gesagt: Gräfinn Louise, sanft und gut, mußte unter ihrer Dienerschaft manchen heimlichen Feind haben, eben weil sie so gut war. Wohlthätigkeit war freylich ihr höchstes Vergnügen, Billigkeit und Milde

ihr stäter Endzweck. Aber sie hatte ja sonst den Grafen aufgemuntert, selbst nachzusehen: ob es auch überall recht und gut hergehe? Jetzt sah Er nicht mehr nach; jetzt ging es an hundert Orten bunt und kraus genug zu. Aber so Manche befanden sich wohl dabey. Mit Vergnügen spürten diese, daß das Ansehen der Gräfinn im Sinken sey; und wünschten nichts sehnlicher, als daß die alte Ordnung der Dinge nie wiederkehre. — Mit dem ungerechten Mammon sich wenigstens einige Freunde zu machen, verstand überdieß Monter meisterlich. Daß er dazu immer Menschen mit weitem Gewissen wählte, versteht sich von selbst. Bald hatte er an Leuten, wie er sie haben wollte, eher einen Überfluß, als einen Mangel.

Wie er indeß das ganze System seiner Verleumdung ordnete; wie er zuerst durch ein unmäßiges Lob von Dondorf's Geschicklichkeit und gefälligem Wesen, durch Bewunderung des allgemeinen Beyfalles, den er, zumahl beym schönen Geschlecht, finde, und durch einige zweydeutige, ihm gleichsam unwissend entschlüpfte Worte, die Aufmerksamkeit des Grafen reizte — wie er dann durch Briefe, die ohne Unterschrift einliefen: durch Gerüchte, die seine Helfershelfer zuflüstern mußten, und die er selbst für nachbarliche Verleumdungen erklärte; durch ein Paar Verse, die man von Dondorf's Hand gefunden haben wollte, und die von einer glücklichen Liebe sprachen, jene Aufmerksamkeit gar bald in Argwohn verkehrte; — wie er, sobald der Graf diesen Argwohn gegen ihn zu lüften begann, erst den Vertheidiger, dann den Zweifler, und endlich den Gutmüthigen, der — wenigstens nichts Böses glauben will, spielte; dieß alles

hier Schritt für Schritt zu verfolgen, könnte eben nicht sehr schwer seyn, würde aber bald ins Umständliche, und eben dadurch ins Langweilige führen. Kurz, ehe noch ein Monath verging, war Graf H — berg nicht nur (was er schon längst gewesen), mißlaunischer als je ein Britte, sondern auch eifersüchtiger als je ein Welscher. Auf jeden Blick, auf jedes Wort seiner Gemahlinn lauschte er, bald in der Nähe, bald in der Ferne; glaubte in jeder freundlichen Miene ein, buhlerisches Verständniß, in jeder noch so unschuldigen Frage eine Hinterlist, in jedem flüchtigen Wörtchen eine Verabredung zu spüren; verschloß sich oft Tage lang in seinem Zimmer, und lauerte hinter dem Vorhang eines Fensters, das in den Garten, der Gräfinn gewöhnlichen Spazierort, ging; wich dann andere Tage kaum eine Minute von ihrer Seite; folgte ihr überall nach, so dicht und so stumm wie ihr Schatten; griff hastig nach jedem Papierchen, das er irgendwo liegen sah; fand nirgends das geringste, wodurch sein Argwohn sich begründen konnte; und wußte doch nicht selten aus Nichts sich ein Etwas zu machen.

Ein Betragen dieser Art mußte allerdings der Gräfinn auffallen; doch auf den wahren Grund desselben rieth sie leider nicht. Daß in dem Gemüthe ihres Gemahls eine gewisse Unruhe tobe; daß sein Auge überall schwarz sehe; seine Seele überall Stoff zu Besorgnissen finde, fing ihr allmählig an etwas Gewohntes zu werden. Sie hielt es für Überreste seiner Krankheit; beweinte oft seine und ihre Lage im Stillen; besorgte auch schon, daß Monters Einfluß auf seine Laune nicht ersprießlich sey; doch daß ein neues moralisches Übel jenes physische verstärke, argwohnte sie

nicht; und der Gedanke an Eifersucht fiel der Schuldlosen, eben weil sie so schuldlos war, auch nicht von weitem ein. — Wenn sie ihn oft so düster, so verschlossen, mit so seitwärts schielenden Blicken neben sich sitzen sah, wann sie zärtlich ihren Arm um seinen Nacken schmiegte; wann sie so besorgt sich erkundigte: Was denn eigentlich ihm fehle? Ob sie durch nichts ihn aufzuheitern vermöge? — wie unendlich vielen Gram hätte er sich und ihr ersparen können, wenn er nur ein einziges Mahl frey von Herzen weg gesprochen hätte! Wie leicht würde die Gräfinn seinen Argwohn wiederlegt, wie gern selbst in seinen Eigensinn sich gefügt haben! Aber er schwieg; er glaubte, — so groß war sein Zutrauen auf die nichtswürdige Horde, die ihn umgab, — schon genug zu wissen, um den schuldigen Theil nicht erst befragen zu dürfen. Er lauschte nun auf eine Gelegenheit, um seinem Verdacht eine offene Bestätigung zu geben, und nahm sich vor, dann in einem Tone zu sprechen, der ernstlich genug klingen sollte.

Leider fand er diese Gelegenheit, sich selbst und die Unschuld zu beschimpfen, gar bald. Der Gräfinn Geburtstag fiel gegen Ende des Sommers. Immer war er durch ein kleines ländliches Fest gefeyert worden. Monters Aufmerksamkeit, wie wir schon früher erwähnten, hatte sich oft dabey ausgezeichnet: Nur im letztern Jahre war dieser Tag, weil eben damahls der Graf tödtlich darnieder lag, still und traurig vorübergegangen. Um so mehr suchten jetzt einige von den Beamten das Verabsäumte einzubringen. Ihre Absicht war, ein Schauspiel unter sich aufzuführen. Als sie Monters um Rath befragten, entschuldigte er sich mit seiner Un-

kunde in dieſem Puncte, und verwies ſie an Dondorf, der gerade hier unendlich mehr Kenntniſſe beſitze! „Vielleicht," fügte er ſchlau hinzu, „könnte dieſer wohl gar ein kleines Vor- oder Nachſpiel verfertigen, das dieſem Tage genau anpaßte, und um ſo mehr ihn verherrlichte!" — Sein Rath ward befolgt. Dondorf, von ihren Bitten beſtürmt, ging ganz unbeſorgt in die Falle. Da er allerdings die kleine Schwachheit beſaß, zuweilen an einem Gedichtchen zu ſtümpern; da er auch eitel genug ſeyn mochte, ſeine Gedichte nicht für ganz ſchlecht zu halten; ſo ward binnen Kurzem ein Nachſpiel fertig, das aus ein Paar Scenen, ein Paar Tänzen und einem Epilog — der Nutzanwendung des Ganzen — beſtand. Die geſprochenen Rollen übernahmen einige von den Beamten; zum Tanz, von einem Liedchen begleitet, wurden Bauermädchen abgerichtet; den Epilog hielt er ſelbſt.

Bey Gedichten dieſer Art — ſie mögen für eine fürſtliche Bühne, oder für das kleinſte Privattheater geſchrieben werden — laſſen es die Verfaſſer zwar oft an Plan, Wohllaut, Einbildungskraft, kurz an jeder Eigenſchaft eines ächten Gedichts ermangeln; doch gewiß an — Lob nie. Iſt der Weihrauch zumahl einer Dame beſtimmt — welcher Dichter hätte dann nicht von Roſenwangen, Cederwuchs, Götteranmuth und himmliſcher Tugend geſprochen! Auch Dondorfs Muſe hatte wahrſcheinlich in gleichem Tone ſich ausgedrückt. War doch die Gräfinn wirklich noch ſo jung, ſo ſchön und gut, daß man viel Rühmliches von ihr preiſen konnte, ohne durch übertriebene Schmeicheley ſich zu erniedrigen! Daß er aber gewiß nichts mehr und nichts minder dabey ſich dachte, als — ſeinen Glückwunſch recht

schön zu machen, Aller Freude recht lebhaft zu schildern, höchstens einige Lobsprüche recht fein oder recht wirkend anzubringen; dieß war so gewiß, daß nur die absichtlichste Boßheit oder der ungerechteste milzsüchtigste Argwohn in seinen Ausdrücken etwas anders finden konnte. Das letztere war der Fall des Grafen. In jedem Worte Dondorfs hörte er die Sprache der Liebe. In jedem Beyfallslächeln der Gräfinn erblickte er ein offnes Geständniß ihrer Schuld. Mit verbissenem Zorn blieb er noch einige Minuten, als schon die Rede geendigt, die Courtine schon gefallen war, stumm und kalt auf seinem Sessel sitzen. Erst die wiederhohlte Frage seiner Gemahlinn: ob nicht alle, einige Schmeicheleyen abgerechnet, ihre Sache gut gemacht hätten? weckte ihn aus seinen Gedanken. Er stand im Begriff mit seinem Unwillen loszubrechen; noch ein Mahl zwang er sich zu einem zweydeutigen: O ganz vortrefflich! Noch ein Mahl beschloß er abzuwarten: ob nicht mehr komme?

Von jeher hatte ein kleiner Hausball zu den Feyerlichkeiten dieses Tags gehört. Von jeher hatte dabey die Gräfinn mit allen ihren Beamten, dem Ersten wie dem Letzten, ohne Unterschied getanzt. Von jeher hatte sie zuletzt einige kleine Geschenke an die Hauptacteurs des Festes ausgetheilt. Monter selbst hatte bey dieser Gelegenheit schon einige Mahl eine Dose, einen Stockknopf, oder sonst ein ähnliches Andenken, wenn auch nicht mit sehr huldreichem Herzen, doch mit sehr freundlicher Miene erhalten. Alles dieses glaubte die Gräfinn, ganz in ihrer Unschuld, auch heute wiederhohlen zu dürfen. Daß Dondorfen, als Verfasser des kleinen Gelegenheits-Stücks, der vor-

züglichste Preis gehöre, schien ihr außer allem Zweifel zu seyn. Ihn hatte sie daher zwey Mahl, alle übrigen ein Mahl, zum Tanz aufgefordert. Ihm reichte sie, als er sie ehrerbiethig zu ihrem Sessel führte, eine goldene Uhr, die sie bisher an ihrer Seite getragen, mit freundlichem Lächeln und mit den Worten dar: Es ist billig, daß der Dichter des heutigen Tages einen Beweis meines Dankes empfange!

Argloser war wohl noch nie eine Verbindlichkeit gesagt worden! Auch Dondorfs Antwort: daß diese Uhr ihn stets an einen der glücklichsten Tage seines Lebens erinnern sollte! war ein Ausdruck der schuldigen Höflichkeit und nichts weiter. — Aber ganz anders nahm Beydes Graf H—berg auf. Dieß war der Augenblick, worauf seine Eifersucht gewartet zu haben schien. Indem er rasch von seinem Sitze aufsprang; rasch Dondorf, der die Hand der Gräfinn geküßt hatte, zurückstieß, rief er laut: „Nein, Nichtswürdige, das geht zu weit! Vor meinen Augen wenigstens sollst du nicht deinen Buhler beschenken und aufmuntern!" — Erschrocken blickte die Gräfinn ihn an. — „Mein Gemahl! rief sie, um Gotteswillen, was ist Ihnen?" Aber kein Zureden, keine Liebkosung fruchtete. Vorwürfe über Vorwürfe, Schmähworte über Schmähworte ergoßen sich aus seinem Munde. Daß sich alles erschrocken um ihn herum drängte, die Musik schwieg, der Tanz aufhörte, alles dieß rührte ihn nicht; alles dieß schien er vielmehr haben zu wollen. Indem er Dondorf geboth, nie wieder vor seinen Augen zu erscheinen; indem er der Gräfinn befahl; sich sogleich auf ihr Zimmer zu begeben; indem er, als sie halb ohnmächtig ihrer Kammerfrau in die Arme sank, mit bit-

term Hohnlachen sie wegtragen hieß, wenn sie nicht weggehen könne; indem er nicht eher ruhte, bis sie, nach einigen fruchtlosen Versuchen sprechen zu wollen, sich ungehört entfernte; und dann endlich auch die ganze übrige Gesellschaft seiner Hausgenossen, mit den trostreichen Worten: Packt euch zum T**! entließ; — stellt' er sich selbst auf eine Art zur Schau, die tadelnswerth, auch beym gerechtesten Argwohn, gewesen wäre, und für zweyfach sinnlos bey einem so nichtigen gelten mußte.

Welche fürchterliche, schlaflose Nacht die Gräfinn nach einem solchen Auftritte haben mochte, läßt sich leicht erachten. Kein Wunder, wenn es ihre letzte gewesen wäre! Sie hatte, wie sie nachher oft ein Paar Freundinnen versicherte, gerade an diesem Tage seit einigen Monathen wieder zum ersten Mahle etwas froh und heiter sich gefühlt; hatte mancher bisherigen Sorgen vergessen; hatte die kleine Festlichkeit, die man ihr zu Ehren anstellte, als einen Beweis wahrer Liebe angenommen — und nun ein so überraschender, kränkender, entehrender Auftritt! Beynahe hatte sie Lust zu muthmaßen, alles dieß sey ein neuer Anfall von Verstandsverrückung bey ihrem Gemahl gewesen. Doch wenn sie wieder erwog: Wie zusammenhängend, obschon ungerecht, wie überdacht, obschon schneidend und bitter jedes seiner Worte gewesen sey; wenn sie damit sein Betragen seit einiger Zeit verglich; wenn sie so mancher frühern, damahls unverständlichen Rede sich wieder entsann; dann schien von ihren Augen gleichsam ein Schleyer zu sinken. Sie sah einen eifersüchtigen Gemahl, eine Schar schändlicher Zwischenträger, eine eheliche Hölle vor sich; sah im voraus ihren guten Nahmen beschimpft, ihre Ruhe auf immer zertrüm-

mert; und ſich ſelbſt unglücklich ohne Ausweg und Rettung. Mit Gedanken dieſer Art brachte ſie den Morgen heran. Viel mußte ſich an ihm entſcheiden; und — entſchied ſich wirklich.

Sie ſchickte zeitig ihre Kammerfrau aus, um zu hören: wie ihr Gemahl ſich befinde? Bald kam dieſelbe zurück, doch mit einem Geſicht, das (nach Shakſpeare's Ausdruck) ein Titelblatt böſer Nachrichten war. Der Graf, hieß es, habe den größten Theil der Nacht machend, in Monters Geſellſchaft hingebracht. Jetzt ſey er für Niemand ſprechbar. Mit Tages Anbruch hätten beyde Dondorfs den erneuten Befehl erhalten: heute noch die Herrſchaft zu verlaſſen. Dem Vater ſey ſein Gehalt auf ein Jahr, dem Sohne auf ein halbes ausgezahlt worden. Der Letztere habe es mit edlem Stolze zurückgeſchickt. Einſtimmig beklage man die ſeltſame Verblendung des Grafen; einſtimmig ziſchte man ſich ins Ohr: daß dieß Alles ein Meiſterſtreich von Monter ſey." — Die Gräfinn ſchwieg, und ging zu ihrem Schreibtiſch! Was gekränkte Unſchuld zu ihrer Vertheidigung; beleidigte Tugend zu ihrer Rechtfertigung ſagen kann, drängte ſie in zwanzig oder dreyßig Zeilen zuſammen. Sie bath ihren Gemahl nur um ein Gehör von wenigen Minuten, doch ohne Zorn und ohne Vorurtheil. Sie unterwarf ſich der ſtrengſten Unterſuchung, der härteſten Buße, wenn ſie ſchuldig gefunden werde. Aber ſie beſchwur ihn, nur jetzt keinen Schritt weiter zu thun, der ihren guten Nahmen und den ſeinigen noch ſtärker beflecke. Sie ſchloß mit einer Betheurung ihrer Unſträflichkeit, in einem Tone, der unläugbar von Herzen kam, voll Zärtlichkeit auf einer, voll Würde auf der andern Seite.

Ihr Brief ging ab. Wenige Minuten darauf kam ſtatt aller Antwort die einzelne Zeile zurück: „Vortrefflich geſagt, nur Schade, daß es nicht wahr iſt!" — Ungeſiegelt war dieſes Billet; war, um die Schmach deſto bitterer zu machen, Monters Handſchrift, bloß mit des Grafen Nahmen unterzeichnet. Einzelne Thränen hatte die Gräfinn ſchon genug vergoſſen, jetzt zum erſten Mahle ſchoß ein ganzer Strom aus ihren Augen. Sie brauchte wohl eine Stunde, ehe ſie ſich faßte. Dann entſchloß ſie ſich ſelbſt hinzugehen, und ward — nicht vorgelaſſen. „Er habe ihr geſtern gebothen, auf ihrem Zimmer zu bleiben. Doch ſoll ihr vergönnt ſeyn, bey der Tafel zu erſcheinen!" Dieß war die Nachricht, die ihr Monter hinterbrachte. Bey eben dieſer Tafel war der Graf finſter und ſtumm. Nur dann lächelte er ſpöttiſch, wenn er ſah, daß die Gräfinn wieder eine Schüſſel, ohne davon zu genießen, bey ſich vorbey gehen ließ. Einige Mahl redete ſie ihn an. Seine Antworten waren einſylbig und dumpf. Nach dem Eſſen wollte er ſogleich wieder auf ſein Zimmer ſich entfernen. Sie ergriff ſo raſch und feſt ſeine Hand, daß er ſie früher nicht wegzuziehen, ſpäter nicht loszureiſſen vermochte. Sie beſtand auf einem Spaziergang im Garten. Er ſchlug es ab. Sie ſchwur, nicht ehor von dannen zu weichen, bevor er ſie und zwar allein angehöret habe. Er gab endlich in dieſem Puncte nach. — Aber auch nur in dieſem! Ihre wärmſten Liebkoſungen, ihre innigſten Bitten, ihre dreiſte, gerechte Aufforderung, ihr im ganzen bisherigen Leben auch nur einen Flecken, nur eine vernachläßigte Pflicht vorzurücken! — Alles blieb ohne Wirkung. — „Er wiſſe nur allzugut, was er wiſſe!" das war die kalte, unwürdige Antwort, die

er ihr unablässig ertheilte. Selbst durch den spöttischen Trost: „Er werde sich nie mehr in die Angelegenheiten ihres Herzens mischen, wenn sie nur nicht vor seinen Augen abgethan würden!“ erniedrigte er sich; und schloß, indem er sich losriß, mit der noch herbern Ermahnung: des Abschieds nicht zu vergessen, weil ihr Geliebter noch vor Abend sich entfernen werde.

Ungerechtfertigt, mit thränenden Augen, aber auch im Herzen mit dem festen Entschluß: daß dieß ihre letzte, freywillige Erniedrigung gewesen seyn solle! wankte die Gräfinn wieder auf ihr Zimmer. Kaum war sie dort, so befand sie sich in neuer Verlegenheit. Der ältere Dondorf ließ wirklich fragen: Ob es ihm nicht erlaubt sey, Abschied zu nehmen? Sie bedachte sich ein Paar Augenblicke. Hohes Gefühl ihrer Schuldlosigkeit rieth ihr, den ehrlichen Alten vorzulassen. Furcht, ihren Gemahl noch mehr aufzubringen, widerrieth es ihr. Endlich siegte die Letztere. Sie schickte ihm einige Goldstücke zum Geschenk, und ließ sich mit Unpäßlichkeit entschuldigen. Wohl einige Minuten lang betrachtete der Greis diese Goldstücke in seiner hohlen Hand, seufzte halbleise: Ich hätte sie so gern noch ein Mahl gesehen, ehe ich sterbe; legte dann stillschweigend jenes Geld auf einen Tisch im Vorzimmer, und entfernte sich mit Thränen im Auge. Äußerst gerührt rief die Gräfinn, als man es ihr wieder erzählte: Guter Gott! laß keine dieser Thränen auf mir und meinem Gemahl, sondern nur auf dem Bösewicht lasten, der einen Schwachen mißbraucht! — und verschloß sich für den Überrest des Tages in ihr Cabinett.

Von diesem Tage an war der eheliche und innere Frieden eines edlen Weibes auf immer zerrüttet! Nur

bey

bey der Tafel sah fortan die Gräfinn ihren Gemahl. Auch alsdann war er, obschon nicht ganz so mürrisch, wie das erste Mahl, doch ernst, lakonisch und kalt. Seine einzige Beschäftigung war Tag für Tag die Jagd. Seine gewöhnliche Begleitung dabey blieb Monter, oder noch dann und wann ein Paar Menschen, die ihm glichen, und die er empfohlen hatte; Nichtswürdige, die alles thaten, alles litten, einer freyen Mahlzeit willen. Wenn sich die Gräfinn selbst zur Begleitung antrug, war immer eine Ausflucht in Bereitschaft. Noch einige Mahl versuchte sie sein Zutrauen wieder zu gewinnen; stets sah sie sich dann auf eine so schnöde Art zurückgestoßen, daß sie endlich, in gerechter Empfindung ihres Werthes, der fernern Versuche müde ward. Wenn sie allein ausging oder ausfuhr, lauschten Kundschafter von allen Seiten. In nichts vermochte sie mehr zu wirken; in nichts galt ihre Stimme oder ihr Vorwort. Der Unterthan, der sich an sie wandte, hatte Unrecht; derjenige von ihren Hausgenossen, mit welchem sie zwey oder drey Mahl freundlich sprach, verschwand binnen Kurzem; Monters Creaturen füllten das ganze Schloß. Die einzige Zuflucht der Gräfinn war ihr einsames Zimmer; ein Gespräch mit ihren Kindern und das Lesen eines guten Buches, machten dort ihr letztes noch übriges Vergnügen aus; und auch bis hierher verfolgte sie oft kränkende Verleumdung.

Was sie vorher gesehen hatte, geschah. Jener unselige Auftritt, im Beyseyn so vieler Zeugen vorgefallen, von so augenscheinlichen Folgen begleitet, mußte bald sich weiter verbreiten, war bald in der Gegend rund herum das Mährchen an manchem Kaffehtisch und

in manchem Kränzchen geworden. Verändert, vergrößert, verschlimmert, hatte er nirgends billige Richter, der unbilligen desto mehrere gefunden. Unter Hunderten, die davon sprachen, schalten zwar neun und neunzig das Betragen des Grafen, für unziemend, ungesittet, — ungereimt wohl gar. Doch daß sein Verdacht auch ganz ungegründet sey, wollten nur äußerst Wenige glauben. So manche Dame, sonst ob den Vorzügen der Gräfinn beschämt, mancher Stutzer, der ehemahls seine Schmeicheleyen fruchtlos verschwendet hatte, so manche Spröde, die von sich selbst auf andere schloß, — alle diese fanden es äußerst natürlich, daß eine junge, lebhafte, einsam lebende Frau den artigen, gesunden Secretär lieber als den mürrischen, kranken Mann gesehen habe; alle spöttelten minder über den angeblichen Fehltritt, als über den unvorsichtigen Selbstverrath. Sogar der Gräfinn bisher musterhaftes Leben entschuldigte nichts. Ein lange tadellos gebliebener Ruf ist ein schöner, aber oft gefährlicher Vorzug. Er weckt Neid, begünstigt Argwohnt und reizt Verleumdung. Strenge Moralisten fanden, daß die Gräfinn auch selbst im Fall der Unschuld den Schein besser hätte vermeiden sollen. Noch andere zogen aus der Nachgiebigkeit, die sie anfangs gezeigt, aus der Geduld, die sie noch beweise, Folgerungen, die eben so lieblos als ungerecht waren. Keine ihrer Verleumdungen fiel ganz auf die Erde. Selbst Monter sorgte durch Helfershelfer dafür, daß sie bis ins Ohr der Gräfinn drangen. Er konnte mit Recht vermuthen, daß gerade dieß sie zweyfach schmerzen würde. Sie glaubte endlich im Auge jeder Bäuerinn, die sie beym Spazierengehen durch das Dorf anblickte,

einen unverdienten Spott, im Flüstern jeder Hütte, wo sie vorüberging, einen unverdienten Vorwürf zu entdecken. Sie lebte zwey Monate hindurch so, daß jeder einzelne Tag ein Jahr ihr dünkte. Oft wähnte sie: es sey nun unmöglich, noch unglücklicher zu werden. Sie ward bald eines Andern überführt.

Unter den drey oder vier Mädchen, welche die Gräfinn als ihre nähere Bedienung umgaben, hatte sie immer eine, deren Vornahme Friedrike war, ihrer besondern Gunst gewürdigt. Sie hatte dieselbe in ihrem zwölften Jahre, als die Tochter sehr armer Ältern, — die ihren Kindern kaum das trockene Brod zur Stillung des Hungers, kaum das nothdürftigste Gewand zur Bedeckung der Blöße geben konnten, — zu sich genommen; hatte sie in allen weiblichen Künsten unterrichten lassen; hatte sich zum Scherz selbst in müßigen Stunden mit Unterweisung derselben am Flügel ergetzt; hatte wieder in ernstern Minuten oft ihr ganzes Herz vor ihr ausgeschüttet; hatte eine ansehnliche Aussteuer ihr versprochen, und — mit einem Worte, — mehr wie Halbschwester, als wie Bediente sie behandelt. Und eben diese Friederike vergalt ihrer Wohlthäterinn jetzt alle jene Wohlthaten mit schändlichem Undank! — Einer sehr wahrscheinlichen Vermuthung zu Folge, hatte sie, die schon zu einem recht netten, hübschen, artigen Geschöpfe herangewachsen war, für Dondorf in Geheim Neigung empfunden; hatte ihm merken lassen, was in ihrem Herzen vorgehe, und doch entweder gar keine Gegenliebe, oder nur eine trügliche Spur der Erwiederung gefunden. Mit Schmerz vernahm sie seine Entfernung. Ob sie nun wirklich glaubte: Neigung zur Gräfinn selbst

habe ihn für ihre Reize verblendet? Ob sie in der Gräfinn seitdem die Nebenbuhlerinn beeiferte; oder wenigstens die unschuldige Ursache seiner Entfernung haßte? Ob jetzt schon Monter durch Versprechung eines bessern Glücks sie heimlich reizte; oder ob sie wirklich niedrig genug dachte, und ihre Gebietherinn schon deßhalb weniger achtete, weil sie auch von andern Seiten dieselbe gekränkt und beleidigt sah? Dieß zu untersuchen und zu entscheiden, lohnte nicht der Mühe. Kurz, Friedrike, dieses sonst einschmeichelnde, dienstwillige, sanft scheinende Mädchen nahm jetzt täglich mehr und mehr den Ton des Trotzes und des Ungehorsams an; ward endlich von der Gräfinn auf offenbarer Untreue ertappt. Äußerungen, die der Letztern, im Gefühl des Unrechts, über ihren Gemahl und dessen Günstling entfuhren, hörte sie des andern Tages im Munde des Grafen mit beissendem Spotte wieder. Niemand, als Friedrike konnte dieß gehört, Niemand, als Friedrike dieß ausgeplaudert haben. Als die Gräfinn ein solches Vergehen ihr vorhielt, antwortete sie mit einer Unverschämtheit, die den Zorn der Sanftmuth selbst erzwungen haben würde. Ihren Abschied sogar nahm die Nichtswürdige mit einer lächelnden, ihres Vortheils schon gewissen Miene hin. Was hätte sie auch viel zu bitten oder zu bedauern nöthig gehabt! Sonntags verließ sie den Dienst der Gräfinn und das Schloß; Montags kehrte sie als Wirthschafterinn, auf Befehl des Grafen, oder vielmehr durch das zugeworfene Schnupftuch seines Premierministers zurück, und löste eine alte redliche Dienerinn ab, die zwar noch flink und thätig war, aber das Unglück hatte, — bey der Gräfinn in Gnaden zu stehen.

Sehr vieles hatte diese Letztere schon schweigend und geduldig ertragen. Doch diese neue, so absichtlich, so spottend ihre erwiesene Kränkung, die selbst im Angesicht des niedrigsten Gesindes ihr Ansehen herabsetzen mußte, glaubte sie wenigstens nicht stumm ertragen zu können. Eines Tages, als der Graf ihr, zwar nicht freundlich, doch etwas minder unfreundlich zu seyn schien, folgte sie ihm, selbst wider seinen Willen auf sein Gemach, und sprach allda mit einer Entschlossenheit, die sie — vielleicht schon früher hätte anwenden sollen. Ihre Unschuld, ihren Kummer, ihre mannigfache Kränkung, vorzüglich die jetzt erlittene, schilderte sie ihm mit Wahrheit und Wärme. Er schwieg ein Weilchen; er schien sie anhören zu wollen. Schon glaubte die Gräfinn, der günstige Augenblick sey da, und wollte ihn nützen. Sie versuchte auch über Monters Betragen ihm die Augen zu öffnen. Mit unwiderleglichen schriftlichen Beweisen seiner vielfältigen Betriegereyen hatte sie sich gerüstet. Mit einigen Worten lenkte sie dahin ein, und — der Zorn des Grafen brach voll Ungestüm aus. Vorwurf reihte sich wieder an Vorwurf. Mit den feyerlichsten Eiden betheuerte er: „nur allzu gewiß sey er von ihrer Untreue überzeugt; habe Spuren, daß ihr Buhler noch jetzt in den Abendstunden oft das Schloß umschleiche, — habe Wahrscheinlichkeit, daß sie jetzt noch mit ihm in Briefwechsel stehe. Allzu viel Güte sey es, daß man noch so viel Freyheit ihr lasse, so viel Schonung an sie verschwende. Aber fest entschlossen sey er auch — ein fürchterlicher Schwur bekräftigte den Ernst seiner Drohung! — „bey der kleinsten Widerspenstigkeit, die sie äußere, bey der kleinsten Schmähung, mit welcher sie

einen redlichen Diener, vielleicht seinen einzigen Freund, verfolge, strengere Maßregeln zu ergreifen, und eine Schlange, die seinen Busen schon genug zernagt habe, entweder ganz von sich zu schleudern, oder wenigstens in festern Gewahrsam zu bringen." — Keine Bitte, keine Vorstellung, keine Thräne half der Gräfinn wieder zum Worte. Wenig fehlte, so hätte er sich thätlich an ihr vergriffen. Auch stieß er sie schon unsanft genug zurück, als sie seine Kniee umarmen wollte. Sie mußte sich endlich entfernen; — entfernte sich mit dem festen Vorsatz, ohne weiteres Bedenken, nächstens ihre Kette zu sprengen.

Man übereile sich hier nicht im Urtheil über Graf und Gräfinn! Der Erstere war noch kein Barbar, so nahe er für den ersten Anblick daran zu grenzen scheint. Er war nur ein Verblendeter, ein Spielwerk in der Hand eines Bösewichts. Wem diese Verblendung bey seinen Jahren, seiner Aufführung unglaublich scheint, der bedenke dieß noch: Ein sicher Mann ist allzu oft nur ein halber Mann! Stärker wirken auf ihn Leichtgläubigkeit und Eifersucht. Alles hat der Schmeichler über ihn gewonnen, der ihn in schwachen Minuten, deren er so viele hat und haben muß, zu fassen versteht.

Dieß zu Entschuldigung des Grafen! Noch weit minder kann man mit der Gräfinn zürnen. Auch die höchste weibliche Geduld reicht nur bis zu einem gewissen Punct. Über ihn hinaus getrieben, beschämt das schwächere Geschlecht oft selbst das stärkere an Entschlossenheit und Kraft. Ob der Gräfinn bisher so nachgibige Tugend jetzt an diesem Puncte stand, bedarf nur eines genauern Blicks auf ihr Loos im Ganzen. —

In der Blüthe ihrer Jahre sah sie sich losgerissen von allem Umgang menschlicher Gesellschaft; verbannt auf einen einsamen, fast grausenden Landsitz; sah sich von eben dem Gemahl, den sie aus Liebe gewählt, dem zu Liebe sie alles aufgeopfert, an dem sich nie ihre kleinste Handlung, vielleicht nie einer ihrer Gedanken vergangen hatte, zuerst durch sinnlose Eifersucht gequält, beschimpft, in dem Mund der Menschen rund herum gebracht, — dann mit kalter Verachtung behandelt, keines freundlichen Blicks, keines traulichen Wortes gewürdigt; und Trotz allem dem bewacht, beargwohnt, gemißhandelt; hatte keinen Freund, der ihr rathen, keine Freundinn, die sie trösten konnte; sah die Gegenwart schlimm, und die Aussicht der Zukunft noch viel schlimmer; mußte in ihrer Nähe die Nichtswürdigen dulden, die das Herz ihres Gemahls ihr geraubt hatten; die ihr hohnlachend ins Angesicht blickten; die da befahlen, wo das Recht des Befehls ihr zukam; ja, die bald sogar ihr selbst zu gebiethen Miene machten. — Fasse man dieses alles zusammen, und man kann es der Gräfinn unmöglich verargen, wenn sie glaubte, in einem unverdienten Kerker zu leben; wenn sie fest entschlossen war, diesen Kerker bald möglichst zu verlassen.

Wirklich mußte sie auch, was sie thun wollte, schnell thun. Die winterliche Jahreszeit rückte mit Macht heran; selbst die kleinen Erhohlungen, deren sie bisher genossen, fielen dann weg. Mit noch größerer Einschränkung war sie bedroht worden. Unter allen ihren männlichen Bedienten war noch ein einziger, dem sie trauen durfte. Wie sie sich ihm entdeckte; wie sie durch seine Beyhülfe alle Anstalten traf; wie sie bey

Nacht und Nebel sich entfernte; in Gesellschaft einer Kammerfrau durch die Hintertreppe und durch den Garten sich fortschlich; nichts mitnahm, als ihren Schmuck, ihr seit zwey Jahren erspartes Nadelgeld, und ihre älteste Tochter; wie sie bereitstehende Pferde fand, und dann so rasch als möglich entfloh: dieß alles umständlich hier zu erzählen, wäre überflüssig. Viele glaubten im Verfolg: der Graf selbst, oder vielmehr diejenigen, die statt seiner regierten, hätten die Flucht der Gräfinn vermuthet, gewußt, unter der Hand befördert, wenigstens nicht zu verhindern gesucht. Wohl möglich! denn erst spät am Morgen merkte man dieselbe, — oder schien sie zu merken. An Nachsetzen oder Zurückholen dachte niemand. Manches Kummers hätte die Entfliehende überhoben seyn können, wenn sie nicht von dem allen gerade das Gegentheil sich gedacht hätte.

Schon längst hatte die Gräfinn von väterlicher Seite keinen Verwandten, von mütterlicher Seite bloß ein Paar entfernte Vettern, und eine Tante am Leben. Zu dieser Letztern, die auf einem Gütchen, unweit Br** lebte, nahm sie zuerst ihre Zuflucht, und fand die Aufnahme nicht, die sie gehofft hatte. Es war eine brave, gutherzige Matrone, die Gräfinn Luisen sonst herzlich geliebt hatte, und im Grunde noch liebte. Aber von jeher hatte sie nicht nur auf Zucht, Anstand und Ehre ihrer Familie gewaltig viel, sondern auch auf Gebrauch und Vorurtheile mehr als nöthig gehalten. Durch das allzeit fertige Gerücht schon etwas mit dem ehelichen Zwiste der Gräfinn, und zwar wahrlich nicht zu ihrem Vortheil, bekannt, erschrack sie gewaltig, als sie ihre Nichte jetzt in so kärglicher

Begleitung, auf einer leichten Postchaise anlangen sah; schüttelte noch bedenklicher den Kopf, als sie vernahm: wie, woher, und warum sie komme. Zwar ward sie durch eine aufrichtige Erzählung bald von der Unschuld der Gräfinn überzeugt. Doch daß die Verlassung ihres Gemahls einer Dame, von Stand und Jugend, unter keiner Bedingung zieme, darauf verharrte die Tante mit des Alters gewöhnlichem Starrsinn; moralisirte viel über die Nothwendigkeit, sich in die Männer zu schicken; ließ durchaus kein Aber gelten; war zwar erböthig, ihrer Nichte Quartier und möglichste Bequemlichkeit auf — ein Paar Tage zu geben; hing aber immer die Bedingung der Rückkehr mit daran; und übertrieb die Unmöglichkeit sie zu schützen, wenn ihr Gemahl, — was höchst wahrscheinlich sey! — sie mit Ernst zurückbegehre.

Nie fühlen wir gewisse Schmerzen heftiger, als wenn man die Stärke derselben uns bezweifeln will! Nie werden wir störischer auf unser Recht, als wenn man es uns bestreitet! — Dieß war auch der Gräfinn Empfindung bey der eiskalten Moral ihrer Tante. Alle Kränkungen ihres unbilligen Gemahls fühlte sie jetzt fast schärfer noch als in der Wirklichkeit selbst; war fest entschlossen, sich nicht wieder blindlings ihm zu überliefern; aber besorgte alles von seiner ernstlichen Zurückforderung. Was deßfalls die Furcht ihr rieth, verbarg sie glücklich genug. Die Gründe ihrer Tante schien sie überzeugend zu finden. Nur daß sie noch vor ihrer Rückkehr nach Br** fahren, und allda den Präsidenten von M*, einen genauen Freund ihres Gemahls, um Rath und Vermittlung ersuchen wolle, wandte sie vor. Auch dieß dünkte der Alten ziemlich

unnütz, doch gab sie nach. Des andern Morgens fuhr Gräfinn Luise nach Br**, aber nicht zum Präsidenten. Mit neuen Postpferden setzte sie ihre Flucht fort. Nicht eher, als bis sie die churfächsische Gränze erreicht hatte, mäßigte sie ihre Eile. Erst in Dr** endigte sich ihre Reise. Von da aus, nachdem sie vorher mit einem Rechtsgelehrten sich besprochen, schrieb sie an ihren Gemahl; schrieb nicht im erbitterten, aber im entschlossenen Tone; erzählte alles, was sie im letzten Gespräche gern gesagt hätte, aber nicht sagen durfte; forderte, daß unparteyische Richter ihren Zwist untersuchen sollten; forderte, daß ihr Gemahl diejenigen Unwürdigen entferne, die ihn bisher gegen sie Schuldlose aufgehetzt hätten, die allein die Quelle ihres Zwiespalts sowohl, als mancher andern auf seinen Herrschaften eingerissenen Unordnung wären; und erboth sich dann sogleich wieder zurückzukehren, Freud und Leid gern mit ihm zu theilen, und zu beweisen, daß sie in ehelicher Liebe und Treue nie gewankt, geschweige sich versündigt habe.

Kein Zweifel, daß in einige Maßregeln der Gräfinn Übereilung sich einmischte! daß sie minder rasch, minder öffentlich gehandelt haben würde, hätte gleich vom Anfange her ein weiser Rathgeber an ihrer Seite gestanden. Doch erst in ihrer Einsamkeit — dann mit einem raschen Sprunge in die weite Welt — nicht so empfangen, wie sie hoffte, — geschreckt von dem Gedanken, ihre Fessel eher erschwert, als zerbrochen, oder erleichtert zu haben, — unbekannt mit ihren Rechten, — mißtrauisch gemacht durch so manche bittere Erfahrung, strauchelte sie nicht aus Vorsatz, sondern gerade aus Furcht nicht zu fallen; that allzu

viel, aus Besorgniß, noch allzu wenig gethan zu haben. Vorzüglich schadete ihr eine so weite Flucht. Unnöthig auf einer Seite, galt sie auf der andern für eine förmliche Entweichung; beleidigte manchen ihrer Freunde, der ihr den Schutz gern gegeben haben würde, dem nur jene Tante ihr versagte; erzürnte diese, die sich betrogen sah; beschimpfte (wenigstens für ein Weilchen) ihre Verwandtschaft; gab ihren Neidern und Feinden zu den boshaftesten Nachreden einen weiten Spielraum; gab den weitesten ihrem eigenen Gemahl. Welche Wirkung bey ihm die schriftliche Erklärung der Gräfinn machte, läßt sich leicht errathen. Weit entfernt sich ihren Wünschen im geringsten zu fügen, betrachtete er sie als eine Urkunde mehr, die ihn zur förmlichsten Trennung berechtigte. Vergebens, daß doch jetzt einige von der Gräfinn entferntern Vettern ihm Vorstellung thaten; daß einige seiner besser gesinnten Freunde ungerufen zu ihm kamen, sich als Vermittler anbothen, und ihm manchen Umstand unter einer günstigern und wahrern Ansicht vorstellten; vergebens, daß die Gräfinn selbst (die indeß vom Schutz der Gesetze versichert worden, von ihrer ersten übertriebenen Furchtsamkeit geheilt, und in ihr Vaterland zurück gekommen war), noch einmahl eine Vertheidigung ihres ganzen Betragens aufsetzte, und in etwas milderer Sprache, aber mit einer Klarheit, einer Innigkeit sich ausdrückte, die auf jeden, der nicht vom starrsten Vorurtheil geblendet war, Wirkung äußern mußte. Der Graf blieb auf seinem Sinne. Hatten die Worte der Anwesenden nichts gefruchtet, die Schriftzüge der Entfernten nützten noch minder. Ein Prozeß, wo er auf Ehescheidung klagte, nahm seinen Anfang.

Ungroßmüthig war auch hier der Weg, den er einschlug. Verdacht des Ehebruchs, und bösliche Entweichung waren die zwey Beweggründe, worauf er sich stützte. Willig hätte ihm, bey einem minder beschimpfenden Vorwande, die Gräfinn selbst zur Scheidung die Hand gebothen; jetzt mußte sie wenigstens um Erhaltung ihrer Ehre kämpfen. Leicht schien ihr Anfangs dieser Sieg zu seyn. Äußerst nichtig war ja die Veranlassung des ganzen Zwistes. Mit edlem Stolze, mit verächtlichem Lächeln hoffte sie daher jedem Verleumder unter das Auge treten zu können; und fand es — doch nicht so ganz leicht. Mancherley Umstände, zum Theil ihr selbst fremd, zum Theil durch die Niederträchtigkeit ihrer Feinde erdichtet, traten jetzt aus ihrem Dunkel ans Licht. Zeugen erbothen sich zum Schwur: daß sie in der Mitternachtsstunde Dondorf eine Hintertreppe hinaufschlüpfen gesehen, die zur Gräfinn Schlafgemach führte; Aufsätze wurden vorgezeigt, die seine Hand — wenigstens zu seyn schienen, und die man von ihm gefunden haben wollte, voll schwärmerischer Liebe zu einer höhern, ihn wieder liebenden Person; Briefe wollte man aufgefangen haben, die er schon nach seiner Entfernung geschrieben, die der Gräfinn für den Genuß ihrer Huld in einem Tone dankten, der allerdings zweyfache Auslegung litt. Alles wahrscheinlich Kunstgriffe aus Monters Fabrik! Alles Mährchen, ersonnen, die Eifersucht eines milzsüchtigen Ehemanns theils zu reizen, theils im ersten Feuer zu erhalten. Alles Anschuldigungen, die zwar von einem ernsten unparteyischen Gerichte, als unzulänglich verworfen werden mußten, die aber doch der Gräfinn gutem Rufe keinen Vortheil brachten; die um so schmerzli-

ther ihr fielen, je unvermutheter sie ihr kamen, und die endlich, durch eine sonderbare Zufälligkeit, eben so unwiderleglich auf dieser, als unbeweislich auf jener Seite blieben. Denn der Einzige, der die Verleumder vielleicht ganz zu beschämen vermocht hätte, der jüngere Dondorf, war — nirgends zu finden: erschien selbst auf eine Vorladung in öffentlichen Blättern nicht. Daß sein Vater wenige Wochen nach jener Vertreibung zu L*** gestorben, sein Sohn kurz nach der Beerdigung weg gereist sey, das war alles, was man gewiß wußte. Ein unverbürgtes Gericht ließ ihn nach Hamburg reisen, und dort nach Nordamerika sich einschiffen. Ein noch schwankenderes ließ ihn unter Weges, unweit Englands Küsten scheitern und untergehen. Romantisch genug war auf jeden Fall ein solches Verschwinden; für die Vertheidigung der Gräfinn war es höchst verdrießlich.

Endlich gab der Graf die Hoffnung selbst auf, von dieser Seite durchzudringen. Entschlossen, die Ehescheidung doch auszuwirken, wandte er den Spieß; berief sich bloß auf ihre heimliche Flucht, und auf einen Widerwillen, der unauslöschlich daraus entspringe; die Gräfinn selbst, im Lauf des Prozesses immer überzeugter in der Vermuthung, daß doch alle Rückkehr von Zutrauen und Frieden unmöglich sey, widersetzte sich hier keineswegs. Die Gesetze des Landes unterstützten sein Gesuch. Mehr des Üblichen, als des Ersprießlichen halber versuchte das geistliche Gericht noch einmahl einen gütlichen Vergleich. Die Gemüther blieben entfernt. Die Trennung ging vor sich.

Doch ein sehr wichtiger Punct war erst ganz zuletzt zur Sprache gekommen. Über alles, was Geld

und Geldes werth war, hatten die Parteyen sich bald verglichen. Keine von beyden kannte Eigennutz. Aber desto schwieriger, oder vielmehr desto unmöglicher ward ihr Einverständniß in Rücksicht einer andern Theilung. — Die Gräfinn war Mutter, — Mutter von drey Kindern; ihr Herz hing an allen dreyen mit innigster, wärmster Mutterliebe; die älteste Tochter hatte sie sogar auf ihrer Flucht mitgenommen. Nur die augenscheinlichste Unmöglichkeit, Mangel des Platzes, eine kleine Unpäßlichkeit des Kindes selbst, und Rücksicht auf die Rauhigkeit des Wetters bey einem so zarten Alter, hatte sie mit der zweyten ein Gleiches zu thun verhindert. — Wem sollten diese Kinder jetzt verbleiben? Mit Fug und Recht glaubte sie wenigstens die Töchter für sich fordern zu können. Gewöhnlich werden sie, bey Fällen dieser Art das Antheil der Mutter. Auch besorgte sie nicht einmahl, daß der Graf in dem Puncte viel Schwierigkeiten machen werde. Immer hatte nur der Sohn fast ausschließend seine Liebe besessen. Er allein war oft um den Vater. Die Töchter sahen ihn Wochen lang nicht anders, als bey der Tafel, oder gleich nach derselben. Warum sollte er also die Mühewaltung bey ihrer Erziehung nicht auch jetzt der Mutter überlassen? — So, schloß die Gräfinn; schloß aus sehr wahrscheinlichen Gründen, und dennoch falsch. Ob Graf H — berg hier aus Erbitterung oder nach seinem wahren Gefühl handelte, ist ungewiß. Genug, er begehrte die Aufsicht über alle seine Kinder, und ausschließend! — „Noch halte er diese sämmtlich für sein Fleisch und Blut! Nie könne er daher die Sorgfalt für sie einer Mutter anvertrauen, die schon einmahl zwey ihrer Kinder muthwillig verlassen habe!" Dieß

war seine Erklärung; und zum ersten Mahl, während des ganzen rechtlichen Handels, verlor die Gräfinn, als sie dieß vernahm, Gegenwart des Geistes und Muth. Zu den inständigsten Bitten, sogar zu Vorschlägen eines Vergleiches, einer Rückkehr ins eheliche Gefängniß (wie sie selbst es nannte) ließ sie sich herab. Umsonst, der aufgebrachte Graf wies diese letztere verächtlich ab; bestand darauf, daß über jenen Punct das Gericht entscheiden sollte, und das Gericht entschied für — den Vater. Selbst die ältere Tochter, die sie bisher noch immer bey sich gehabt, mußte die Gräfinn ausliefern.

Sie that es nicht ohne Vergießung von tausend Thränen! Hätte ich diesen Augenblick vorausgesehen, rief sie mehr als ein Mahl, ich hätte geduldet ohne Murren, ohne den unseligen Einfall, mich zu retten! — Endlich ermannte sie sich rasch. „Ich fühle es, wir trennen uns nicht auf immer." Mit diesen Worten umarmte sie jedes derselben noch ein Mahl, und riß dann schnell sich los. Das Gericht hatte dem Grafen die vollkommenste Freyheit ertheilt, wie und wo er seine Kinder erziehen wolle. Die einzige Erlaubniß, die man auch ohne schreyende Ungerechtigkeit der Mutter nicht rauben konnte, ward ihr vorbehalten: die Erlaubniß nähmlich, dann und wann sie zu besuchen, und nach ihrem Befinden sich zu erkundigen. Aber auch diese sogar beschränkten oder entzogen ihr vielmehr nachherige Umstände.

Der Graf kehrte auf sein Schloß zurück. Noch einige Monathe setzte er dort seinen bisherigen zwecklosen Lebenslauf fort. Dann gedachte er im Ernst an seinen früheren Plan, Welschland und das südliche

Europa noch ein Mahl zu besuchen. Nichts hielt ihn mehr davon ab. Der schändliche Trupp seiner Maul-diener freute sich, in seiner Abwesenheit noch sicherer seine Güter aussaugen zu können. Monter rieth am stärksten dazu. Lange war er unschlüssig, was besser wäre: des Grafen Begleiter oder der Vicekönig in seiner Entfernung zu seyn; zuletzt wählte er das zweyte. Die Kinder des Grafen wurden nach Berlin geschickt. Eine ältliche Verwandte, die Witwe des Ministers von W., übernahm die Sorgfalt der Oberaufsicht. Es war allerdings eine Dame von Verstande; Graf H — berg selbst hatte im Hause ihres Gemahls ein Paar seiner vergnügtesten Jünglingsjahre zugebracht; aber seit seiner Rückkehr nach Deutschland waren sie einander ziemlich fremd geworden. Ob sie jetzt doch aus einem Überrest von Gefälligkeit, oder gereizt durch das hohe, ihr angetragene Kostgeld die Mühewaltung übernahm, ist ungewiß, und hat für die Folge keinen Einfluß. Der Graf, froh auch dieses Geschäft besorgt, oder vielmehr von sich abgewälzt zu haben, reiste bald darauf ab, mit dem festen Vorsatz: sich in Welschland wieder zu verjüngen, und dort wenigstens drey Jahre lang entfernt von Deutschlands rauhem Klima zu bleiben.

In selbst gewählter Eingezogenheit brachte indeß Gräfinn Louise den größten Theil ihrer Zeit auf eben dem Landgute hin, wo sie geboren und erzogen worden war: wo sie so zahllosen Stoff der Erinnerung an die frohen Tage ihrer Jugend, und an so manche, leider! getäuschte Hoffnung finden mochte. Zwar stand ihr, da sie sich wieder im freyesten Besitz ansehnlicher Einkünfte befand, ganz die Rückkehr zu den Zirkeln

der

der großen Welt offen, aus welchen nur der Eigensinn ihres bisherigen Gemahls sie gerissen hatte. Jener kleine, zweifelhafte Fleck, den ihre Ehre erlitten, hinderte sie keineswegs. Ihn zu übersehen, ihn ganz verwischen zu helfen waren zwanzig Häuser vom ersten Rang erböthig. Auch wohl ganz andere Dinge, — unläugbare Verbrechen, erwiesene Nichtswürdigkeiten! — verzeiht diese gutmüthige große Welt leicht, sobald sie an demjenigen, der zu ihr sich flüchtet, nur die zwey höchsten menschlichen Verdienste, Reichthum und Ahnen, findet. Zudem war die Gräfinn noch, in jeder Rücksicht, ein liebenswürdiges Weib! Dem dreyßigsten Jahre, dieser berufenen Klippe weiblicher Schönheit, zwar nahe, doch noch nicht vorüber, hatte sie, Trotz der Ehe gewöhnlichem Schicksal, und Trotz so vielfältig erlittenem Kummer, noch manchen ehemahligen Reiz errettet, manchen schon erblichenen, oder entflohenen gegen eine linde, Theilnehmung erregende Schwermuth im Blick des Auges, im Zug des Mundes umgetauscht. Nicht eitel, nicht eroberungssüchtig, nur ihres Vortheiles kundig brauchte sie zu seyn, und manches jüngere Mädchen hätte sie neidisch gemacht; manche Verehrer der ernstlichsten Art hätte sie wieder um sich versammelt. Doch von allen diesen schien kein Gedanke ihr beyzufallen! Äußerst selten nur, sogar im Winter kaum, hielt sie in Br** einige Tage hintereinander sich auf. Mit sehr wenigen ihrer ehemahligen Bekannten erneuerte sie genaue Freundschaft; vermied neuen Umgang nicht, suchte ihn aber noch minder; war in Gesellschaften äußerst still, im Anzug äußerst bescheiden; prahlte nie mit der Belesenheit, die sie wirklich besaß; lächelte beym muntern Scherz

der Übrigen selten, lachte noch weniger. Auf ihrem Gute machte ein alter, verabschiedeter Hauptmann, der schon bey ihren Ältern, fast möchte man sagen, das Gnadenbrod gegessen hatte, ihren Major Domus, und eine verwitwete Baroninn C, — der man ihre vierzig Jahre reichlich ansah, die von ihrem hochseligen Herrn nichts als seinen Nahmen und seine Schulden geerbt haben mochte, ihre Gesellschafterinn aus. Fast nirgends begriff man, wie eine junge Dame, die ihren milzsüchtigen Mann noch gerade zur rechten Zeit abgeschüttelt, sich nun muthwillig selbst begraben könne; man lud sie ein; man that ihr Vorschläge zur Zerstreuung. Sie lehnte nichts mit Unwillen ab, und dennoch blieb sie bey ihrer Lebensart.

Zu Anfange des zweyten Sommers erzählte die Gräfinn allen ihren wenigen Freunden: der Arzt habe ihr den Gebrauch des Emser- oder des Schwalbacher-Bades gerathen. Man wunderte sich, daß er nicht auf nähere Bäder gefallen sey; doch sie folgte; und verreiste; die Baroninn C — reiste mit. Nur auf zwey oder höchstens drey Monathe hatte man die Anstalten des Ausbleibens getroffen; doch am Ende des dritten Monaths meldete die Gräfinn einigen Bekannten: die dortigen Ärzte riethen ihr, zur Befestigung der Cur, eine etwas fortgesetzte Zerstreuung; sie gedenke daher nach Hamburg zu reisen und allda den Winter hinzubringen. — Es geschah; den nächsten Frühling kam Baroninn C — allein zurück. — „Die Gräfinn (erzählte „sie allen, die es anhören wollten) habe doch ihre be„sondere Launen. Schon sey alles zur Heimreise ver„anstaltet gewesen, auf einmahl wäre sie mit einer „durchreisenden Lady genau Freundinn geworden, habe

„sich entschlossen nach England zu reisen, einen Som-
„mer in Bath, einen Winter in London zuzubringen.
„Auch sie habe mitgehen sollen, doch der Abscheu vor
„einer Seefahrt hätte sie abgehalten." — Man fand nichts in allem diesen unglaublich. Die Gräfinn schrieb von nun an viel seltener noch, als bisher, und immer durch Einschluß an die Baroninn von C —, die auch alle Antwortschreiben zu bestellen sich erboth. Überhaupt vermißte man äußerst wenig eine Person, die schon seit ein Paar Jahren an Kaffehtischen nicht verleumdet, in Schauspielen nicht geplaudert, auf Bällen nicht getanzt, und in Gesellschaften nicht gespielt hatte. Man ergriff endlich die kluge Partey — gar nicht mehr an sie zu denken.

Gerade um diese Zeit, als Gräfinn Louise dem Gedächtniß ihrer Landsleute allmählig abstarb, kam Graf H — berg von seinen Reisen zurück. Häusliche Umstände, vorzüglich der rasche Tod seines Stellvertreters, des nichtswürdigen Monters — der durch einen Schlagfluß aller Strafe hienieden, selbst der Strafe des erwachten Gewissens entgangen war, — hatten gemacht, daß H — berg doch um einige Monathe früher, als er Anfangs sich vorgesetzt, heimkehrte. Eine ziemlich sichtliche Veränderung war mit ihm vorgegangen. Daß durch Abwechslung von Ort und Luft, von Gegenständen und Beschäftigungen, von Umgang und Lebensart seine Gesundheit gebessert, sein Mißmuth zerstreut, sein Geist um vieles heiterer geworden, war augenscheinlich. Dennoch hatte er auch dort bey weitem die Ruhe nicht ganz gefunden, die man überhaupt immer nur da antrifft, wo man sie — oder wenigstens den Keim zu ihr — schon mitbringt. Immer hatte er

auch dort zwischen Jetzt und Ehemahls Vergleichungen angestellt, die diesem Jetzt nichts weniger als vortheilhaft waren. Auf den Gletschern und auf dem Vesuv, beym Staubbach und Rheinfall, auf Cenis und dem Ätna, auf der Rhede von Genua und Neapel, auf allen Eilanden des mittelländischen Meeres hatte er die Natur, bald in ihrer furchtbarsten Größe, bald in ihrer lieblichsten Schönheit bewundert; hatte oft sich herzlich an ihr ergetzt; aber wenn er sich dann an jenes trunkene Entzücken erinnerte, mit welchem er diesen oder einen ähnlichen Anblick schon im Jünglingsalter genoß, dann machte er sich plötzlich selbst, seiner jetzigen Kälte halber, bittere Vorwürfe. Auch manches andere Vergnügen hatte er sich abermahls erkauft! Doch daß er jetzt fast immer nur dasselbe sich erkaufen mußte: daß ihm nicht mehr, wie ehemahls — wenigstens so oft und so innig nicht! — das Schmeichelwort: schöner Deutscher, zu Theil ward, schmerzte nur allzu oft ihn mitten im Genuß. Wollüstige, bloß wollüstige Freuden dünkten demjenigen doch nicht mehr so süß, der indeß auch die Freuden reiner, ächter, häuslicher Zärtlichkeit genossen, obschon im Übermaß des Glücks wieder von sich gestoßen hatte. Nach des menschlichen Geistes gewöhnlichem Wankelmuth hatte sich der Graf vorher oft im Hafen der Ruhe die Anmuth des Herumschwärmens, und jetzt im Herumschwärmen nicht selten die Sicherheit der Ruhe zurückgewünscht. Als er nun heimkam, warteten mancherley Sorgen, mancherley Entdeckungen unangenehmer Art auf ihn. Daß Miethlinge indeß vieles gethan hatten, was nicht recht war, daß seine Unterthanen gedrückt, herrschaftliche Gelder verschwelgt,

kleine Schulden vergrößert, manche seiner Befehle gemißdeutet, noch mehrere gar nicht befolgt worden; — alles dieß konnte jetzt um so minder ihm verborgen bleiben, je heller wirklich wieder, durch Entfernung und gebesserte Laune, seines Geistes Augen geworden waren. Anklagen über Anklagen erschienen gegen Monter. Daß nicht alle bloß daher entsprangen, weil ein Todter sich nicht verantworten kann, bewiesen unwiderlegliche Zeugen und zuweilen Monters Handschrift selbst. Allmählig stieg dem Grafen die Besorgniß auf: er dürfe schon seit langer Zeit einen Wolf zum Hüther gesetzt, einen Scorpion an seinem Busen gepflegt haben.

Auch nach seiner vorigen Gemahlinn hatte sich Graf H — berg, gleich bey seiner Rückkunft, vielfältig und genau erkundigt: die Nachricht von ihrer Eingezogenheit, ihrer Traurigkeit, und der merklichen Abnahme ihrer Gesundheit schien ihm nicht gleichgültig zu seyn; doch noch stärker fiel ihm ihre schon so lange Abwesenheit auf. — Nach Hamburg, sprach er bey sich selbst, und dann nach England! Sonderbar! ist das nicht ganz derselbe Weg, den ehemahls Herr Dondorf ergriffen haben sollte? Wenn sie ihm dann doch vielleicht noch —— Warum er hier abbrach, was er in Geheim sich dachte, ließ nicht schwer sich errathen; und daß er zur Zeit der Erste und der Einzige war, der auf die Idee eines solchen Argwohns kam, bewies, wie unheilbar Eifersucht sey. — Nicht selten schien er mit einer Art von Rührung ihr Bild zu betrachten, das noch in einem seiner Gemächer hing. Selbst das Geständniß; vielleicht war ich doch zu rasch und zu hart! schlüpfte ihm einst von ungefähr über die Lippen. —

Man trug sich ein Weilchen mit dem Gerüchte: daß er auf eine zweyte Ehe denke. Immer widersprach er demselben ernstlich: Er sey fest entschlossen, künftighin für sich und seine Kinder zu leben! Dieß war gewöhnlich seine Äußerung. Überhaupt gedachte er an diese letztern oft, und mit den stärksten Merkmahlen wahrer Zuneigung. Sie gegen Ende des nächsten Herbstes (das hieß damahls in sieben oder acht Monathen) selbst von Berlin abzuhohlen, nahm er sich oft im Gespräche vor; daß er sie nicht eher sehen, nicht eher bey sich haben wollte, bis auf dem Schlosse (welches immer noch sein Lieblingsaufenthalt blieb) ein neuer Flügel ausgebaut worden, konnte für eine seiner mannigfachen Launen, den Überresten ehemahligen Hypochonders, gelten. Ein sehr unerwarteter Vorfall zwang ihn auch hier von seinem Plan abzugehen.

Daß ihm von seinen Kindern wenigstens monathlich ein Mahl, und dann von allem, was sie betreffe, ziemlich genaue Nachricht gegeben werde, hatte Graf H—berg gleich anfangs als Bedingung festgesetzt. Treulich kam derselben Frau von W. nach; immer von jedem ersten Tage des Monaths waren ihre Berichte datirt; und fast immer klangen die Nachrichten darin erfreulich. Noch nie hatte sie ihn mit einer wichtigen Krankheit, mit einem bedenklichen Vorfall beunruhigt. Auch den moralischen Charakter, den Eifer sich zu bilden, und die Zunahme in nützlichen Kenntnissen rühmte sie an ihren kleinen Hausgenossen oft. Ganz vorzüglich stimmte sie in diesen Ton seit Jahr und Tag. Sie war so glücklich gewesen, nach mancherley Abwechslungen, in einer Elsasserinn, Madame Laboche mit Nahmen, eine Gouvernante zu fin-

den, wie es deren nur wenige gibt. Sie gestand dem Grafen oft: daß er dieser braven Person, wenn sie so ausdaure, unendlich mehr Dank, als ihr selbst schuldig sey. Beyder Sprachen, der deutschen und französischen, gleich mächtig, habe sie sich von Jugend auf, durch Erfahrung und Lesen, in dem schweren Geschäfte der Erziehung seltne Kenntnisse gesammelt; sey unermüdet, willig, und uneigennützig zugleich; habe sich die Achtung und Liebe ihrer Untergebenen im hohen Grade erworben; habe einige kleine Fehler so glücklich verbessert, wisse andere günstige Anlagen so geschickt zu entwickeln, daß der Graf versichert seyn könne: besser gezogene Kinder ließen sich ohne ein Wunderwerk nicht begehren.

Versicherungen dieser Art, selbst wenn er sie nur mit einiger Einschränkung glaubte, erfreuten H—berg ungemein. Um desto unerwarteter kam es ihm, als einst diese monathliche Anzeige mit der Nachricht sich schloß: „Daß schon seit einigen Tagen seine Kin„der, und zwar alle drey zugleich, zu klagen und zu „kränkeln anfangen. Noch wisse man nicht: ob und „was es zu bedeuten haben dürfe? Im Voraus sey so „eben nach dem besten Arzt in ganz Berlin geschickt „worden. Er muthmaße auf ein kleines Katharfieber, „und nichts weiter. Sollte es eine ernstliche Krankheit „werden, so erfahre es Graf H—berg mit nächstem „Posttage. Komme kein Brief, so sey es ein günsti„ges Zeichen von wieder gehobener Unpäßlichkeit." — Daß diesem Posttag H—berg mit Angst entgegen sah; daß er aufs nächste Postamt einen eigenen Bothen sendete, um ja den Brief zeitig zu erhalten, versteht sich von selbst. Kein Brief kam; mit Ende der Woche eben

so wenig; der Graf ward wieder ruhig. Seine Geschäfte riefen ihn eben damahls auf sein entlegenstes Gut an Ober-Schl**s Grenzen. Er reiste hin; doch hinterließ er, daß alles, was von Berlin komme, ihm schleunigst nachgeschickt werde. Kaum war er dort, so hohlte ein eigener Bothe ihn ein. Zitternd erbrach er den Brief; erblassend las er die Nachricht: „Alle „seine drey Kinder lägen an Blattern krank, an höchst „gefährlichen Blattern; nur wenig Trost gäben die „Ärzte. Am kränkesten, oder vielmehr am hoffnungs„losesten, befände sich sein Sohn, — sein einziger „Sohn! Die nächste Nacht gelte für entscheidend; Tod „sey vermuthlicher, als Leben. Um ihn nicht vor der „Zeit durch Ungewißheit zu ängstigen, durch böse „Nachricht zu erschrecken, habe man diese Bothschaft „noch einen Posttag verzögert, habe Besserung gehofft, „und Verschlimmerung erwartet." Man muß Vater seyn; muß geliebte Kinder verloren haben, um zu wissen: wie sehr ein solcher Schlag, und oft noch mehr als der Schlag selbst die Vermuthung desselben bestürze. Graf H—berg kannte seines Jammers kein Maß noch Ziel. Sein erster Gedanke war: „Ich „muß hin! muß wenigstens noch ein Mahl sie sehen!" — Sein zweyter: „Auch so gut wird mir's nicht wer„den! Sieben Tage verliefen ehe dieser Brief in mei„ne Hände kam. Sie sind wahrscheinlich nicht nur todt „bereits, sondern auch schon begraben!" — Sein dritter: „Und dennoch will ich hin! Auch Gräber „eröffnet man ja wohl, wenn ein Vater es begehrt! „Ich versäumte die Lebenden zu sehen; ich will wenig„stens die Modernden erblicken." — Er gab sogleich Befehl alles zur schleunigsten Abreise zu veranstalten.

Ehe eine Stunde verging, saß er schon im Wagen, und rollte den nächsten Weg nach Berlin zu. Noch einmahl so viel Pferde, als er brauchte, ließ er vorspannen. Geld über Geld both er den Postknechten, die gerade in dieser Gegend, und überhaupt in dem nördlichen Deutschland, die Geduld der Reisenden so oft mißbrauchen. Tag und Nacht gab er sich selbst auch keine Stunde Rast. Dennoch konnte er erst am Schluß des vierten Tages in Berlin eintreffen.

Mit jeder Meile näher war seine Angst noch gewachsen. Jetzt — jetzt läutet man deinen Kindern vielleicht zum Grabe! dachte er beym Schlag jeder Uhr, die er durch ein Ungefähr vernahm. Die qualvolle Erwartung zumahl, als er nun die Thürme dieser, in mehr als einem Sinn, königlichen Stadt erblickte. — Die zitternde Eile, mit welcher er aus dem Wagen sprang, als solcher endlich vorm Hause der Frau von W. still hielt, — die Hastigkeit, mit welcher er die Treppe hinauf flog, um wenigstens für ein Paar Secunden früher die Gewißheit seines Verlustes zu erfahren, — alles dieß übersteigt Sprach', und Ausdruck. Der Diener, welcher die Saalthür ihm öffnete, stutzte und glaubte einen entsprungenen Wahnsinnigen zu erblicken. — „Lebt eines meiner Kinder noch?" rief er, und eilte, ohne eine Antwort zu erhalten und zu erwarten, der Thür des ersten besten Zimmers zu. Er öffnete sie, fand dieses Gemach leer, hörte im nächsten reden; flog darauf zu; fand mehrere Menschen darin; sah alle übrigen nicht, sah nur ein kleines, ungefähr achtjähriges Mädchen mit scharlachrothem Gesichte, das an einem Tische saß, und ein Bilderbuch vor sich liegen hatte. — „Ha,

das ist meine Caroline! rief er: Dank dir, guter Gott! wenigstens bin ich nun nicht ganz kinderlos!" — Er stürzte auf sie los; umarmte sie, überdeckte sie mit Küssen; das laute Erstaunen aller Anwesenden, der schreckensvolle Ausruf des Kindes selbst, — nichts hielt ihn zurück. — „Kennst du deinen Vater nicht mehr? fragte er erst nach dem zehnten oder zwölften Kusse das Mädchen, hielt plötzlich inne; sah auf, sah um sich herum; schien sich jetzt erst zu besinnen: daß dieses nicht sein einziges Kind sey, und daß er auch nach den übrigen fragen müsse.

In diesem Augenblick öffnete sich eine gegenseitige Thür, und Frau von W. trat herein; sie hatte in ihrem Gemach das Getöse vernommen, das Graf H—berg im Gemach ihrer Kammerfrauen (denn hierin befand er sich) erregte, kam zu sehen, was es gäbe?, erkannte, oder errieth vielmehr den Grafen auf den ersten Blick. Etwas überraschend, doch nicht ganz befremdend war ihr seine Ankunft. — „Sind Sie es wirklich? rief sie, und eilte mit offenen Armen ihn entgegen; Gottlob, daß wir so uns wieder sehen! Wissen Sie schon ihr Geschick?" — „Ich weiß nichts, „als was dieser Augenschein mich lehrt! Nichts, als „daß ich wenigstens nicht alle meine Kinder verlor." „— — Sie haben keines derselben verloren! Sie le„ben noch alle." —— „Alle? Alle? und mein Sohn?" „— — „Ist zwar noch krank, doch seit vier Tagen „schon außer Gefahr." — „O wo, wo ist er? Füh„ren Sie mich hin zu ihm!" — — „Wenigstens so „rasch nicht, Graf! damit die Freude weder Ihnen, „noch auch Ihr froher Ungestüm dem Genesenden scha„de. Er schlummert so eben ein wenig. Ihn zu stören

„wäre grausam. Auch kann ich Sie in das Gemach, „wo er liegt, nicht ohne eine kleine Vorbereitung, „Vorerzählung führen. Ihre jüngste Tochter hingegen, „seit gestern aufgestanden, können Sie gleich sehen. „Sie ist auf meinem Zimmer; kommen Sie mit!"

Sie führte ihn hinein; jener vorige Auftritt erneute sich; obwohl mit einer kleinen Veränderung. H—berg kannte nun bereits sein ganzes Geschick. Wehmüthiger ward daher jetzt seine Freude. Er sah in dieser seiner zweyten Tochter nicht mehr das bloß gerettete Kind, sondern auch dasjenige, daß viel indeß gelitten haben müsse. Frage an Frage drängte sich. Selten erwartete er die Antwort; noch seltener genügte ihm dieselbe. Alles wollte er so kurz, so schnell und doch auch zugleich so umständlich als möglich wissen. Freude und Schmerz, Neugier und Furcht, glühender Dank und zärtliches Mitleid, — alles schmolz zusammen, und zerstörte sich wechselseitig. Selbst Besorgniß und Zweifel an seinem Glücke erwachten schon wieder. „Ob sein Sohn auch wirklich noch lebe? wirk„lich jetzt nur schlafe? nicht etwa doch todt, und we„nigstens nicht noch in Gefahr sey?" dieß fragte er wohl zehn Mahl; dankte seiner Freundinn für ihre günstige Versicherung; und blickte ihr gleich darauf wieder starr und ungewiß ins Auge, um zu erforschen, ob sie auch Wahrheit spreche. — Erst als das Brausen seines Geistes ein wenig sich legte, gewann Frau von W. zu einer ordentlichen Erzählung Raum; schilderte mit Wärme und Genauigkeit zugleich die Gefahr, in welcher sich seine Kinder, die Unruhe, in welcher fast drey Wochen hindurch ihr ganzes Haus sich befunden habe.

Nach dem einstimmigen Urtheil von mehreren geschickten Ärzten, sagte sie, habe das Leben von allen dreyen oft nur noch an einem seidenen Faden geschwebt; vorzüglich sey der Stab über seinen Sohn schon gebrochen gewesen. Bewußtlosigkeit, Zurücktritt alles Giftes, Röcheln eines Sterbenden, Stocken aller Pulse — jedes Merkmahl eines äußerst nahen, oder vielmehr schon anhebenden Todes, hätten sich bey ihm, und zwar zu verschiedenen Mahlen geäußert. Nur ein halbes Wunderwerk habe ihn errettet, und diese Rettung habe H—berg nächst Gott, und nächst der Kunst des Arztes, noch einer Person — Madame Laboche, und der unglaublichen Sorgfalt, die sie angewendet, zu danken. Mehr als ein Freund von seinem innigsten Freunde, ein Blutsverwandter von dem andern begehren könne, habe sie unbegehrt gethan. Acht Tage und Nächte sey sie, ohne Schlaf und Ermatten, nicht von seinem Lager gewichen: habe ihn gehoben, gepflegt, getröstet; jetzt durch Liebkosungen das Gefühl der Schmerzen ihm gelindert; jetzt durch freundlichen Ernst zum Genuß der Arzney ihn bewogen, die er von jeder Hand, nur nicht von der ihrigen, zurück zu stoßen pflegte; Sie habe ihm mehrmahls den Athem gleichsam wieder eingehaucht, der schon entfliehen wollte — kurz, habe eine Treue, eine Sorgfalt bewiesen, die man nur zu sehen und zu bewundern, nicht nachzuahmen, selbst nicht nachzuerzählen vermöge. Oft sey der Arzt in die Worte ausgebrochen: „Eine solche Wartung nützt mehr als meine kräftigsten Arzeneyen. Unter fünfzig tödtlich Kranken würden neun und vierzig genesen, wenn es überall Wärterinnen, wie Madame Laboche gäbe."

Immer inniger war, indem sie dieß sagte, der Ton der Erzählerinn geworden. Thränen glänzten in ihren Augen. H—bergs Herz ward nicht minder von Bewunderung und Erkenntlichkeit ergriffen. „Und wo, rief er mit lebhaftester Ungeduld, wo ist diese edle Frau, daß ich ihr danke? Wenn auch nicht in dem Maße, wie sie es verdient, doch mit dem Feuer, womit ich es fühle! Rufen Sie sie her! Führen Sie mich hin zu ihr!"

„Das will ich! Aber erst muß ich Ihnen zur Bewunderung noch stärkern Stoff, aber auch leider! leider! dessen nur allzu viel zur Bedauerung geben. Ihre Kinder, Graf, sind gerettet. Aber ich fürchte, der Tod hat sie nur für ein anderes Opfer losgegeben, und dieses Opfer wird Madame Laboche seyn!" — Um des Himmels Willen, wie — „Hören Sie mich aus, und staunen Sie! Als dieses edelmüthige Weib sich mit solchem Eifer der Wartung ihrer Zöglinge annahm, da fiel uns allen, die wir dieß sahen, nicht ein Gedanke, ja auch nicht ein Schatten der Möglichkeit ein: daß sie selber noch nicht jene schreckbare Krankheit überstanden habe. Kein Wort, keine Miene von ihr verrieth Sorgfalt für eigene Schonung. Ob die Kranken sich oft dicht an sie schmiegten, ihr Athem sie anhauchte, selbst das Gift der Pocken sie benetzte — dieß alles und mehr noch galt ihr gleich. Zu Stunden lang ruhte Fritz mit seinem blattervollen Gesichte auf ihren Armen, wo seine kindische Einfalt Erleichterung zu finden glaubte; sie litt es willig, ja dem Anschein nach sogar gern. Erst vor vier Tagen, eine Stunde nachher, als der Arzt versichert hatte: Fritzens Leben sey nun außer Gefahr! da sank sie plötzlich an seinem Bette ohnmäch-

tig nieder, und als wir sie an die frische Luft, auch durch Riechen und Reiben wieder zu sich selbst brachten, da war beym Erwachen ihre erste Rede: Ich fühle mich, ich bekomme auch die Blattern! Wie wir jetzt erschracken, näher nachfragten, staunten, sie viel zu spät beschwuren, auch an sich selbst zu denken, — alles dieß erräth sich leicht. Noch diesen Tag mußte sie sich legen. Bedenklich schüttelte sogleich der Arzt den Kopf; von großer Gefahr sprach er gestern; daß fast alle seine Hoffnung verschwinde, sagte er erst vor zwey Stunden bey seinem letzten Besuche. Schon zeigten sich die Blatterflecken ein Mahl häufig, plötzlich verschwanden sie wieder. Jetzt schlummert sie, und von diesem Schlummer, wie mich dünkt, hängt viel ab. Mit Angst warte ich auf das Zeichen, das ihr Mädchen beym Erwachen uns geben soll. Daher hielt ich auch Sie, Graf, bisher von ihrem Sohne zurück. Er liegt unweit von ihr. Selbst in der Krankheit wollte sie sich nicht von ihm trennen, verlangte durchaus in ein Zimmer mit ihm gebettet zu werden, und hat auch heute noch unabläßig nach ihm gefragt."

Thränen hemmten hier auf einige Augenblicke die Worte der Frau von W. Auch H—bergs Freude war nun wieder verschwunden. Mitleid und Bedaurung traten an deren Stelle. Freylich war die Rede nur von der Todesgefahr einer ihm persönlich Unbekannten; freylich pflegt in Fällen dieser Art der hohe Adel sich oft mit den Gedanken zu trösten: daß er auf ein bürgerliches Leben mehr oder minder nicht ankomme! Doch zu neu war das Verdienst, das Madame Laboche sich um ihn erworben; zu vielfach das Lob, das Frau von W. ihr ertheilte; zu unerwartet die Wendung, wel-

che jene, Anfangs frohe, Nachricht genommen hatte, um nicht auf H—bergs wirklich großmüthiges Herz den stärksten Eindruck zu machen. Er warf ein Paar wehmüthige Blicke auf seine Töchter; auch diese weinten; eine derselben erboth sich mit Freuden noch ein Mahl krank zu werden, wenn dieß nur ihre liebreiche Lehrmeisterinn rette. H—berg umarmte diese Kleine zärtlich, suchte sie zu trösten; versprach dem Arzt ein fürstliches Geschenk zuzusichern, wenn er retten könne, und wollte gerade noch nach einigen Umständen genauer sich erkundigen, als eine Dienerinn meldete: so eben sey die Kranke, aber dem Anscheine nach mit großen Beängstigungen erwacht. — Frau von W. eilte alsbald zu ihr. Ohne zu fragen: ob er mitgehen solle? oder ob es sich schicke? folgte Graf H—berg ihr auf dem Fuße nach; an jede Hand von ihm hing sich eine seiner Töchter.

Eben hatte man die Kranke, auf ihre Bitte, ein wenig im Bette aufgerichtet; eben wollte Frau von W. ihr melden: Wer angekommen, und ihr in der Nähe sey? als sie selbst die Augen aufschlug, ihn erblickte, anstarrte, und ausrief: Ist das Traum oder Wahrheit! Um Gotteswillen, wen seh ich?

„Um Gotteswillen, wen h ö r ich?" rief H—berg in eben dieser Minute: „Louise, Louise! bist du es?" — Sie schwieg; sie wandte mühsam sich seitwärts. Eine Ohnmacht schien sie anzuwandeln; ihr Haupt begann rückwärts zu sinken. — Sie stirbt, sie stirbt uns unter den Händen! riefen die Frauen, die sie hielten. Seine Kinder hatte H—berg weggestoßen. An das Bette der Kranken hingeeilt und hingeworfen, rief er noch ein Mahl, ohne das Getöse um sich herum zu ach-

ten: „Louise, — bey allem, was heilig ist! — sage, bist du es? Ist dieß der Ort, wo wir uns wieder finden? Bist du die Retterinn meiner Kinder? Sammelst du so glühende Kohlen auf meinem Haupte? Ich beschwöre dich: rede! Gib meiner Ahndung Gewißheit! gib meiner Verzweiflung Trost!"

Ihre Lebensgeister erneuten, ihre Kräfte sammelten sich. Mit einiger Gewalt wandte — richtete sie sich auf! — „Ich bin Louise, sprach sie, war Ihre Gemahlinn, bin die Mutter dieser Kinder! Verzeihen Sie, Graf, wenn ich da mich eindrang, wo die Gesetze mich verbannten, die Stimme meines Herzens mich hinrief! Nicht nutzlos, hoffe ich, ist mein schuldloser Betrug zur Bildung unserer Töchter, zur Lebensrettung ihres ehemahligen Lieblings gewesen. Er bitte für mich, wenn Sie zürnen sollten."

„Zürnen! Ich zürnen? O wo nähm' ich Worte her zur Bewunderung, zur" — — „Bewunderung verdiene ich nicht, ich habe nur meine Pflicht gethan. Mit Freude seh ich dem Ende manches Kummers entgegen. Meiner Minuten, das fühle ich, sind wahrscheinlich noch wenig. Lassen Sie mich eine davon zur heiligsten Versicherung nützen: Ich war Ihnen nie ungetreu! Schriftlich werden Sie dieß nach meinem Tode, und umständlicher in einem eigenen Aufsatz erwiesen finden; doch auch der Mund einer Sterbenden lügt nicht."

Der Ton, womit sie dieß alles sprach, konnte wahrlich nicht für den Ton einer Kranken, einer dem Tode schon so nahestehenden Person gelten. Festigkeit, Besonnenheit und Stärke schienen sich in ihm zu vereinen. Dennoch war er nur das letzte Auflodern einer

Flamme

Flamme, die dann auf einmahl erlöscht. Mit jenem letzten Worte entwich aufs schnellste Sprache und Kraft. Bewußtlos sank sie hin; Leichenblässe auf Wangen und Lippen; gebrochen ihr Auge; starr Nacken, Hand und Füße. Einige Minuten später traten Zuckungen ein, furchtbar für den Zuschauer, unempfunden für die Leidende selbst.

Kein Wort hier von so manchen Dingen, die jenseits den Grenzen wörtlicher Darstellung liegen, oder wenigstens dem gegenwärtigen Erzähler zu liegen scheinen! Das Erstaunen der Frau von W., der Wechsel von Bewunderung und Schrecken, von Begreifen und Nichtbegreifen, H—bergs Gefühle, seine Reue, seine rasche Überzeugung ehemahliger Ungerechtigkeit, sein Anstaunen eines so verborgenen Edelmuths — der Jammer seiner Kinder, die freylich nicht einmahl halb verstanden, was um sie herum vorging, die Mühe, die man lange Zeit vergebens anwandte, die Bewußtlose wieder zu erwecken — alles, alles dieß übersteigt jede Beschreibung. Bothen über Bothen suchten den Arzt auf. Er kam; mit wenigen Worten erfuhr er, was hier vorgegangen sey. Graf H—berg both ihm die Hälfte seines Vermögens, wenn er noch retten könne. Er zuckte die Achsel und entschied: daß seine Kunst hier ihre Grenzen finde. „Auch der letzte „Funke von Hoffnung," sprach er, „ist nun erloschen! „Es ist möglich, daß sie noch bis gegen Mitternacht „lebt! Möglich, daß sie noch auf einige Minuten zu „sich kommt! Mehr als dieß, ja, selbst ihr Leben bis „zum nächsten Morgen, würde ich für ein Wunder „halten."

Dieſes Wunder geſchah nicht; zwar nach Zuckungen, die faſt drey Stunden lang unausgeſetzt dauerten, kehrte noch ein Mahl erſt Ruhe, dann Bewußtſeyn zurück. Ihr gebrochenes Auge ward wieder klar; mit faſt unmerklicher Wendung des Hauptes ſuchte ſie Kinder und Gemahl. Jammernd knieeten jene am Bette; mit ſtarrem thränenloſen Schmerz ſtand dieſer zu ihrem Haupte. „Louiſe," rief er, lebe wieder „auf! geneſe! und mein ganzes künftiges Weſen ſoll „Liebe zu dir, mein einziges Dichten und Trachten „Vergütung meiner Unbilligkeit ſeyn!" — Sie lächelte ſanft, ſtrengte ſichtlich ſich an; die Zunge gehorchte ihr. — „Ich geneſe ja;" ſtammelte ſie: „denn „wie könnt' ich ſchöner ſterben als jetzt? — Meine Kin„der! — Wo ſind ſie?" — Hier! hier! Man hob ſie empor. — „Gottes Segen über euch! Euch noch ein Mahl im Angeſicht eures Vaters mein nennen zu dürfen — war ſo oft mein Wunſch. Auch ihn ſeh' ich gewährt. Lebt wohl!" — Und vergibſt du mir? Louiſe! vergibſt du mir? — „Ich that es ſchon, thue es noch, — Gern, ſehr gern! Hier!

Ihre ſchon krampfende Hand ſchien die ſeinige zu ſuchen. Indem ſich H—berg herabbückte; indem er mit dem Feuer tobender Seelenangſt ſie küßte; indem ſchnell ein ganzer Strom von Thränen aus ſeinen bisher trockenen Augen brach — ergriff die Gräfinn der Arm des Todes. Ein einziger tiefer Seufzer und ſie war nicht mehr! Jeder neue Verſuch, ihr Leben zurückzurufen, blieb fruchtlos. Kaum vermochte man H—bergen von dem Leichnam wegzureiſſen. Jetzt erſt bekam ſein Schmerz Worte: „Gott! Gott! warum kam ich nicht „einige Wochen früher? warum gerade heute? „Mein

„Anblick vielleicht hat ihren Tod beschleunigt. Ich habe „ein edles Weib, vielleicht das edelste unter der Son„ne, nicht nur verkannt und verstoßen; ich habe sie „auch umbringen helfen!" — So wechselte seine Klage fast die ganze Nacht hindurch. Frau von W. vermochte ihn nicht zu trösten; nur mit ihm zu weinen vermochte sie.

Unendlich viel war selbst bey diesem nur zu gewissen Verluste ihm räthselhaft. Als er deßhalb am andern Morgen Louisens Schreibschrank zu eröffnen, ihre Papiere zu durchsuchen begann, war ein dickes Paquet, an ihn selbst gerichtet, das erste, was ihm in die Hände fiel. Es schloß der Gräfinn letzten Willen, und einen langen — langen Brief in sich. Dieser Brief (angefangen gleich in den ersten Tagen von ihrer Kinder Krankheit, geendigt in der letzten Nacht, die sie am Lager ihres Sohnes verwachte) war ein Beweis mehr, daß sie frühzeitig ihre Krankheit und ihren Tod vorausgesehen, beyde nicht gefürchtet habe. Er enthielt eine nochmahlige Rechtfertigung ihrer Unschuld; er lieferte auch eine kurze, doch genügende Rechenschaft aller der Maßregeln, die sie getroffen, um ihr Vorhaben, ihre heldenmüthige Verläugnung durchzusetzen. Es sey, versicherte sie mit einer Innigkeit, die unter diesen Umständen wohl für so wahrhaft, wie je ein Spruch in der Bibel gelten konnte, — keineswegs ein rascher Einfall romantischer Schwärmerey, oder ein Wunsch sich auszuzeichnen, sondern ein fester Entwurf mütterlicher Sehnsucht gewesen. Schon am ersten Morgen ihrer Scheidung habe sie sich dunkel diese Möglichkeit gedacht. Immer bestärkter sey sie durch Nachdenken und durch den glücklichen, von ihr schon

vorher vermutheten Zufall geworden, daß man Berlin zum Erziehungsort ihrer Kinder gewählt habe; eine Stadt, wo sie nie gewesen, ein Haus, wo sie niemand persönlich kennen konnte! Von Stund' an habe kein anderer Gedanke als dieser sie beschäftigt. Um von ihren Kindern selbst — ihre höchste Sorge! unerkannt zu bleiben, habe sie die schwere Entsagung sich aufgelegt, zwey Jahre lang sich ihnen nicht zu nahen. Durch Schwärzung ihres sonst blonden Haares, durch Herabstimmung ihres Anzugs, durch die Veränderung, die Gram und Schwermuth in Gesichtszügen und Farbe hervorgebracht, hätte sie gehofft, selbst Erwachsenen unkenntlich geworden zu seyn; wie viel mehr Personen von so zartem, so vergeßlichem Alter! Schwer sey es ihr gefallen, den Posten im Hause der Frau von W. zu erlangen. Zwey Mahl vergebens unter fremdem Nahmen ihr vorgeschlagen, wäre sie schon Willens gewesen, sich ihr zu entdecken; sie — und sollt' es fußfällig seyn — um Gewährung ihres Wunsches zu bitten; da wäre endlich doch der dritte Versuch ihr gelungen. Erfüllt sey dann ihre Hoffnung worden; ihre Kinder hätten sie nicht erkannt. Nur zwey oder drey Mahl in Jahresfrist wären ehemahlige Bekannte ihr aufgestoßen; hätten sie gesehen, und — übersehen. Öfter hätte sie ihr eigenes Herz in Gefahr sich zu verrathen gesetzt. Willens sey sie gewesen, ihre Rolle fortzuspielen, bis der Graf seine Kinder zurückfordere; dann habe sie sich der Frau von W. (deren Freundschaft sie zu besitzen hoffe,) entdecken, und durch ihre Beyhülfe versuchen wollen: ob sich — nicht etwa erneute Ehe, — aber wohl ein gütlicher Vertrag bewirken lasse. Nur eine einzige Person wisse um ihr ganzes Geheimniß; sey eine

lange die Abratherinn ihres Vorsatzes, dann dessen Vermittlerinn gewesen — die Baroninn L. Ein ansehnliches Legat, bloß unter der Bedingung eines unerschütterlichen Schweigens ihr vermacht, sey redlich von ihr verdient worden.

Klar und deutlich lag nun vor H—bergs Augen Alles aufgedeckt, was bisher noch dunkel und unbegreiflich geschienen hatte. Doch was er mehr bewundern sollte, den Entschluß seiner Gemahlinn, die Weisheit ihrer Maßregeln, oder das Ausdauern in ihrer Selbstverläugnung? Was er mehr zu bedauern habe: seine erste Verblendung, oder seinen jetzigen Verlust? das vermochte er weder jetzt noch jemahls ganz zu entscheiden. Daß er mit allen dem Prunk, den ihr Stand zu erfordern schien, ihren Leichnam bestattete; mit genauester Pünctlichkeit dem kleinsten Wörtchen ihres letzten Willens nachkam; jener verschwiegenen Freundinn das ihr bestimmte Legat zweyfach auszahlte; seiner ehemahligen Schwermuth auf geraume Zeit wieder nahe kam, und unzählige Thränen noch an Louisens Grabhügel weinte; — dieß alles konnte nur, theils für eine Kleinigkeit, theils für eine Schuldigkeit gelten. Doch daß nach zehn, und zwanzig Jahren noch ihr Andenken ihm unvergeßlich, ihr Nahme heilig blieb; daß er selbst dann, als sein Sohn schon zum Jüngling herangewachsen war, ihn oft mit dem Ausruf betrachtete: Warum mußtest du durch das Leben deiner edlen Mutter erkauft werden! daß überhaupt keine Frauenliebe jemahls wieder in seinem Herzen aufkeimte; dieß bewies allerdings, daß er den Verlust derjenigen gehörig zu schätzen wisse, deren Besitz er leider! nicht genug geachtet hatte.

Die Maske.

eine wahre Geschichte.

Graf von T**, Kammerherr am Herzoglich B**gischen Hofe, verlor durch ein hitziges, rasch um sich greifendes Fieber, seine junge, schöne, in jedem Betracht liebenswürdige Gemahlinn, mit welcher er kaum ein Jahr in der Ehe gelebt, und für die er stets die wärmste, ihm treulich wieder vergoltene Zärtlichkeit empfunden hatte. Dieser Verlust schlug ihn beynahe ganz zu Boden. Zwar war er selbst noch jung, war reich, geachtet von sehr Vielen, beneidet von noch Mehrern, ausgezeichnet durch seinen Rang, noch ausgezeichneter durch die entschiedene Gunst des Fürsten. Er durfte nur winken, und alle Töchter des Hofes bothen ihm ihre Hand. Aber dieß Alles tröstete ihn nicht. Trotz seiner altadeligen Abkunft dachte er bürgerlich genug, ein gefühlvolles Herz und in ihm dauernde Empfindungen zu haben. Indem er halb menschenscheu aus allen größern Zirkeln floh, indem er den Fürsten oft ganz allein auf die Jagd und ins Schauspiel gehen ließ, saß er fast immer daheim; verschloß sich oft halbe Tage

lang mit seinem Gram und mit einem wohlgetroffenen Bildniß seiner Gemahlinn in ein enges, einsames Cabinett; sprach, wenn er dieses öffnete, höchstens mit zwey oder drey vertrautern Jugendfreunden; war selbst im Gespräche mit ihnen oft sichtlich abwesend; und lächelte schmerzhaft und stumm, wenn sie ihm zuweilen männliche Fassung, irgend eine Zerstreuung, oder wohl gar ein Vergnügen anriethen. — So vergingen einige Monathe. Die Carnevalszeit kam, und war für ihn so unlustig, als die bisherige. Er schien jeder Freude ein Lebewohl für immer gesagt zu haben.

Endlich ward der Fürst dieses langen Trauerns überdrießig. Es hatten sich zwar indeß schon manche Höflinge — und wahrscheinlich bloß aus uneigennützigem Attachement für Seine Durchlaucht, bemüht, den Platz des nachlässigen Günstlings auszufüllen; hatten wohl auch gelegentlich einige fein-ironische Züge von seiner sombern Melancholie, von der extravaganten Tendresse dieses neuen Orpheus, der nur immer Euridice! Euridice! rufe, fallen lassen. Doch ihr Witz und ihre Absicht scheiterten. Ein ernster Blick des Herzogs hatte stets den schönsten Erguß ihrer Laune wieder schnell gehemmt. Es that dem Fürsten im Ernste um einen Mann leid, den er von Jugend auf kannte, und mit welchem er — wiewohl er immer Regierungsgeschäfte vermieden hatte — doch zuweilen von mehrern Dingen, als von dem letztgeschossenen Sechzehn-Ender, oder von der neuesten Ballet-Tänzerinn hatte sprechen können. Er beschloß daher, selbst mit Hand an seine Cur zu legen.

„Kammerherr!" sprach er einst — als Graf T** abermahls zwey oder drey Tage lang bey Hofe nicht

erschienen war: „Kammerherr! es ist recht gut und löblich, ist sogar exemplarisch für jetzige Zeiten, daß Sie ihre Frau so innig liebten. Aber da diese nun einmahl todt ist, und todt bleibt, so sollten Sie sich doch ihretwegen nicht ganz mit allen Lebenden überwerfen! Unter diesen letztern haben doch auch manche, und ganz vorzüglich Ich einen rechtsbegründeten Anspruch auf Ihre Liebe; und gleichwohl vergehen ganze Wochen, wo ich mit keinem Auge Sie sehe!"

„Der schmeichelhafteste Verweis, Ew. Durchlaucht, der mir jemahls gegeben ward! Verzeihen Sie mir indeß, wenn eine kleine Unpäßlichkeit — — —

„Ja unpaß — unpaß, lieber Graf, sehen Sie allerdings aus. Aber wahrscheinlich leiden Sie an Übeln, die Sie sich selbst durch Ihr stetes Trauern, durch Ihr Wachen, Weinen und ewiges Daheimbleiben zuziehen. — Lassen Sie einmahl hören: Wie genossen Sie diesen Carneval? Auf wie viel Bällen waren Sie schon?"

„Die Wahrheit zu gestehn, Ew. Durchlaucht! auf keinem einzigen."

„Dacht' ichs doch! Und wundern sich dann, daß Sie krank sind, da Sie freywillig alle Arzney verschmähen. Aber auf Einem Ball wenigstens sollen Sie nicht ausbleiben dürfen! Ich gebe übermorgen eine Redoute. Auf dieser hoffe ich, werden Sie erscheinen?

„Wenn Ew. Durchl. so befehlen —

„Vortrefflich! Sie hätten Lust, auch da sich zu entziehen. Sie wissen, daß ich das Wort Befehl fast nirgends und am allerwenigsten bey Ihnen liebe; deßhalb — Aber List wider List! Ja, Herr Kammerherr, ja, Herr Graf von T**! ich verlange diese freund-

ſchaftliche Nachgiebigkeit von Ihnen, und erwarte Sie Schlag acht Uhr."

Der Kammerherr verbeugte ſich und verſprach zu gehorchen. Zur Redoute traf man ſofort alle erforderliche Anſtalt. Halb B** freute und rüſtete ſich zu derſelben. Sie ward wirklich am dritten Abend mit vielem Glanz und Anſtand eröffnet. Eine große Anzahl von Masken erſchien auf dem weiten, ſchön erleuchteten Schloßſaale. Der Fürſt mit ſeinem ganzen Hofſtaat ſtellte nicht minder ſich ein. Graf T**, faſt immer in der Nähe des Herzogs befindlich, und ſehr oft mit ihm im Geſpräch begriffen, zwang ſich wenigſtens einiger Maßen heiterer als bisher zu ſcheinen. Zwey Stunden ſchon, und vielleicht noch etwas darüber mochten verfloſſen ſeyn, als er, ebenfalls an der Seite ſeines Gebiethers, vom ſteten Herumgehen — vielleicht auch von verhehlter langer Weile — ermüdet, ſich ein Weilchen, um auszuruhen, an das Geſimſe eines Kamins lehnte, der in des Saales Mitte ſich befand, und an welchem man die ſchönſte Ausſicht aufs ganze Gewühl des Feſtes haben konnte.

Nicht lange befand er ſich hier, als eine weibliche, zwey oder drey Mahl dicht bey ihm vorbeyſtreifende Maske ſeine Aufmerkſamkeit anzog. Es war ein ſchwarzer Domino, mit einer weißen, das ganze Geſicht genau bedeckenden Larve. Sie ging immer ganz allein; hatte eigentlich in ihrer Tracht, ſo nett, fein und neu ſie auch zu ſeyn ſchien, nichts Auszeichnendes; keine Schmucknadel im Haar, nichts, was glänzt oder prahlt; aber in ihrem ſchönen, ſchlanken Wuchſe, in ihrem gleichſam ſchwebenden Gange, und in der ganzen Art, wie ſie ihren Körper hielt und trug, glaub-

te der Graf eine große Übereinstimmung mit dem Wuchs und Gange seiner verstorbenen Gemahlinn zu finden. Als sie endlich an einen Pfeiler ihm schief gegenüber sich anlehnte, und gleichsam unbekümmert um alles das Getümmel und Gesäuse rund herum, ihr Gesicht nur immer nach ihm hinwandte, da stieg eine gewisse Unruhe und unwillkürliche Neugier in ihm empor; auch er blickte nur immer nach jenem Pfeiler hin, und der Fürst, der eine Veränderung in seiner Miene bemerkte, fragte zuletzt, ob ihm etwas fehle?

O nichts, Ew. Durchl., gar nichts! Ich sah nur da eine Maske, die mich interessirt, — die ich wohl kennen möchte.

„So würde ich sie anreden! Ohne Zwang, Graf! Gehen und kommen Sie wieder, so oft und wenn Sie wollen! Es freut mich schon, wenn Sie nur an irgend etwas Antheil nehmen."

Der Kammerherr folgte dieser Ermahnung. Doch jene Maske, wiewohl sie von diesen leisen Reden unmöglich etwas gehört haben konnte, schien das Vorhaben des Grafen errathen zu haben und ihm vorbeugen zu wollen. Denn kaum machte er Miene sich ihr zu nähern, so verließ sie ihren Posten, und flüchtete sich ins tiefste Gewühl. Je mehr sie sich entfernte, je sorgfältiger suchte nun Graf T** sie auf. Dem Günstlinge des Fürsten machte, wie man leicht begreift, gern Alles Platz. Endlich konnte sie nicht länger, ohne offenbare Beleidigung, ihm ausweichen. — Er redete sie mit einer von jenen gewöhnlichen Redoutenfragen an, die, unbedeutend an sich selbst, nichts anders sagen wollen, als: Maske, ich kenne sie nicht, aber ich wünschte wohl sie sprechen zu hören. Sie antwortete

ihm nur etwas Weniges, etwas eben so Gleichgültiges, als er gefragt hatte. Aber selbst diese wenigen Worte erschütterten ihn: denn er glaubte auch in der Stimme die möglichste Gleichheit mit jener ihm entrissenen und doch immer gegenwärtigen Person zu finden. Er zwang sein Erstaunen und sprach weiter. Sie gab ihm auf Alles Bescheid; that es mit anständiger Höflichkeit, aber auch stets in einem gewissen, traurigen, seiner Fantasie nur allzu sehr entsprechenden Tone. Er both ihr endlich seinen Arm zu einem Spaziergang im Saale an; sie war es zufrieden; als sie ihn, wiewohl ganz leise nur anfaßte, schien gleichsam ein geheimer Schauer ihn anzuwandeln; auch diesem trotzte er, und fragte:

„Warum, schöne Maske, berühren Sie mich so schüchtern? Sehen Sie es vielleicht ungern, daß ich Sie führen will?

Vielmehr gern, sehr gern! Im ganzen Saale, Graf, sind Sie der Einzige, zu dem ich dieß sagen kann.

„Eine Verbindlichkeit, die mich beschämt! — Gingen wir schon jemahls, schon irgendwo mit einander?"

Oft! Hier und anderswo! Mit und ohne Maske!

„Sie kennen mich also?"

O ja!

„Und zwar genau?"

Ich schmeichelte mir einst damit; jetzt hoffe ich es noch mehr, als einst.

„Aber ich auch Sie?"

Ja wohl, ja wohl!

„Sonderbar! Und Ihren Nahmen — darf ich ihn nicht wissen?"

Sie dürften wohl! Doch nützen kann er Ihnen jetzt nichts; eher schaden.

„Schaden! Ihr Nahme mir schaden? Irgend ein Nahme mir schaden? — Unbegreiflich — Unmöglich!"

Aber doch wahr! Sie sind hier, um sich zu zerstreuen; ein einziges Wort von mir dürfte ihre Gedanken gewaltig sammeln. —

So ungefähr fing ein Gespräch sich an, das mit jedem Worte mehr für den armen Grafen immer wichtiger und dunkler ward; das mit Bangigkeit ihn erfüllte, und wovon er sich doch nicht loszureissen vermochte. Er spielte den Gang der Rede auf verschiedene längst verflossene Begebenheiten seines Lebens; die Maske kannte sie alle, mit einer Bestimmtheit, mit einer Treue, worüber nichts ging; sogar manchen kleinen, ihm selbst entfallenen Zug rief sie in sein Gedächtniß zurück. Da war kein Wort, das ihn aufzog oder neckte, und doch auch fast kein einziges, das — nicht traf. Er kam endlich, mit heimlichem Zittern, aufs Glück seiner Ehe zu sprechen. Die Maske schwieg hierbey, oder sprach einsylbig. Dumpfer, unterdrückter schien ihre Stimme zu werden. Als der Graf in sie drang, ihm zu sagen: ob sie auch hievon etwas wisse? brach sie zuletzt in die Worte aus: Warum soll ich Wunden aufreissen, die bey mir selbst noch bluten? Sie fühlen, Graf — Sie fühlen allerdings, was Sie verloren haben. Doch da man Sie hier wieder findet, so scheinen Sie bereits nach Trost und nach Vergessenheit sich umzusehen. — Es war ihm, als ob sie bey diesen Worten sich losreissen wollte; doch er hielt sie allzu fest.

„Bey allem, was heilig ist, rief er — rief es viel lauter, als es für diesen Ort sich ziemte, — ich lasse Sie nicht! Unbegreifliche, wer sind Sie? Und woher kommen Sie?"

Eine Bewegung mit ihrer rechten Hand nach oben hin, diente statt der Antwort, und schien zu sagen: von dort her!

Nun konnte der Graf den Ausbruch seiner Empfindungen kaum mehr zurück halten. Indem er sich mit ihr, um nur nicht zum Augenmerk, zum Gespötte aller Anwesenden zu werden, in einer Ecke des Saales niedersetzte; indem er aufboth, was er nur an Beredsamkeit und Versprechungen aufzubiethen vermochte, drang er unablässig darauf, daß sie entweder ihren Nahmen ihm sage, oder was er noch lieber wünsche, sich ihm entlarven möge. Lange widerstand sie noch jetzt, oder schwieg vielmehr. Endlich, als er sie bey allem, was Erde und Himmel Ehrfurchtswerthes in sich faßt, und auch, wenn sie jemahls geliebt habe, beym Gegenstand ihrer Liebe beschwur, sagte sie, gleichsam halb unwillig: Wohlan, ihre Bitte soll gewährt werden! Ich will mich entlarven; aber nicht hier! Wissen Sie irgendwo im Schlosse ein sicheres, einsames Zimmer, und beharren Sie durchaus auf Ihrer Neugier, so führen Sie mich hin!" — Er stand sogleich auf. — „Aber ich fürchte, Graf, oder vielmehr, ich weiß es gewiß, Ihr Eigensinn wird Sie gereuen!" — Er both ihr, statt der Antwort, den Arm.

Sie gingen. Dem Günstling des Fürsten ward ohne Bedenken von der Reihe von Zimmern, die längst dem Saale fortlief, eines geöffnet. Beym Eintritt sah sich die Maske erst überall um, ob sie auch gewiß allein

wären? Überzeugt davon, fragte sie nochmahls ihren Begleiter: „ob er ihr wahres Gesicht zu erblicken wünsche?" — Ja! Ja! ich beschwöre Sie darum! — „Es sey!" Sie hob die Larve, und Graf T** sank, wie vom Blitze getroffen, zu Boden; denn er sah — einen Todtenkopf.

Wie lange er in dieser Ohnmacht gelegen haben mag, läßt sich nicht genau bestimmen. Doch daß er endlich wieder, und noch zur rechten Zeit erwachte, dieß hatte er wahrscheinlich nur des Fürsten Vorsorge zu danken. Immer hatte dieser ein aufmerksames Auge auf seinen Liebling gerichtet. Sein langer Spaziergang mit einer Maske, die durchaus niemand kennen wollte, die Wärme ihres Gesprächs, oder vielmehr die Wärme, womit der Graf fast immer das Wort allein führte, seine Theilnahme an dieser Person, worüber er alles um und neben sich vergaß, — dieß und mehreres noch befremdete den Herzog ein wenig. Am stärksten wunderte er sich, als er sie endlich beyde aus dem Saale mit geraden Schritten gehen sah. — Gern hätte sich Se. Durchl. dabey einen Grund gedacht, der bey Redouten und bey gewissen warm gewordenen Gesprächen nicht selten sich finden soll; und hätte sich dann von ganzem Herzen über die Heilung eines so tiefen Jammers gefreut. Doch allzu rasch dünkte ihm diese Genesung, allzu ernst die Miene des bisherigen Gesprächs und allzu unvorsichtig eine so offene Entfernung. Daß vollends der Graf ganz weggegangen sey, ohne sich vorher bey seinem Gebiether zu beurlauben, ließ sich durchaus nicht vermuthen.

Als daher nach einer geraumen Frist Graf T** immer noch nicht wieder kam, ward der Fürst im Ernst unruhig; erkundigte sich genauer, erfuhr, daß sie in ein Zimmer gegangen und sich verschlossen hätten; ging selbst an diese Thür; rief zuerst; klingelte dann; und — siehe, die Thür ging auf; in der Mitte des Zimmers lag der Graf hingestreckt, einem Todten ähnlicher als einem Lebenden. Bediente und Wundärzte flogen beym ersten Winke hinzu. Man gab sich viele Mühe und lange vergebens. Als der Ohnmächtige endlich ins Leben zurück kam, als er sich ein wenig zu erholen schien, befragte ihn dringend der Fürst um die Ursache des ganzen Vorfalls. Er bekannte alles offenherzig. Der Herzog staunte, und hätte lieber geargwohnt: der Graf spreche in Fieberhitze; doch Puls und Zeugniß der Wundärzte widerlegten einen solchen Verdacht. Auch hatte ja der Fürst wenigstens einen kleinen Theil dieser sonderbaren Begebenheit mit eigenen Augen beobachtet! — Nach jener Maske wurde nun sogleich die strengste Nachsuchung angestellt. Niemand hatte sie weggehen, niemand nur aus dem Zimmer herauskommen gesehen; und doch war sie auch nirgends. Alle Lohnkutscher, die vor dem Schlosse hielten, alle herrschaftlichen Bedienten wurden gefragt; niemand hatte sie gefahren, niemand sie bedient. Endlich, als man des Nachfragens schon müde ward, meldeten sich zwey Sänftenträger.

„Sie hätten, sagten sie, vor einer kleinen Stunde ungefähr allerdings einen weiblichen Domino, der von einer Hinterthür des Schlosses hergekommen sey, wegtragen müssen." — „Nun! und wohin, wohin?" — Dieß zu sagen trügen sie fast Bedenken, denn — — „Ohne Umstände! Wohin, wohin?"

„Nach dem Kirchhof! Dort habe die Maske zu halten befohlen; habe beym Aussteigen dem hintern Träger einen alten, ganz verschimmelten Ducaten in die Hand gedrückt; sey an die Thür des Gottesackers gegangen; habe sie mit einer einzigen Berührung geöffnet, und schnell wieder hinter sich zugeworfen. Wo sie dann hingekommen sey, wüßten sie nicht genau. So viel sie bey ihrer Furcht und Bestürzung spüren konnten, sey sie in den Gewölben tief rechter Hand hineingeschlüpft und verschwunden." — Hier lag die Erbgruft des Grafen! Hier war seine Gemahlinn eingesenkt! Die Thür der Gruft fand man des andern Morgens eröffnet. Alle übrigen Spuren schnitten nun gänzlich ab. Trotz oft wiederhohlter Nachforschungen sah und hörte man von dieser Maske nichts weiter.

Daß diese Begebenheit, als sie bekannt ward — und sie mußte es wohl am andern Morgen jedem Kind im B* seyn! — große Wirkung hervor brachte, läßt sich leicht begreifen, und daß man sehr verschieden darüber urtheilte, liegt in der Natur der Sache selbst. Der größere Haufen sah hier eine unläugbare Geister-Erscheinung; ein anderer, nicht unbeträchtlicher Theil entschied mit äußerst weiser Miene — gar nichts; und nur einige wenige glaubten, es liege gewiß auch hier irgend eine menschliche Hinterlist zum Grunde. Mit Fug und Recht spotteten diese darüber: daß ein Geist zu seinem Wegkommen erst ein Paar Sänftenträger bedurft habe; und bemerkten: „Auch selbst dann, wenn wirklich Geister der Verstorbenen den Lebenden sich zeigen dürften; wenn sie dann sogar ganz den vorigen Körper mit allen seinen Hüllen und Zufälligkeiten wieder annehmen könnten; sey wenigstens diese

Er-

Erscheinung äußerst tadelnswerth zu nennen. Was habe sie seyn sollen? Ein Strafbesuch? Womit habe diesen der Graf verdient? — Ein freundschaftlicher vielleicht? Nun wahrlich, dann habe Zeit, Ort und Art nicht schlechter gewählt werden können! Dann handle man ja jenseits des Grabes noch zweckwidriger, als man leider oft genug diesseits desselben handle!"

Gewiß war diese letzte Classe von Beurtheilern die vernünftigere; aber leider hatte der gute Graf nicht Kälte der Empfindung, nicht Stärke des Geistes genug, sich zu ihr zu schlagen. Er war fest überzeugt, daß wirklich der Geist seiner Gemahlinn ihm erschienen sey, und ihm die Ermahnung geben wollte, ihrer nie zu vergessen. Noch mehr, als bisher, entzog er sich aller zerstreuenden Gesellschaft; noch stärker hing er seinem Gram und seiner Liebe zur Einsamkeit nach. Keine Vorstellung, kein Gegenbeweis fruchtete. Seine schon vorher geschwächte Gesundheit litt durch diesen Schreck und diese Lebensart bald noch mehr. Er begann zu kränkeln. Eh ein Jahr verging war die Abzehrung entschieden, gegen Ende des zweyten starb er. Jetzt sprach man abermahls ein Weilchen von jener Erscheinung. Dann vergaß man ihrer wieder — wenigstens für lange Zeit.

Ohngefähr fünf und zwanzig Jahre nachher ward ein schon alterndes Hoffräulein, Baronesse U*, zu ihren Hochwohlgebornen verblichenen Stammältern versammelt; sie hatte, wie man zu sagen pflegt, ein sehr erbauliches Ende gehabt; und auch in ihrem letzten Willen Kirche und Schulen mit einem Legat von funfzig Thalern bedacht. Bald nach ihrem Begräbniß aber

flüsterte man sich in einigen Zirkeln ein Geschichtchen zu, wozu sie selbst durch ein Geständniß auf ihrem Todbette die Veranlassung gegeben haben sollte. — Graf T**, hieß es, sey in ihrer Jugend ihre erste, und gewisser Maßen auch ihre einzige Liebe gewesen. Von ihr selbst aufgemuntert habe er eine Zeitlang ihren Anbether gemacht, und ihre Gunst im vollsten Maße besessen. Sehr ernstlich sey es dabey auf ihrer, wahrscheinlich nie so ganz auf seiner Seite gemeint gewesen. Denn nach einigen Monathen habe er sich in bester Ordnung zurückgezogen, und bald darauf öffentlich um die Hand seiner nachherigen Gemahlinn geworben. Ein solches Betragen habe die übrige vornehme Welt für sehr natürlich, und nur die einzige Baronesse U* für unerlaubt gehalten. Durch seinen Wankelmuth im Innersten ihres Herzens gekränkt, habe sie zwar noch einige Versuche gemacht, den geliebten Ungetreuen zurück zu rufen; als sie aber alle fruchtlos geblieben, habe sie sich heimlich selbst den Schwur der bittersten Rache geschworen; und um desto sicherer zum Ziele zu gelangen, in ihrem Äußerlichen eine so heitere Gleichgültigkeit angenommen, daß alle ihre Bekannten, und sogar der Graf selbst sich dadurch täuschen ließen. Ein neuer Liebhaber, bloß deßhalb von ihr mit vieler Offenheit angenommen und begünstigt, habe diesen Glauben noch befestigt, und endlich sey es ihr sogar gelungen, das Zutrauen und die Freundschaft der neuvermählten Gräfinn T** zu erwerben.

So sey sie stets in genauster Verbindung mit allen seinen häuslichen Umständen geblieben; habe immer nach einer Gelegenheit zur Rache sich umgesehen, und

doch nie eine, die ihr genügte, finden können. Bey dem Tode der jungen Gräfinn, der ihr zwar auch unerwart., doch nicht ungewünscht gekommen, sey auf einige Tage die Hoffnung in ihr neu erwacht, sein Herz wieder zu gewinnen. Doch da seine Betrübniß sie fast keines Blickes gewürdigt, da er mit ihr, wie mit vielen andern, den Umgang ganz abgebrochen; so hätte sie diese neue Unbilligkeit, seine Trauer, und jene Redoute auf den Einfall geleitet, ihn durch ein Gaukelspiel noch peinlicher zu kränken. Ihre Taille, nur um ein weniges stärker, sey durch eine Schnürbrust verengt, alles Übrige jenem Urbilde nachgekünstelt worden. Seine Einbildung, die Maske selbst und der Ton ihrer Rede hätten manches Abgängige ersetzt. Da sie zeitig in ganz anderer Kleidung auf dem Ball erschienen sey, absichtlich mit mehreren Personen gesprochen, absichtlich dicht bey dem Fürsten und bey seinem Günstling die Larve auf ein Paar Minuten abgenommen habe, so hätte der Graf, als sie in ihrer zweyten Verkleidung erschien, um so weniger auf sie verfallen können. Der Todtenkopf sey eine Larve unter der Larve gewesen. Daß der Schreck den Grafen verhindern werde, denselben genauer zu betrachten, darauf habe sie im Voraus gerechnet; aber auch auf den schlimmsten Fall sey jede ihrer Reden einer zweyfachen Deutung fähig gewesen. Jenes Zimmer, eine Tapetenthür und eine Hintertreppe, dicht nebenbey, habe sie längst gekannt. Ein kleiner Ruck ihres Armes habe den nach Entdeckung ungeduldigen Grafen leicht gelenkt. Eine Kammerfrau, ihre einzige Vertraute, ihre Erzieherinn von Jugend auf, beleidigt durch den Grafen, der ihren Sohn bey einem Hofdienst einst an-

ſtellen ſollen und ihn abgewieſen habe, ſey ihr bey dieſem allen mit Rath und That an die Hand gegangen. Eben dieſe habe immittelſt auch die Thür des Kirchhofs, wohin ſie ſich tragen ließ, mit einem Dieterich geöffnet; habe Trotz der Nacht und des ſchauderhaften Ortes, dort ihrer mit der erſtern Kleidung gewartet, und durch einen andern Ausweg ſich geflüchtet. — Schon wäre ſie wieder auf den Ball zurückgekehrt, bevor man noch den Grafen aufgeſucht und gefunden habe. Von nun an in Verdacht zu kommen ſey faſt unmöglich geweſen; ſie habe vielmehr dicht neben dem einen Sänftenträger geſtanden, als er ſeine Wundergeſchichte dem Herzog erzählen mußte. Gelungen ſey ihr dieſe Rache in hohem, ja faſt noch höherm Grade, als ſie ſelbſt gewünſcht hätte. Lange modre bereits jene Kammerfrau, die einzige Genoſſinn ihres Geheimniſſes. Doch auch ſie ſelbſt könne jetzt unmöglich ins ernſte Thor der Ewigkeit ſchreiten, ohne ſich vorher ihr Herz wenigſtens einiger Maßen durch ein aufrichtiges Geſtändniß erleichtert zu haben."

So erzählte man ſich dieſe Begebenheit! Es iſt nicht unmöglich, daß auch in ihr das flüſternde, nicht durchgängig mit gehörigen Belegen verſehene Gerücht manchen kleinen Umſtand verändert hatte. Doch, dünkt mich wenigſtens, erklärt ſich auf dieſe Art alles, was auf den erſten Anblick faſt unerklärbar ſchien; und wer vielleicht die Rache der Baroneſſe U* allzu weit gehend, nach einem allzu mühſamen Plane entworfen finden möchte; der erinnere ſich an die große Wahrheit: daß verſchmähter weiblicher Liebe ſo leicht keine Gefahr zu furchtbar und keine Genugthuung zu unbarmherzig dünkt.

Die Stecknadel,

wahre Anecdote.

Zu einem der reichſten, angeſehenſten Kaufleute in L* kam einſt — ſchon vor ungefähr ſiebenzig oder achtzig Jahren — ein Handwerksmann, der ziemlich dürftig, doch ſauber gekleidet war, nur ein Paar Minuten mit ihm allein zu ſprechen begehrte; und als er vorgelaſſen wurde, ſein Anliegen, wenn auch nicht wörtlich, doch dem Inhalt nach, alſo vortrug:

„Mein Herr, von Jugend auf hatte ich gewaltig große Luſt zur Handlung; wenn meine Brüder und Schulkameraden herum liefen und ſpielten, ſaß ich daheim und rechnete. Faſt unzählige Mahl bath ich meinen Vater, mich bey einem Kaufmann, der nicht weit von uns ſein Gewölbe hatte, und mir ein freundlicher Mann zu ſeyn ſchien, in die Lehre zu geben. Aber immer ward meine Bitte, abgeſchlagen. Denn entweder glaubte mein Vater, zum Kaufmann gehöre eigenes Vermögen; oder ſein eigenes Gewerbe ſchien ihm ehrwürdiger, als alle mögliche Handlungsgeſchäfte zu ſeyn. So ward ich Tuchmacher, ich mochte wollen oder nicht; nahm nach ſeinem Tode ſeine Nah-

rung an, und ſtehe, dem Himmel ſey Dank, auch jetzt, wie man ſprichwörtlich ſagt, am mittlern Fenſter; das heißt, gleich fern zwiſchen Darben und Überfluß. Eine Gewohnheit iſt mir indeß doch noch von meiner jugendlichen Neigung übrig geblieben; daß ich nähmlich dann und wann Sonntags, wenn ich von meiner wöchentlichen Arbeit ausruhe, wenn ich die Zeitungen leſe, und über die Zeitläufte reden höre, bey mir überdenke: was ich wohl jetzt vornehmen würde, wenn ich Kaufmann wäre. Mancherley Plane gehen dann durch meinen Kopf und vergehen auch bald wieder. Denn ſo klug bin ich wohl, meinen Freunden und Zunftgenoſſen von meinen Träumereyen nichts merken zu laſſen. Nur ein einziger Plan will nun ſchon ſeit einigen Wochen aus meinem Gehirne nicht wanken und weichen. Er ſcheint mir ſo ausführbar und die ganze Speculation ſo einträglich, daß ich die Meinung eines verſtändigen Mannes darüber wiſſen möchte. Nun kenne ich aber keinen verſtändigern Kaufmann in ganz L* als Sie. Hätten Sie wohl Luſt mich anzuhören?"

„Von Herzen gern!"

„Aber noch eine Bedingung hätte ich dabey. Geſetzt, Herr, Sie fänden, ich hätte Recht, und die Sache ſey ausführbar! Geſetzt: Sie ſelbſt unternähmen dieſelbe! Verſprechen Sie dann, mich an der Ausführung und am Nutzen einigen Antheil nehmen zu laſſen? Geld habe ich freylich keines; aber an Thätigkeit wollte ich gewiß nichts ſparen; und der erſte Gedanke von einer guten Sache iſt doch auch etwas werth."

„Sey es! Wenn der Vorſchlag ausführbar iſt, ſo gehöre ihm, mein Freund, das Drittheil des reinen Gewinnes!"

Der ehrliche Handswerksmann eröffnete nun seinen ganzen Plan; und der Kaufmann mußte bey sich selbst gestehen: Es sey ein Geschäft, worauf er von selbst nicht gefallen wäre; sey ausführbar, und im Gelingungsfall äußerst belohnend. Indeß war, auf der andern Seite, dieser Gelingungsfall doch nur wahrscheinlich, nicht gewiß. Auslage ward ziemlich viel erfordert; und endlich mußte er sich dabey großen Theils einem Manne anvertrauen, den er heute zum ersten Mahl in seinem ganzen Leben sah; dessen moralischer Charakter ihm also durchaus fremd war; der zwar nicht übel sprach, nicht gemeine Verstandesfähigkeiten verrieth, aber auch selbst gestand: daß er eigentlich die Handlung nie erlernt und nie getrieben habe. — Etwas Unentschlossenheit war daher dem Kaufmann nicht zu verargen, und er gab nach einer kleinen Pause die sehr vernünftige Antwort: daß er diesen Vorschlag keineswegs abweisen, sondern nur noch genauer durchdenken, und seinen Bescheid darüber in einigen Tagen, spätestens in ein Paar Wochen ertheilen wolle.

Doch gerade dieser Aufschub mißfiel unserm Tuchmacher höchlich. Entweder, daß er bey einem längern Verzug in die Aufrichtigkeit des Handelsherrn selbst ein Mißtrauen setzte; oder daß er auch aus wirklicher Überzeugung sprach; kurz, er behauptete: Was unternommen werden solle, müsse jetzt, und zwar so schleunig als möglich unternommen werden. Gerade jetzt, oder nie mehr, sey der glückliche Zeitpunct da! Gründe über Gründe führte er an; alle ließen sich hören; aber einen Ausschlag zu geben vermochten sie doch kaum, wenigstens für einen argwöhnischen Zuhörer nicht!

Mitten im Fluß seiner Rede, und indem er mit dem Hausherrn im Zimmer ein Paar Schritte auf und nieder ging, ward er auf dem Fußboden eine Stecknadel gewahr; bückte sich, hob sie auf, und steckte sie sorgfältig, ohne jedoch im Sprechen zu stocken, in den Aufschlag seines Ärmels. Dieß, so sehr es nur Kleinigkeit war, entging doch den Augen des Kaufmanns nicht; und sobald er nur durch eine geringe Pause Raum zum Einfallen bekam, fragte er den Planmacher halb lächelnd: „Sagen Sie mir aufrichtig! Halten Sie in Ihrer ganzen Wirthschaft alles so zu Rathe, wie Sie es jetzt mit dieser Stecknadel machten?"

„Mit dieser Stecknadel? Hm! — Wer wird denn eine Stecknadel liegen sehen, und sie nicht aufheben?"

„Wirklich? — Bravo, Sie sind mein Mann! Hier ist meine Hand! ich wage es mit Ihnen."

Er hielt sein Versprechen, und hatte keinen Grund es zu bereuen. Das Geschäft lief gut; jener bisher ganz gemeine, ganz unbemerkte Mann zeichnete sich vortrefflich dabey aus. Der Gewinn, der ihm hierdurch zu Theil ward, setzte ihn in den Stand, bald Mehreres zu versuchen. Der Kaufmann, der ihn lieb gewonnen, unterstützte ihn noch fernerhin. Verschiedene Pläne, von seinem Kopfe ausgedacht, von seinem Fleiß unterstützt, erhielten durch die Casse von Jenem ihre Ausführbarkeit. Sein bisheriges Handwerk ward niedergelegt; er machte endlich selbst den Kaufmann; fuhr fort Glück zu haben, und starb reich und geachtet. Seine Nachkommen folgten eine Zeitlang seinen Fußtapfen nach. Späterhin — vielleicht nicht ihr klügster Einfall! — ließen sie sich

adeln. Die H**ler, eines von Th****gens reichsten Geschlechtern, und nun schon längst mit sogenannten gutèn Familien verschwägert, stammen von diesem Tuchmacher ab; und verdanken also gewissermaßen ihren ganzen Wohlstand — einer Stecknadel.

Alexander und der Quell der Unsterblichkeit,

ein persisches Mährchen *).

Schon hatte der kühne Macedonier, Alexander, Philipps Sohn, zwölf Jahre hindurch unabläßig gekämpft und gesiegt; schon gehorchte seinem Zepter Griechenland, Persien, Scythien, Indien und Ägypten, der größere und schönere Theil der damahls bekannten Erde. Schon nannte die Geschichte einstimmig ihn den Großen; seine Völker ehrten in ihm eine gegenwärtige Gottheit; kein Monarch wagte es mehr sich mit ihm zu messen; und wohin er nur seine Waffen wandte, kamen ihm von weitem schon flehende Bothen mit Beweisen der Unterwerfung entgegen. Dennoch war seine unersättliche Seele nicht zufrieden!

Seitdem ihm einst ein Magier erzählt hatte: daß irgendwo, in einem versteckten Winkel der Erde, ein Quell der Unsterblichkeit, ein alles verjüngen-

*) Aus eben derjenigen Quelle — jedoch mit mannigfachen Veränderungen! — geschöpft, aus welchem im vierten Bande dieser Sammlung der Dialog Alexander und Kiasa entlehnt war!

des Waſſer ſich ergieße; — ſeitdem gelüſtete es den Monarchen zwar minder nach Siegen und Ländern, doch deſto ſtärker nach dieſem Quell. Daß alle Macht der Erde zerſtörbar, aller Glanz der Hoheit vergänglich ſey, darüber hatte Alexander ſchon oft halblaut und weit öfter noch in Geheim geſeufzet; am Todtenlager ſeines Hephäſtions hatte der Gedanke der Sterblichkeit nur allzumächtig auch ſeine Seele ergriffen. Er nannte ſich zwar Ammons Sohn, aber er fühlte ſich Menſch. Unaufhörlich ſchwebte daher jener wunderbare Brunnen vor den Augen ſeines Geiſtes. Dort — dort allein hoffte er ſeine Dauer, und ſeine Größe zugleich, unvergänglich zu machen. Alle Weiſen des Orients befragte er um ihre Meinung. Alle riethen, muthmaßten, zankten ſich unter einander; etwas Beſtimmtes wußte keiner von ihnen. Endlich berief Alexander auch ſeinen Lehrmeiſter, den berühmten Ariſtoteles, zu ſich.

Fern von ſeines königlichen Zöglings Feldzügen und Hoflägern hatte dieſer indeß in Athen gelebt, gelehrt, und unabläßig ſelbſt noch gelernt. Sein heißer Durſt nach Kenntniß und Weisheit darbte ſich oft jedes Vergnügen am Tage und ſelbſt den Schlaf der Nächte ab. Ungern nur war er jetzt aus ſeiner philoſophiſchen Stille herausgegangen; noch ungerner vernahm er die Frage des Königs. Warum er dieſelbe thue? dieß konnte er leicht errathen, und war ſchon im Begriff allen Folgen, — oder vielmehr aller eigenen Theilnahme an dieſen Folgen durch einen Vorwand von Unwiſſenheit auszuweichen, als er ſich beſann: Wahrheit ſprechen ſey die unerläßbare Pflicht eines Weiſen! und daher frey geſtand: „Ja!

„auch er habe schon manches von diesem Quell der Un„sterblichkeit in alten Handschriften gelesen. Doch un„ermeßlich, ja für den Sterblichen fast unübersteiglich, „wären die Schwierigkeiten, die sich dem Suchenden „dabey entgegen stellten. Der Gottheit selbst scheine „schon das Streben darnach mißfällig zu seyn; scheine „ins Rad des menschlichen Schicksals eingreifen zu wol„len, und könne, genauer betrachtet, für frevelnden Un„sinn gelten. Denn durch ein stetes Verharren auf die„ser Erde werde der Weg zu einer andern, wahrschein„lich weit bessern Welt versperrt."

Kenntlich genug war der Sinn dieser Rede; doch Alexander wollte denselben nicht fassen. Wer ihm Gefahr bey einer Unternehmung zeigte, rieth ihm dadurch zu ihr, und demjenigen, welchem schon der Erdkreis untergelegen hatte, schien jetzt der Kampf mit dem Schicksale selbst fast der Einzige noch zu seyn, der seinem Heldenmuthe zieme. Immer stärker drang er daher in den Weltweisen, ihm alles zu entdecken, was er von dieser wunderthätigen Quelle wisse, oder auch nur vermuthe. Aristoteles gab endlich nach; schloß den ganzen Schatz seiner Kenntnisse auf; und schon am dritten Morgen setzte sich Alexander mit einem zahlreichen Heere auf den Marsch. Daß Aristoteles mitgehen mußte, so ungern er auch wollte, versteht sich von selbst.

Alles zu erzählen, was unter Weges ihnen aufstieß, wäre eben so unnöthig, als — unmöglich. Zwar folgten dem ehrgeitzigen Monarchen auch hierbey wenigstens zehn Geschichtsschreiber nach, und schrieben dicke — dicke Werke von seinen Thaten, die vielleicht gerade deßwegen untergingen, weil sie so ausführlich

und zusammenhängend waren. Nur ein Paar einzelne Anecdoten sind dem verwüstenden Strome der Zeit entgangen, und verdienen wohl auch in fünftiger Erzählung einen kleinen Raum. — Wenigstens zwey oder dreyhundert Meilen schon hinter Alexandria mochte der Heereszug gedrungen seyn, als der Weltbezwinger von einem Einsiedler hörte, der seitabwärts in der Wüste wohne, weit umher für einen heiligen Mann gälte, und tausend Kenntnisse besitze, die gewöhnlichen Menschen mangelten. Alexander wünschte ihn zu sehen, begab sich mit einem großen Gefolge nach seiner Hütte, und trat in die Thür derselben. Doch der Eremit, so eben im Lesen begriffen, stand nicht einmahl auf, warf einen einzigen, höhnischlächelnden Blick auf den Monarchen, einen gewöhnlichen, dem auf dessen Gefolge, und — las dann weiter in dem Buche, das vor ihm lag. Perdiccas, der Vornehmste unter Alexanders Begleitern, machte dem Einsiedler Vorwürfe über dieses Betragen.

„Und warum, erwiederte dieser, sollte ich aufstehen? Warum sollte ich mich vor dem Sclaven meiner Sclaven demüthigen?"

Ich ein Sclave deiner Sclaven! rief Alexander, ganz erstaunt. Wenigstens sprich deutlicher; denn dieses verstehe ich nicht.

„Weil du leider so selbst dich selbst verkennst. Bist du nicht ein Sclave deiner Leidenschaften, die ich mir unterthan zu machen wußte?"

Und Aristoteles — hältst du auch diesen nicht deiner Achtung würdig?

„Ich habe viel Gutes von ihm gehört; habe auch Proben seiner Wissenschaft gesehen. Er setzt sich hier

auf meine Bank, wenn es ihm beliebt! Aber er vergönne mir auch zu sagen; ich wundere mich doch, ihn jetzt in deinem Gefolge zu sehen. Stille Weisheit neben eitler Pracht, Tugend neben Tyranney, Wißbegierde neben Länderdurst, das heißt, das Lamm zum Wolfe und den Hirsch zum Tieger spannen.

Auch Trotz dieses, gewiß nicht einladenden, Empfangs, blieb Alexander bey seinem Plane; befragte den rauhen Mann um Nachrichten vom Quell der Unsterblichkeit, und erhielt sie mit einer — Bereitwilligkeit, worüber der Monarch selbst sein Erstaunen nicht verbergen konnte. — „Lobe mich deßwegen nicht zu sehr!" sprach der Einsiedler. „Es ist Pflicht, eingesammelte Kenntnisse seinen Mitmenschen nicht vorzuenthalten. Überdieß hoffe ich noch; jene ewige Vorsicht „wird selbst die Wahrheit bey dir zur Thorheit und zum „Fallstrick machen; und ich freue mich der Menschheit „allgemeinen Feind auf einem Wege zu sehen, der „zehn Mahl wahrscheinlicher zum nahen Tode als zum „unbegrenzten Leben führt."

Alexander lächelte, vergab ihm, und zog weiter. Noch einige hundert Meilen tiefer kam er ins Land der Brachmanen *), jener indischen Weltweisen, die Bramas Lehre befolgen, die ihr irdisches Leben als einen bloßen Durchgang, als einen Prüfungsstand betrachten; die in jedem lebendigen Wesen eine ihnen

*) Indien einige hundert Meilen hinter Alexandria! könnte man ausrufen. Aber man erinnere sich, daß ein persisches Mährchen sich um richtige Geographie fast so wenig, als ein Deductions-Schreiber um Wahrheit bekümmert.

verwandte Seele anzutreffen glauben; eine Wanderung der Geister von Körper zu Körper annahmen; sich selbst zur Armuth, Nacktheit, auch nicht selten zur peinlichsten Qual verdammen, und fast ihr ganzes Leben mit einem abgezogenen Nachdenken über den Ursprung der Dinge und die Natur der höheren Wesen zubringen. — Auch hier suchte Philipps Sohn einige von den berühmtesten auf; aber auch hier sah er sich mit Verachtung, wenigstens mit Abscheu behandelt.

„Unersättlicher, blutgieriger Grieche," sprachen sie, „es ist leicht begreiflich, warum du so ungern sterben willst! Du ahndest dann dein künftiges Schicksal."

Und dieses wäre?

„Den Körper eines Löwen oder einer Klapperschlange bewohnen zu müssen! von allen Thieren sich gefürchtet und gescheuet, von keinem einzigen geliebt zu sehen; von gierigem Heißhunger gequält in verbrannten Einöden zu toben; zu zerfleischen, was sich dir naht; dem nachzuschnauben, was vor dir flieht; und endlich entweder an unbefriedigter Freßbegierde, oder unter den Waffen eines Stärkern zu sterben! Länderbezwinger, Völkerbekrieger, das ist deine Bestimmung!"

Vortrefflich! Und euer Loos?

„Steht in Brama's Hand! Doch, vermögen wir anders unsere ärgsten Feinde, die unsern Lüste, zu bezähmen; vermögen wir unsern Geist durch Übung der Tugend, durch Durst nach Wissenschaften, durch Ehrfurcht gegen ein höheres Wesen zu bessern, so hoffen wir, wenn einst dieser Körper, die klägliche Hülle menschlicher Seele, zerfällt, mit Brama neu vereint

zu werden, und in seinem Schoos ein unvergängliches Glück zu genießen."

Alex. Genießt es! Ich wenigstens gönne dieses Glück und diese Ruhe euch gern; aber gönnt mir auch dasjenige Gut, wornach ich strebe, und sagt mir: bin ich noch auf dem rechten Wege?

„Du bist es noch!"

Alex. Und wie soll ich es machen, daß ich darauf bleibe?

„Suche das Denkmahl des Bacchus auf, das noch hundert und funfzig Meilen von hier steht! Du glaubst ja ohnedieß sein Bruder zu seyn. Vielleicht erlernst du durch ihn Dinge, die er selbst — nicht verstand."

Gern hätte Alexander noch mehr von ihnen erfahren; aber sie schwiegen hartnäckig. Der Zug ward fortgesetzt. Neue Völkerschaften wurden überwunden, noch mehrere wurden geschreckt; endlich kam man zu dem Ort, wo jenes Denkmahl stehen sollte. Ein dichter Hain verbarg dasselbe; ein gewisses ehrfurchtsvolles Grausen hielt alle benachbarte Nationen davon zurück. Alexander und seine Krieger, mit der Furcht unbekannt, durchdrangen und lichteten desto schneller den Wald. Sie stießen im Mittelpunct desselben auf ein Gebäude. Man sah, es war ein Tempel — noch mehr, es war ein prächtiger Tempel gewesen. Jetzt lag er freylich in Trümmern. Die noch stehenden Pforten, mit Bildnerey trefflich geziert, und vom schönsten orientalischen Marmor, drohten mit jedem Augenblick vollends einzustürzen; das Innere schien bereits gänzlich verschüttet zu seyn. Gleichwohl wagte sich Alexander so nahe wie möglich hinzu; einige seiner Krieger erhielten Befehl, Alles zu durchforschen. Sie räumten

ten den Schutt hinweg, und fanden ſtatt des Denkmahls, welches ſie ſuchten — ein Grabmahl. Es war in Form eines Altars gebaut. Tieger und Löwen ſah man hier in erhabener Arbeit auf jeder Seite. Epheu, Weinranken und Thyrſusſtäbe machten oben herum die Verzierung. Gold und Edelſteine glänzten überall. Mit Moos verwachſen, und mit den älteſten, längſt entwöhnten Zügen griechiſcher Buchſtaben eingegraben, las man folgende Inſchrift:

„Mein Muth und mein Heer überwanden zwar „den Erdkreis; doch meine Überwinder fand ich hier! „Nicht meine Siege, meine Kronen — nur die Wohl„thaten, die ich meinen Mitbrüdern, nur die Gaben „der Natur, und die Freuden, die ich ſie kennen lehr„te, tröſteten mich im letzten Augenblick des Schei„dens. Griechenland erbaut dem Bacchus, als einem „Gott, Altäre; Indien ſah ihn ſterben, indem er den „Quell der Unſterblichkeit ſuchte. Wer mir nachfolgt „und dieß lieſt, ſey weiſer, kehre um, genieße ſein „gegenwärtiges Glück, und erwarte gelaſſen die Zu„kunft!"

Noch ernſtlicher zu warnen war faſt unmöglich; doch Alexander, ſchon taub gegen ſo manchen andern Rath, blieb es nicht minder bey dieſem. Zornig über ſeine vereitelte Hoffnung, befahl er das Grabmahl des Bacchus ganz zu zerſtören, und ſetzte ſeinen Weg weiter fort. Schon verſchwand Indiens bisherige Fruchtbarkeit; minder bewohnt ward das Land; immer rauher der Boden, immer ſtürmiſcher der Himmel. Jetzt kamen ſie an eine Gegend, von welcher der Einſiedler ihnen einige abgebrochene Nachrichten gegeben hatte. Dunkle Schlüchte ſchienen in den Mittelpunct der Erde

hinabzuführen; überhangende Felsen, eine neblichte Luft, gleichsam fühlbare Schatten raubten dem Wanderer selbst das Licht des Tages. Alexanders, auch hierauf vorbereitet, blieb unerschütterlich, befahl eine ungeheure Zahl von Fackeln anzuzünden; und der Marsch, mehr einem Leichenbegängniß als einem Kriegszug ähnlich, ging weiter.

Nach zwey Tagen gelangte man plötzlich an einen Ort, wo eine glatte Felsenwand in der Mitten sich erhob, und dann an jeder Seite ein abgesonderter Weg fortlief. Eine Tafel von schwarzem Schiefer, am Felsen hoch erhaben, zog aller Augen auf sich; und mit Flammenschrift leuchteten folgende Worte an ihr: „Verwegener, der bis hierher drang, vernimm die „letzte Warnung! Kehr um! Kehr um! — Wo nicht; „so wähle! Zwey Wege sind hier, und einer davon „führt allerdings zum Quell der Unsterblichkeit. Doch „welcher? das mußt du selbst, ganz ohne fremden „Beystand errathen. Wisse zugleich: Du räthst nur „einmahl. Hast du dich vergriffen, bist du zur „Rückkehr gezwungen, so ist jeder neuer Versuch — „alsbaldiger Tod. Daß dieß kein machtloser Gott dir „verkündige, erkenne am Schicksal dieser Tafel!"

Kaum hatte Alexander, und wer zunächst ihm stand, die letztern Worte gelesen, so fuhr ein Blitzstrahl herab, und verschlang Schrift und Tafel. Die Erde bebte; alle Fackeln im Heer, eine einzige ausgenommen, verlöschten; alle Krieger sanken auf ihr Antlitz; Alexander selbst erhielt sich zwar noch aufrecht, doch mühsam. Auch seine Kühnheit entwich. Erst nach einigen Minuten geboth er die Windlichter wieder anzuzünden; schöpfte, als sie brannten, und brennen

blieben, neuen Muth, und fing nun an genauer um sich herum zu sehen.

Von jenen zwey Pfaden war der eine breit genug einen ansehnlichen Heereszug aufzunehmen; der zweyte, einer Schacht in Bergwerken ähnlich, kaum geräumig genug für einen einzelnen Menschen, konnte kein Roß, geschweige einen Wagen durchlassen. Alexander zögerte einige Augenblicke; verglich und wählte dann (wie konnte er auch anders)! den Erstern. Alle seine Mannschaft folgte, wenn nicht willig, doch hurtig; nur Aristoteles blieb zurück; schüttelte einige Mahl bedenklich sein Haupt; schien sprechen, ja nachrufen zu wollen, und — schwieg. Mit einer kleinen Leuchte in der rechten, mit einem Stabe in seiner linken Hand, mit Feuerzeug und einiger Nahrung in seiner Tasche versehen, stieg er getrost den engen Steig herab. Ganz verloren in seinen Planen, und überhaupt schon längst des ewigen Sittenrichters müde, bemerkte Alexander nicht einmahl diese Trennung; erfuhr sie erst am folgenden Morgen, und schalt den Filosofen als einen ewigen Sonderling, als einen lebenden Widerspruch.

Wirklich schien einige Tage hindurch das Glück den Monarchen anzulächeln. Die Luft ward wieder hell, der Weg eben, das Wetter freundlich. Das Land blieb zwar noch menschenleer; aber von fern zeigten sich wieder Wälder; auf beyden Seiten der Berge rieselten Quellen herab; schon manche derselben wurden versucht: daß noch keine davon der Quell der Unsterblichkeit sey, begriff man zwar leicht; doch die Hoffnung wuchs; Alexanders Weisheit ward gepriesen. Aber jetzt erreichte man die Wälder, und plötzlich schien sich der Himmel selbst zum Kampf gegen den verwegenen

Sterblichen zu rüſten. Ganze Heere von Löwen und Panthern ſtürzten hervor; dichte Scharen von Adlern und Geyern ſtießen herab; fürchterliche Ungewitter ſtiegen auf; Sturmwinde heulten; der Tag ward wieder zur ſchwärzeſten Nacht; Blitze zerriſſen die Luft; geſpaltete Eichen ſtürzten; getroffene Tannen flammten; gräßlich tönte der Wiederhall; die Erde bebte; über, um und unter ihnen ſchien der Tod zu ſeyn; allenthalben unentfliehbar, allenthalben an Gewalt ſich gleich, nur in der Art unähnlich. Raſch durchſchnitten wieder breite Waldſtröme den Weg; nach himmelhohen Bergen folgten faſt unergründliche Schlünde; jenſeits derſelben ſchreckten rieſenmäßige Schattenbilder; dumpfe Stimmen murmelten Grabgeſänge; wer noch niemahls gebebt hatte, bebte hier unwillkürlich. Dennoch folgte das Kriegsheer ſeinem König unverdroſſen, und ſelbſt die tägliche Verringerung des Trupps hielt die Übrigbleibenden nicht zurück.

Zuletzt ſchien ein weites Thal ſich zu öffnen; freudig drangen alle hinein; breiteten ſich aus, und ſahen, daß eben dieſes weite Thal — keinen Ausgang habe. Unerſteiglich ſchroffe Felſen wölbten es überall. Die furchtbar ſchönſte Wand, die man jemahls ſehen konnte! wie ein Marmor glatt, ohne Geſträuch und Baum, ohne eine Pflanze, ohne ein Gräschen ſogar! Staunend blickten aller Augen umher; noch ſtärker ſtaunten ſie, als ſchnell eine Schrift — jener ähnlich, die ſchon vorher ſie ſchreckte! — am Gipfel eines dieſer Felſen ſich zeigte. Sie lautete: „Nie war Alexander vom „Brunnen der Unſterblichkeit entfernter als gerade jetzt! „Er kehre zurück und fühle endlich, daß er ein Menſch

„ist und bleiben muß! Nur dann Heil über ihn, wenn er Babylon jemahls wieder erblickt!"

Nie hatte Philipps Sohn in der Schlacht vor den Schreckniſſen des Todes, nie unter Weges vor dem Rachen der Löwen, oder vor den Blitzen des Himmels gezittert. Doch jetzt, da er alle ſeine Ausſichten zernichtet, ſeinen Lieblingsplan zertrümmert ſah — jetzt warf er ſich mit bitterm Schmerz zu Boden nieder; vernahm nicht den Troſt ſeiner Freunde, die Schmeichel-Lieder ſeiner Sänger, die Rathſchläge ſeiner Kriegsoberſten, ſelbſt nicht die vereinte Stimme ſeines ganzen Heeres. Drey Täge und Nächte lag er ſo, ohne Speiſe, Trank und Schlummer. Vorhen über Bothen ſchickte er aus, um nachzuforſchen: ob nicht irgend eine Kluft des Felſens, irgend ein Pfad zum Heraufklimmen ſich finde? Alle kamen mit Verneinung zurück. Am vierten Morgen ſtand er endlich wieder auf, und gab mit thränendem Auge Befehl zum — Rückzuge. Niemahls noch hatten ſeine Krieger ihm ſchneller und freudiger gehorcht; doch eben dieſe ſichtliche Freude war ein Dolchſtoß mehr in ſein ohnedieß ſchon wundes Herz.

Die Beſchwerlichkeiten des Heimweges ſtanden mit jenen des Hinzuges in keinem Verhältniß. Das Heer kam bald wieder in bewohnte Länder; keine höhere Macht ſtemmte ſich ihnen entgegen; kein Volk brauchte mit den Waffen zum Durchlaß gezwungen zu werden. Dennoch war auch dieſer Zug nicht ganz ohne Drangſal, und ſchon die ungeheure Entfernung war Hinderniß genug. Alexander, Tag und Nacht von Sorgen umſchwebt, von Mißmuth über ſeine geſcheiterte Unternehmung gefoltert, von Mühſeligkeiten,

die er selbst über sich aufgehäuft hatte, ermattet, suchte vergebens bey Zerstreuungen mancherley Art Ruhe und Trost. Die starken Getränke, in welchen er seinen Gram zu ersäufen strebte, entflammten sein Blut. Er erkrankte; noch war vielleicht seine Krankheit nicht gefährlich; doch ein kleiner Zufall machte sie tödtlich.

Voll Begier nach Babylon, — wo ihm jene Flammenschrift Heil versprochen hatte, — bestand er darauf, daß der Heereszug, Trotz seiner Unpäßlichkeit, ununterbrochen fortgesetzt werden solle. Einige seiner Krieger trugen ihn auf ihren Schultern fort. Vier ehrne Schilde, künstlich zusammen verbunden und mit Teppichen überdeckt, machten eine Art von Tragbette aus, geziemend für den Eroberer und bequem genug für den kranken Monarchen. Um die Strahlen der brennenden Sonne von ihm abzuhalten, hatte man einst über seinem Haupte sein goldenes Schild, das ihm überall nachgetragen ward, befestigt; hatte dieß gethan, als Alexander eben ein wenig schlummerte. Er erwachte, sah über sich, stutzte und gedachte der Prophezeyung eines syrischen Priesters. „Sohn Ammons," hatte dieser gesagt, „dein Lebens„ende ist dann vorhanden, wann der Boden unter dir „von Eisen, der Himmel über dir von Golde ist!" — Lächelnd hatte damahls der Monarch die Verkündigung gehört, und reich beschenkt den Wahrsager entlassen, der an Unmöglichkeiten dieser Art sein Lebensende knüpfte. Jetzt sah er das Unmögliche erfüllt. Keine Widerlegung fruchtete; seine erregte Einbildungskraft wirkte verderblich auf den schon geschwächten Körper.

Des andern Tages ſtarb Philipps Sohn. Im Sarge hielt er ſeinen Einzug zu Babylon.

Und hier, eben hier war es, wo Ariſtoteles ſchon einen Monath lang auf ſeinen königlichen Schüler harrte! Selbſt drey Tagereiſen weit war er dem Heere entgegen geeilt, als er die Anrückung desſelben vernahm. — Was Alexander in ſo großer Entfernung vergebens ſuchte, das hatte der Weltweiſe ſchon am dritten Tage nach ihrer Trennung, in einem kleinen, einſamen Thale gefunden, und brachte ein Gefäß voll dieſes wunderthätigen, allverjüngenden Waſſers mit ſich. Nur einmahl war es ihm erlaubt geweſen zu ſchöpfen; jetzt ſtand er im Begriff dieſen Schatz mit ſeinem Monarchen, ſeinem Zögling, wenigſtens zu theilen, und fand denſelben — ſchon todt. Unbeſchreiblich groß war ſein Schmerz; ſeine Thränen ſtrömten. Doch im Jammer ſelbſt blieb er — ein Weiſer. Daß keine Klage, keine Thräne den einmahl gefällten Spruch des Schickſals rückgängig mache, — dieß ſchwebte auch jetzt ſeiner Seele vor. Bald trocknete er daher ſein Auge; ſeine entflohenen Kräfte ſammelten ſich wieder; er trat zu Alexanders Leichnam und ſprach:

„Ach, daß wir ſo uns wieder finden! daß dieſer Augenblick ein Beweis mehr ſeyn muß: Es iſt nur Einer Gott, und ſeine Herrſchaft läßt ſich nicht meiſtern! — Edelſter der Monarchen, auch du hatteſt freylich das Erbtheil der Menſchlichkeit, Schwächen und Fehler, empfangen; und des Erdenglücks gefährlichſter Schmuck, das Diadem verleitete auch dich zu manchem raſchen Schritte. Oft vergaß ſich der Fürſt bey der glänzenden Thorheit des Eroberers; oft verwechſelte dein getrübtes Auge Königspflicht und Kö-

pigkeit mit einander. Aber dein Herz war groß und gut. Deiner Tugenden waren mehrere als deiner Fehler; und das Übergewicht von jenen hätte vielleicht — vielleicht! verdient, daß dein Suchen glücklicher gewesen wäre. Wohlan, wenigstens sollst du nicht ganz gestorben seyn! dein Körper vergehe; aber dein Gedächtniß daure!" — Er sprach es, und goß einen Theil seines mitgebrachten, wunderthätigen Wassers über Alexanders Leichnam hin. Eben deßwegen — so mancher Welteroberer schläft ewigen Schlaf; sein Nahme ist eben so verflogen wie sein Körper zerstäubt; aber Alexanders Nahme lebt noch jetzt, nach zwey Jahrtausenden im vollsten Glanze, und wird ewig in ihm leben.

Noch hatte Aristoteles Wasser genug in seinem Gefäße, um sich selbst durch Genuß desselben Verjüngung und unverwüstliche Dauer zu verschaffen. Aber der Weltweise kannte allzu gut der Dinge wahren Werth, — allzu genau das, was wirklich ist, und was nur so scheinet, als nach dem Besitz eines so zweydeutigen Gutes ernstlich zu verlangen. — „Nein! sprach er zu sich selbst: Mich blendet der Schimmer dieser Unsterblichkeit nicht. Sind nicht die Freunde meiner Jugend längst dahin? Weiß ich nicht aus Erfahrung schon, was sich hienieden hoffen, erwerben, genießen läßt? Ermüdete mich nicht mehrmahls schon dieses ewige Einerley der Stunden, Tage, Monden und Jahre? Dieser Kreislauf von Sorgen, Wünschen, vereitelter Hoffnung und erneuter Begier? Sehnte ich mich nicht mehrmahls schon nach jener Veränderung, die der große gemeinere Haufen Tod, der kleinere, eingeweihte Zirkel Wechsel des Lebens nennt? Widerrieth ich nicht diesem erbleichten

Jüngling jenes Bestreben, wodurch er seine Laufbahn, statt zu verlängern, nur kürzte? jenen ganzen Zug, auf welchem er auch mich mit sich fortriß? Mit, durch und neben ihm auf das Wohl der ganzen Menschheit zu wirken — vielleicht hätte diese Aussicht mich verführt! doch jetzt wäre ein solcher Trunk eine doppelte Thorheit. Und unendliches Leben allhier ist nichts als — unendliches Leiden. Wohlan, allweises Geschick, jene Warnung sey für mich Belehrung! Sammle mich zu meinen Vätern, wann, wie, und wo es dir gut däucht, und nimm dieses wunderthätige Wasser als eine freywillige Gabe, als ein Sühnopfer von meinen Händen an! Du könntest ja auch ohne dasselbe an mir ein Wunder thun, wenn dieses Wunder mir und andern wahrhaft frommte!"

Bey diesen Worten goß Aristoteles jenes kostbare Getränk auf den Boden hin. Ein Paar Tropfen bloß, die in seiner Schale zurück blieben, soll er — sey es aus Ungefähr, sey es aus einem sehr verzeihlichen Überrest von Eitelkeit geschehen! — auf seine Schriften hingesprengt haben; und allerdings ward sein Nahme durch Weisheit eben so unvergeßlich, als es Alexanders Nahme durch Heldenthaten geworden ist.

Almenon und Don Alfonso,

ein Bruchstück aus der spanischen Geschichte.

Ein sonderbarer Irrthum pflegte, vor noch nicht langer Zeit, den größten Theil unserer Schriftsteller anzuwandeln, wenn sie — auch im Vorbeygehen nur — von dem Volke der Mauren, oder von jenen Arabern sprachen, die fast achthundert Jahre lang Spaniens schönsten und größten Theil beherrschten. Sey es aus Unkunde, aus Religions-Schwärmerey, oder aus Nachbethungssucht partepischer Frömmler geschehen, — kurz, fast immer pflegte man sonst jene Söhne des Morgenlandes als Barbaren zu betrachten, die mit Ungerechtigkeit gesiegt, mit Grausamkeit geherrscht, im Kampfe nur durch wilde Wuth und im Frieden durch rauhe Sitten sich ausgezeichnet hätten. Daß sie, berufen durch einen Theil der Einwohner selbst, nach Spanien überschifften; daß sie mit einer Milde, die man vergebens bey christlichen Siegern damahliger Zeiten sucht, den Überwundenen ihre Sprache, ihre Sitten, ihre Gesetze und ihren Gottesdienst ließen; daß unter ihnen eben dasjenige Reich, das später

nachher durch Isabellens Andacht und der Philippe pfäffische Unduldsamkeit verödete, wie ein Fruchtgarten angebaut, mit reichen Städten überdeckt, und mit Millionen arbeitsamer Menschen angefüllt wurde; daß durch sie zuerst Künste und Wissenschaften im abendländischen Europa aufkeimten, und sich von da aus nur leise und langsam in die benachbarten Staaten hinüberschlichen; daß viele ihrer Könige, Heerführer und Staatsmänner mit echter väterlicher Huld für ihre Unterthanen sorgten; und daß überhaupt der Charakter dieses Volkes nicht hart und wild, sondern leicht und froh, für Gesang, Liebe und sanfte Gefühle empfänglich zu seyn pflegte, — von diesem allen schwieg man weislich, oder ging flüchtig dabey vorüber. Denn welche Tugend ließ sich wohl an Menschen preisen, deren Vorhaut beschnitten war; die auf ihren Thürmen keine Glocken, in ihren Tempeln keine Altäre hatten, die einen einigen Gott und Mahomet als seinen Propheten verehrten?

Zwar — um das dawider so wenig als das dafür zu verschweigen! — zwar entstellt auch manche Lasterthat die Geschichte der spanischen Araber. Auch unter ihnen begingen die Mächtigern oft manche Gewaltthat, die der Koran verbiethet; bürgerliche Kriege brachen nur allzu oft aus, erleichterten den Angriff äußerer Feinde und schwächten die inneren Kräfte; Üppigkeit ward zuletzt ein fast allgemeines Laster in Hütten und in Schlössern; und einige Tiger in menschlicher Gestalt entehrten die Würde des Thrones und der Menschheit zugleich. Doch zugegeben, daß allerdings ein heißeres Blut in den Adern dieser Fremdlinge rann, die nach Jahrhunderten noch ihr erstes Vater-

land nicht verläugnen konnten! zugegeben, daß dieses Blut sie dann und wann zum Übermaß in Sinnlichkeit sowohl, als in Heroismus verleitete! Zugegeben sogar, daß die späteren Mauren durch Wollust verzärtelt, den frühern nur, wie Stiefgeschwister glichen; — dennoch vergesse man eines nicht! Vergesse nicht, aus welchen Schriften wir jetzt größten Theils diese Völker kennen lernen! Aus den Geschichtsbüchern der Spanier — ihrer Feinde, ihrer Neider, ihrer ewigen Widersacher im Felde sowohl als im Glauben.

Welche Wahrheit, welche Unparteylichkeit läßt sich wohl von Menschen dieser Art erwarten! Mußten sie nicht ihren Vorältern, ihren Mitbrüdern, sich selbst, und vorzüglich auch ihren Priestern einen Dienst zu leisten wähnen, wenn sie auf ein Volk schmähten, in welchem sie den Erbfeind des christlichen Nahmens zu erblicken glaubten? Und gleichwohl sonderbar genug, auch diese Geschichtsbücher dürfen wir nur mit offenen Augen lesen; dürfen nur mehr auf die Thaten selbst, die sie erzählen, als auf die schiefen Urtheile, womit sie dieselben begleiten, achten; und wir werden von diesen vermeinten Barbaren so manchen Zug angegeben finden, der selbst den wärmsten Nachfolgern echt christlicher Sittenlehre keine Schande machen würde. Ja, wir werden bald gestehen müssen: die Mauren handelten oft edelmüthig gegen die Spanier, die Spanier schon seltner auch nur gerecht gegen die Mauren!

Hundert Beyspiele statt einem ließen für diese letzte Behauptung sich angeben. Doch keines, dünkt mich, ist so sprechend, als jener Gegensatz: Wie Ferdinands I. Söhne, wiewohl sie Brüder und Christen

waren, sich bekämpften, und wie indeß gegen einen dieser Prinzen der Muselmann, Almenon, sich betrug. — Keine romantische Novelle, eine wahre Erzählung nur, gedenke ich davon zu liefern. Keinen einzigen historischen Umstand, werde ich anführen, für welchen nicht entweder Ferreras oder Mariana bürgen! Bloß im Gespräche sey es mir erlaubt, dasjenige mit etwas bestimmtern Worten anzugeben, was die spanischen Geschichtschreiber nur auszugsweise niederschrieben.

* * *

Die Anfangs kleinen Besitzungen, die den Westgothen noch an Spaniens nördlicher und westlicher Küste geblieben waren, vergrößerten sich allmählig durch die ewigen Kämpfe mit den Arabern. Nur Schritt für Schritt, aber fast unablässig, drangen die Christen wieder tiefer ins Land; und gewannen nach drey Jahrhunderten auch dadurch an Kraft, daß sie, die vorher unter sechs oder sieben Oberhäuptern — bald Grafen, bald Herzoge, bald Könige genannt, — gestanden hatten, nach und nach wieder unter die Herrschaft von zweyen oder dreyen kamen, die den Königsnahmen nun schon mit größerm Rechte führten.

Ganz vorzüglich war dieß der Fall bey Ferdinand I. Castilien hatte er von seinem Vater ererbt; Leon und Gallicien war ihm durch seine Gemahlinn zugefallen, deren Bruder plötzlich ohne Erben starb; Portugall hatte er selbst durch das von jeher so vielgeltende Recht des Krieges gewonnen. Erbschaft, Heirath und Waffenglück also hatten ihm eine Macht zubereitet, wie sich deren nach jenem berühmten Treffen bey Xeres kein christlicher Regent in Spanien rühmen konnte. Eine

Macht, die den Mauren, — wiewohl sie noch wenigstens zwey Drittheile dieser schönen Halbinsel beherrschten! — allerdings furchtbar zu werden begann; die aber Ferdinand selbst, kurz vor seinem Tode wieder äußerst schwächte. — Noch war das Recht der Erstgeburt nicht, wenigstens nicht allgemein, unter Spaniens Regenten eingeführt. Ferdinand I. hatte drey Söhne; in diesem Puncte mehr zärtlicher Vater als staatskluger Monarch, vertheilte er unter dieselben noch bey seinem Leben, ganz ohne Vorliebe, fast allzugerecht seine Staaten. Sancho, der Älteste, empfing Castilien und halb Asturien; Alfonso der Mittlere, Leon und Asturiens Überrest; Garzias, der Jüngste, Gallizien und Portugall.

Von diesen dreyen war zweifelsfrey Don Alfonso der Edelste und Gutherzigste, der Schlimmste und Gewaltthätigste hingegen Don Sancho. Mit heimlichem, desto tiefer gegründetem und unversöhnlichem Hasse betrachtete er seine Brüder. Er hielt sie für seine ärgsten, wenigstens für seine schädlichsten Feinde, weil er, wenn sie nicht wären, ein ungleich größres Reich ererbt haben würde. So lange zwar Vater und Mutter noch lebten, bezwang er sich; aber kaum waren Beyde todt, so sann er auf Gelegenheit, dasjenige wieder an sich zu reißen, was seinem Bedünken nach, ihm entwendet worden war. Don Alfonsens Staaten lagen ihm zunächst. Eben deßwegen überzog er auch diese zuerst mit Kriege. Vergebens suchte Donna Urraka — beyder Brüder ältre Schwester, eine Dame, die durch ihre Tugend sich in allgemeine Achtung, ja fast im Geruch der Heiligkeit gesetzt hatte, alle mögliche Mittel hervor, Don Sanches Ehre und Ländergeiz zu beschäf-

tigen. Ein kurzer Stillstand endete sich bald in einem offnen Kriege.

Don Alfonso führte die Waffen mit Muth, aber auch zugleich mit einem edlen Widerwillen, der unverkennbar durchschimmerte. Bey Volpellar trafen die Heere auf einander. Schon am frühen Morgen begann eine blutige Schlacht; erst gegen Abend siegte die Tapferkeit der Leoner. Don Sancho und seine Castilier flohen. In Don Alfonsens Händen befand sich jetzt wahrscheinlich die Entscheidung des ganzen Kriegs. Doch da es ihm, seinen eignen Worten nach, um das Blut der Christen Leid that, so verboth er seinen Kriegern das flüchtige Heer des Bruders gehörig zu verfolgen. Großmüthig genug klang ein solcher Befehl, und wahrhaft edel mochte auch wohl die Quelle desselben seyn. Doch mit der ächten Kriegsklugheit vertrug er sich keinesweges. Denn Schonung am unrechten Orte ist oft Beleidigung seiner selbst; ist eine Kränkung der gerechtern Sache. Nur allzubald und allzuhart machte Don Alfonso davon die Erfahrung!

Mit dem geschlagenen Don Sancho floh auch der tapfere und so berühmte Roderich Diaz. Ihn haben die Dichter seines Landes in Romanen, Schauspielen, und Balladen, unter dem Nahmen Cid so vielfältig besungen; haben so manche Heldenthat von ihm gepriesen, verschönert — wohl gar erfunden, daß jetzt die wahre Geschichte oft kaum zu entscheiden wagt, was ihm mit Recht oder Unrecht gebühre. Doch daß er den Beynahmen eines Helden in der That verdiente; daß sich in ihm Muth, Klugheit, Erfahrung und Geistesgegenwart vereinten; daß er seinem Gebiether Don Sancho schon manchen Dienst, und jetzt den größten

von allen geleistet habe; darüber ist nur eine Stimme. Denn als er gewahr ward, daß kein Sieger sie verfolge; als er sah, daß von den zerstreuten Scharen sich schon wieder einige um ihren König zu sammeln begannen; da rieth er diesem Letztern, nicht nur in seiner Flucht einzuhalten, sondern auch stracks wieder umzukehren, und das feindliche, vermuthlich sorglose Heer mit Tagesanbruch abermahls anzugreifen. Sein Rath ward befolgt; seine Vermuthung traf ein. Im Schlaf, im Ausruhen von gestriger Beschwerde, zum Theil wohl gar im Rausch und im üppigsten Vergnügen wurden die Leoner überrascht. Es kam bey ihnen fast früher zur Flucht als zum Kampfe. Don Alfonso selbst, zu spät von der Erkenntniß seines Fehlers und von einer fruchtlosen Reue ergriffen, fand kaum Zeit genug sich auf sein schnellstes Roß zu werfen, und mit verhängtem Zügel in eine nahe gelegne Kirche zu entfliehen. Eine elende Rettung, die höchstens für einen kleinen Aufschub gelten konnte! Der rasche, seinen Vortheil nie versäumende Don Sancho setzte gar bald ihm nach; scheute sich vor Verletzung der kirchlichen Freyheiten so wenig, als er vor Verletzung der Bruderpflichten sich gescheut hatte, und sandte den verhafteten Alfonso nach Burgos in den Kerker.

Besorgt für das Leben ihres geliebten Bruders eilte Donna Urraka beym ersten Gerücht dieses Vorfalls zum König Sancho; auch die vornehmsten Leoner und unter ihnen vorzüglich Peter, Graf von Asturez, kamen, thaten Vorstellung und manche dringende Bitte. Sey es, daß Don Sancho sie zu erbittern sich scheute; sey es, daß er zwar raubgierig im höchsten Grade, doch nicht grausam genug war, um seine Hände mit

Bru-

Bruderblut beflecken zu wollen, kurz, Alfonso's Leben blieb zwar unangetastet; doch mußte er es mit harten Bedingungen lösen; mußte allen seinen Besitzungen, allen fürstlichen Würden und Ansprüchen entsagen, und ein Mönch im Kloster Sahagum werden.

Erzwungener Gottesdienst ist demjenigen, dem er geleistet wird, ein Gräuel, und jenem, der ihn leisten muß, eine fast unerträgliche Bürde. Alfonso blieb daher auch sehr natürlich nur so lange im Kloster, als er darin bleiben — mußte. Donna Urraka und die Grafen von Assurez, die Erretter seines Lebens, wurden auch die Widerhersteller seiner Freyheit. Indeß König Sancho — nachdem er nun Alfonso's Erbtheil verschlungen — auch gegen den jüngsten Bruder Garcias seine Waffen wandte; indeß er schon mit Glück und Sieg in Portugall eindrang, schafften jene Freunde Don Alfonso Mittel, seine Aufseher zu hintergehen; und auf längst bereit gehaltenen raschen Pferden entfloh er dem verhaßten Kloster.

Schon war er außerhalb den Mauern und der Gewalt seiner Wächter; und noch wußte er nicht bestimmt genug, wohin er sich wenden sollte? In Sancho's Staaten selbst ließ sich an keinen Schutzort und keine Verbergung denken; Arragoniens Grenzen waren allzuweit, die Zwischenwege allzugefährlich; Toledo lag in der Nähe. Doch eben dieses Toledo gehörte damahls noch den Mauren, und galt für eine ihrer wichtigsten, unersteiglichsten Festungen. Schon oft hatten die Könige von Castilien und Leon mit den Regenten dieses Landes Krieg geführt. Der jetzt regierende Fürst hieß Almenon, ein gütiger, weiser, schon greiser Regent, doch nicht allzuglücklich im Kampfe der Waffen. Er

hätte mehr als ein Mahl das größere Kriegsglück und die Übermacht König Ferdinands I. erfahren; hatte erst nach ansehnlichem Verluste mit ihm Friede und Freundschafts-Bündniß geschlossen. Ob Don Alfonso jetzt zu diesem Almenon sich flüchten dürfe, unterlag manchem Bedenken. Er war freylich zuletzt der Bundesgenosse seines Vaters gewesen. Doch Don Sancho war ja eben so gut König Ferdinands Sohn, wie Don Alfonso es war. Jener, der nun die ganze Macht seines Vaters in sich vereinte; der eben so gewaltig und glücklich war, als seine Brüder ohnmächtig und hülflos waren, — Don Sancho mußte ja wohl unter ihnen für den wünschenswürdigsten Bundesgenossen gelten! Gerade seiner bekannten kriegerischen Denkungsart halber mußten sich wohl die Nachbarn vor jeder Beleidigung seiner, sie sey groß oder klein, nur scheinbar oder wirklich, hüthen! Konnte Alfonso hoffen, daß der König von Toledo sich seinetwegen in die Gefahr eines neuen Krieges stürzen würde? Oder mußte er nicht eher befürchten, verhaftet und ausgeliefert zu werden?

Dennoch warf er sich mit dem Zutrauen der Verzweiflung in Almenons Arme, und ward mit einer Willfährigkeit, mit einer Freundschaft aufgenommen, wie er sie von keinem seiner Glaubensgenossen stärker erwarten, — ja, kaum stärker wünschen konnte. Nicht nur, daß ihm Schutz und Sicherheit versprochen, — ihm und seinen Begleitern ein standesmäßiger Unterhalt, in fast verschwenderischer Fülle gereicht wurde; daß man ihm, weil er die Jagd leidenschaftlich liebte, ein eigenes großes Gebieth zu seiner Willkür anwies; daß er in der Pracht seines Gefol-

ges, in dem Wohlleben seiner Hofstaats, nicht einem entflohenen, verbannten, sondern einem noch jetzt regierenden Könige glich! Nein! Almenon ließ auch überdieß noch, bey jedem seiner öftern Besuche, bey jedem seiner Gespräche, so viel Herzlichkeit, so viel Achtung und Liebe blicken, daß er den christlichen Prinzen nicht wie einen Fremdling oder Gast, sondern wie einen Blutsverwandten, ja wie seinen eigenen Sohn zu behandeln schien.

Neun Monathe dauerte dieser Aufenthalt. Eine lange Zeit, in welcher schon manche Anfangs königliche Großmuth zur Kälte und Kargheit hinabschwand! Das edle Betragen des Maurischen Monarchen verminderte sich während derselben nicht um ein Sonnenstäubchen. Doch desto größer, desto unerwarteter war die Veränderung, die in Don Alfonso's Schicksalen vorging! — König Sancho hatte den Krieg gegen seinen jüngsten Bruder, Garcias*), so glücklich und glücklicher noch, als den gegen Alfonso ausgefochten. Den Letztern unterstützten seine Unterthanen wenigstens; jenen ließen sie selbst im Stiche. Jede Stadt, vor welche Don Sancho rückte, schickte ihm von Weitem schon die Schlüssel zu ihren Thoren entgegen. Binnen Jahresfrist hatte er Leon, Gallicien und Portugall seinem Zep-

*) Merkwürdig, daß auch Don Garcias zu einem maurischen Fürsten, zu Benabad, den König von Sevilla, floh, und ebenfalls von ihm gütig aufgenommen ward! — „Sancho, sagt ein französischer Schriftsteller, verfolgte seine Brüder, wie seine ärgsten Feinde; und zwey maurische Könige, die natürlichen Feinde aller Christen (??) nahmen diese zwey Prinzen, wie ihre Brüder auf."

ter oder vielmehr ſeinem Schwert unterworfen. Aber ſeine unerſättliche Seele begnügte ſich damit nicht! Der letzte Wille ſeines Vaters hatte Toro und Zamora, zwey ziemlich mittelmäßige Städte, den beyden Infantinnen, Urraka und Elvira zum Leibgedinge angewieſen. Auch dieß ſchien dem König Sancho eine Entwendung ſeines Eigenthums zu ſeyn. Er forderte die Plätze von ſeinen Schweſtern zurück; und griff bey der erſten verneinenden Antwort zu ſeinem gewöhnlichen Hülfsmittel — zu den Waffen. Toro ergab ſich ſofort; aber Zamora ließ es auf eine Belagerung ankommen, und vertheidigte ſich ſo tapfer, daß Don Sancho endlich nur durch Hungersnoth zu bewirken hoffte, was er mit offener Gewalt nicht durchzuſetzen vermochte. Schon nahm in der eingeſchloſſenen Stadt der Mangel überhand; ſchon ſtand die Beſatzung auf dem Punct, ſich zu ergeben, als ein einziger kühner Mann, Bellides Dolfo mit Nahmen, wenn man nur noch einige Tage zögere, bloß durch ſeinen Arm und ſeine Liſt die Belagerung aufzuheben verſprach. Man willigte in dieſe Friſt, und Dolfo floh ſofort ins Lager des Königs. Schlau genug ſpielte er dort die Rolle des Überläufers; verſprach dem bereits ungeduldig gewordenen Don Sancho ein Pförtchen zu zeigen, wodurch Zamora ſich leicht überfallen laſſe, und bewog ihn dadurch zu einem einſamen Ausritt; doch auf eben demſelben erſah er ſeine Gelegenheit; tödtete ihn durch einen Wurfſpieß von hinten zu, und entfloh.

Daß die Belagerung nun aufgehoben ward, verſteht ſich von ſelbſt. Doch Donna Urraka ſah ſich kaum von eigener Gefahr befreyt, ſo richtete ſie ſogleich auf Don Alfonſo ihre erſten Gedanken. Ein reitender,

vertrauter Bothe, zu Eile, Schweigen und Vorsicht ermahnt, ward schleunigst nach Toledo geschickt. Daß Don Alfonso sogleich kommen, von der Krone Besitz nehmen, seine noch bestürzten, noch ungewissen Barone überraschen solle, dieß war ihr schwesterlicher und weislicher Rath. Mit einem unbeschreiblichen Gemisch von Erstaunen und Freude, von Bedauren und Vergnügen, von Hoffnung und Furcht, empfing Alfonso diese Bothschaft. Er trat mit seinen vertrautesten Freunden in Überlegung. Alle staunten, wie er; alle waren der einstimmigen Meinung: daß an seiner baldigsten Abreise viel, wo nicht alles gelegen sey. Aber wie er sich entfernen solle? Ob mit oder ohne Vorwissen König Almenons? darüber wankte noch die Entscheidung.

„Wenn nun dieser Ungläubige, hieß es, — (denn für ungläubig galt auch der frömmste, der redlichste Mahometaner in christkatholischen Augen!) — die Abreise des Prinzen verhindern, die Verwirrung im Reiche seinen Erbfeinde nützen, den verwaisten Thron entweder umstürzen oder doch erschüttern, das verlorne Portugall zurück begehren, oder für Alfonso's Freyheit sonst ein hohes Lösegeld, für die ihm geschenkte Ruhestatt eine theure Vergütung fordern sollte? Wer könnte ihm dieß verwehren? Wer es ihm verargen sogar? Ist er nicht ein Nachbar, ein Fürst und ein Maure? Könnte nicht Staatsklugheit auf jener und Religion auf dieser Seite zu ganz andern Maßregeln, als seine bisherigen sind, ihn verleiten? Freylich war er bis jetzt Don Alfonso's Wohlthäter, Freund — sein halber Vater sogar! Freylich müßte ein so heimlicher Abschied ihn schmerzen! Freylich würde ein

solches Betragen von einer bloßen Privatperson für Mißtrauen und Undank gelten. Aber ganz andere Regeln schreibt bürgerliche Tugend und fürstliche Staatsklugheit vor. Castiliens Vortheil, die Vorrechte der Krone, die Wohlfahrt unserer heiligen Kirche — was fordern, was entschuldigen diese nicht! Auch ist es am Ende ja nur ein Mahometaner, der getäuscht wird."

So lauteten die Gründe derjenigen, die Alfonso eine heimliche Flucht empfahlen. Je länger er die Sache überdachte, je zweifelhafter ward sie. Auch die Meinung der für ihn so wichtigen Grafen von Assurez war die Meinung — gewöhnlicher Höflinge. Auch sie riethen zu Verstellung und Hinterlist. Aber in Don Alfonso's Herzen sprach doch, zu seiner eigenen Ehre, lauter die Stimme eines innern, vielleicht nicht ganz entwickelten, aber desto stärkern Gefühls. Er riß sich rasch aus der Versammlung, indem jene Räthe mit Kopfschütteln und Achselzucken ihm nachblickten; eilte zum König der Mauren, dessen unbewachte Thür ihm stets offen stand, und sprach:

„Edelmüthiger Almenon! als Menschen, Blutsverwandte, und das Schicksal selbst sich gegen mich erklärten, fand ich bey dir Rettung, Freyheit, Freundschaft, standesmäßigen Unterhalt. — Alles, alles, was ich außer meinem Vaterlande zu wünschen vermochte! Zu ewigem Danke hast du mich dir verpflichtet. Ihn dir ganz abzutragen vermag ich freylich nie; nur dein eigenes Herz kann dich dafür belohnen. Aber wenigstens einen Theil meiner Erkenntlichkeit dir zu bezeugen, wenigstens die Zinsen von meiner Schuld dir zu zahlen — vielleicht, vielleicht gibt mir die Zukunft Gelegenheit und Kraft dazu. Denn wisse: mein Schicksal

ändert sich! Wisse, eben derjenige Bruder, der mir alles, nur nicht das Leben rauben wollte, ist todt! Eben dasjenige Reich, das er zum Theil mir selbst entriß, fällt nun, von ihm vergrößert und vereint, an mich zurück. Die Meinigen rufen mich zum Thron. Wohlan, großmüthiger Fürst, vollende nun deine Wohlthaten gegen mich! Sende mich, als König, in mein Königreich zurück! Bisher war mein Leben dein Geschenk; lasse es nun Krone und Zepter nicht minder seyn!"

Mit ernster Aufmerksamkeit hatte Almenon der Rede Alfonso's zugehört. Jetzt da er spürte, daß der Castilier geendet habe, — jetzt fiel er ihm mit Freuden um den Hals, küßte ihn, und rief:

„Ja, Don Alfonso, ich begrüße dich hiermit als einen König dreyer Reiche; als den würdigen Erben eines seiner Gewalt unwürdigen Bruders; als einen der mächtigsten Monarchen Europens. Und um dich zu überzeugen, daß meine Freude nicht erheuchelt, nicht etwa die oft täuschende Laune der ersten überraschenden Minute sey; so wisse: nicht aus deinem Munde zuerst erfahre ich Don Sancho's Tod.

Don Alf. (erstaunt zurück tretend). Wie? Du hättest ihn früher schon gewußt?

Alm. Früher, als du selbst! Seit nächst verflossner Mitternacht schon! So sehr auch Donna Urraka's Bothe eilte, meine Kundschafter fanden doch noch kürzere Wege und schnellere Rosse. Warum du heute früh so rasch und so heimlich deine vertrautesten Freunde zusammen beriefst, das war mir nicht fremd; auch was sie dir rathen würden, ließ sich ebenfalls leicht vermuthen. Aber ich wollte gleichwohl dich jetzt nicht stören;

wollte es im Stillen abwarten: welchen Entschluß du faſſen würdeſt; ob (mit nachdrucksvollem Ton.) dein dankbares Zutrauen mein Lob, oder dein undankbares Mißtrauen meine Rache verdiene.

Don Alf. (etwas betreten.) Deine Rache?

Alm. Ja! ja! denn warum ſollte ich es läugnen, daß ich ein ſolches Mißtrauen bey dir für eine Beleidigung, für einen Freundſchafts-Bruch gehalten hätte. Daß ich zwar den zu mir fliehenden ſpaniſchen Prinzen mit Freuden aufnahm, doch den von mir entfliehenden König mit Ernſt zurück gehalten haben würde! — Sieh, unmöglich war es dir, unbemerkt und ungehindert zu entfliehen. Schon ſind Kundſchafter und Wächter auf allen Straßen ausgeſtellt. Schon beobachteten Augen genug jeden deiner Schritte; und eben ſo ſicher, eben ſo raſch würden ihre Hände und ihre Schwerter — — Doch ich freue mich, daß es deren nun nicht bedarf! Mit einem Geleite, wie es dem Könige und dem Freunde gebührt, will ich dich nun bis an die Grenzen meines Reichs begleiten. Begehrſt du mehr, ſo begehre es ohne Scheu! Ich gewähre dir im Voraus ſchon, was du forderſt. Offen iſt für dich meine Schatzkammer: gerüſtet für dich mein Heer!

Don Alf. (ihn nochmahls umarmend). Edler Greis, mein Vater und mein Retter! Wie ſoll ich dir zu erkennen geben, was alles in meinem Innern vorgeht?

Alm. Kein Wort des Dankes weiter! Deine Geſchäfte haben Eile, deine jetzigen Minuten hohen Werth. Doch bedarf ich von dieſen letztern noch einige; laß uns daher deſto räthlicher mit ihnen umgehen! — Du betrügſt dich bisher, betrugſt dich jetzt erſt wieder, brav und freundſchaftlich gegen mich; laß auch auf dem

Throne nichts in diesem Betragen dich ändern! Laß uns stets gegen einander so handeln, wie es unsern eignen Herzen, nicht unsern Höflingen gut dünkt!

Don Alf. Du sprichst dunkel.

Alm. So will ich mich deutlicher ausdrücken. Schwer ist die Last der Krone, das weißt du sicher bereits aus eigener Erfahrung! Schwer ist es für Regenten, ihr Amt redlich und genügend zu verwalten.

Don. Alf. Leider! leider!

Alm. Und noch schwerer wird ihnen oft die Erfüllung ihrer Pflicht durch eben diejenigen gemacht, die sie ihnen erleichtern sollten, durch ihre Diener, Räthe, Günstlinge. — Alfonso, daß du heute mir alles frey gestandest — tausend gegen eines! — es war das Werk deines Herzens, sicher nicht der Vorschlag deiner Freunde! Ob du besser gethan, ihnen oder dir selbst zu folgen, das weißt du bereits. Aber erfahre nun auch wie ich gehandelt habe, als vorlängst die meinigen sich zwischen dir und mir zu stellen versuchten! — Entsinnst du dich wohl des Tages noch, als du mich einst, kurz nach der Jagd, auf Susa, meinem Lustschloß, besuchtest? Du ließest dich dicht neben mir nieder. Plötzlich sträubte sich das Haar auf deinem Vorderhaupte ungewöhnlich empor. Drey Mahl strich ich selbst es nieder, und drey Mahl richtete es sich wieder auf. Entsinnst du dich dessen noch?

Don Alf. Vollkommen! So klein auch dieser Umstand seyn mag!

Alm. In deinen Augen; ich habe nichts dagegen! Aber wahrlich, es gab Menschen, die ihn nicht so erfanden! Denn noch am Abend dieses Tages warnten mich meine Wahrsager, und schwuren; dieses sich

sträubende Haar bedeute, daß ich in dir den furchtbarsten Feind meines Hauses und meines Volkes beschütze; bedeute: daß du einst als Sieger und König in Toledo's Mauern einziehen werdest. — „Daß es daher rathsam sey, dich so schnell als möglich zu greifen und zu tödten! Dieß fügten drey oder vier von meinen sonst weisesten Räthen wohlmeinend hinzu.

Don Alf. (mit einiger Verlegenheit, die er umsonst zu verbergen sucht.) Wie — eines so thörigten Aberglaubens willen —

Almen. (lächelnd.) Und hätten deine Glaubensgenossen nichts, gar nichts, was der Gegenparten eben so thörigt, so grundlos dünkte? Sind Wahrsager und Priester nicht überall? und nicht überall sich gleich oder doch ähnlich? — Laß das jetzt bey Seite! Ob es ganz nichtig sey, aus Vorzeichen dieser Art auf späte Ereignisse zu schließen; — ob ich das, was diese mir verkündeten, überhaupt für möglich oder unmöglich hielt; dieß gehört nicht zur Sache. Genug, ich verwarf einen Vorschlag, wodurch Gastfreundschaft und gegebenes Wort schändlich verletzt worden wäre. Er hat, sprach ich, Brot an meiner Tafel gegessen, Wasser aus meinem Becher getrunken; der Tod komme über dessen Haupt, der mir räth, eines solchen Mannes Meuchelmörder zu werden!" — Meine Wahrsager und Höflinge verstummten seitdem. Aber jetzt, jetzt fordere ich von dir zum Lohn nichts, als ein einziges Versprechen; leicht zu ertheilen, und leicht zu halten! Keinen von deinen Glaubenssätzen, keine von deinen Herrscher-Pflichten beleidiget dasselbe. Willst du es mir wohl leisten?

Don Alf. O von ganzer — ganzer Seele gern!

Almen. Wohlan so bleibe denn, unter eidlicher Versicherung, mein Freund, und der Freund meines —

Don Alf. (rasch einfallend.) Und der Freund deines ganzen Hauses, so wahr mir Gott —

Almen. (ihn ebenfalls schnell unterbrechend.) Schwöre nicht allzu rasch und allzu viel! Nur mein Freund, und der Freund meines ältesten Sohnes Hißem meines Thronfolgers — dieß zu bleiben, versprich mir! Überlebst du uns beyde, dann —— (mit geändertem feyerlichem Tone.) Es ist nur ein Gott, und Mahomet ist sein Prophet! Jener Einige thue mit Mahomets Geschlecht, was ihm gut däucht! Zum frevelnden Kampfe mit dem Geschicke selbst habe ich weder Fug noch Kraft.

Don Alfonso gab ihm freudig und feyerlich Wort und Hand. Almenon beförderte nun gegenseitig die Abreise seines Gastes. Auf ein von dem Mauriſchen Könige gegebenes Zeichen, sammelten sich alle seine Krieger, die versteckt im Hinterhalte lagen, und wurden die Bedeckung eben desjenigen, zu dessen Verfolgung und Verhaftung sie bisher bestimmt gewesen waren. Auch begleitete Almenon in eigener Person den maurischen Prinzen bis an die Grenze beyder Staaten, und schied dann von ihm, wie ein Vater von seinem geliebtesten Sohne sich trennt, den er gern nie von sich ließe, und doch jetzt nie wieder zu sehen fürchtet; mit Umarmung, Thränen und Segenswünschen.

Wie es Don Alfonso erging, als er in seine Staaten zurückkam; wie er seine Schuldlosigkeit an Don Sanchos Ermordung den Castiliern durch einen

Eid zusichern mußte, bevor sie seinem Zepter sich unterwarfen; wie er seinen jüngern Bruder, Garcias, als er zurückkehrte, und auch sein geraubtes Erbe wieder zu fordern gedachte, durch List in seine Bothmäßigkeit lockte, ihn lebenslänglich in Haft behielt; und von keinem christlichen Geschichtsschreiber, von keinem Bischof deßhalb getadelt wurde; kurz, was er alles thun mußte, um fest auf seinem Thron zu sitzen; dieß gehört nicht hierher; dieß lese, wer es zu wissen begehrt, im Ferreras und Mariana selbst nach. Nur ein Umstand aus seiner Regierung hat mit dem Vorhergehenden noch Verbindung!

Drey Jahre später überzog der König von Sevilla den von Toledo mit Krieg. Schon war der Angreifer über Almenons Grenzen gedrungen; ihm die Spitze in offenem Felde zu biethen glaubte sich der Überraschte zu schwach. Plötzlich erblickte man von Toledos Thürmen auch von Norden her eine anrückende Kriegsmacht, und erkannte gar bald, daß es — castilianische Waffen wären. Almenon erschrack. Gesandte wurden Don Alfonso entgegen geschickt, mit der Frage: „Ob dieser Einfall die Vergeltung ehemahls erwiesener Freundschaft seyn sollte?" — „Allerdings, erwiederte „König Alfonso, denn ich komme, um meinem Vater „Beystand gegen den Feind von Sevilla zu leisten, „Almenon vereine seine Scharen mit den meinigen!" — Mit Entzücken vernahm der Greis diese Antwort. Er freute sich über die treffliche Hülfe; er freute sich fast stärker noch über die seltene Tugend der Dankbarkeit bey einem christlichen Prinzen. Ohne Mißtrauen vereinte er seine Krieger mit dem Heere der Castilier; ihre verbundene Macht zwang den Feind zum Rückzug.

Nach Almenons Tod bestieg Hißem, sein ältester Sohn, den Thron. Der König von Castilien blieb sein Freund; doch nur kurze Zeit währte Hißems Regierung. Er starb, und der jüngere Bruder, der ihm folgte, war eines solchen Vaters unwerth; herrschte mit eisernem Zepter über sein Volk, und beleidigte sehr oft muthwillig seine christlichen Nachbarn. Alle riethen jetzt König Alfonso zum Kriege — seine Großen, seine Priester, seine Gemahlinn sogar. Lange widerstand er ihrer Ermahnung. Ihn band zwar kein Eid und kein Versprechen mehr; ihm schwebte nunmehr oft jenes Gespräch und jene Verkündigung in Gedanken; aber die Ehrfurcht gegen Almenons Asche dauerte immer noch fort. Nur spät und halbgezwungen gab er der allgemeinen Forderung nach, und siehe, die Prophezeyung — traf ein. Don Alfonso eroberte das für unüberwindlich gehaltene Toledo. Nie kehrte diese große, schöne, feste Stadt unter die Herrschaft der Araber zurück. Alfonso's Lob preisen ganze Bände. Von dem edlern Almenon spricht zuweilen noch eine einzelne Zeile!

Der Schieferdecker,

eine ganz wahre Geschichte.

Ein Schieferdecker und sein Sohn bestiegen einen hohen Kirchthurm, um am Knopfe desselben eine Ausbesserung vorzunehmen. Der Vater, der schon seine funfzig Jahre haben mochte, übrigens aber noch rüstig und gesund war, klimmte voran; der Sohn folgte. Die große Menge Volk, die von unten zusah, freute sich Anfangs; denn das Klettern ging eine geraume Zeit hurtig und gut von Statten. Aber desto gräßlicher war auch das Geschrey, das plötzlich entstand. Denn, sieh da! ganz nahe am Knopfe schon, glitt der jüngere Mann plötzlich aus, und stürzte herab. Durch den Fall von dieser furchtbaren Höhe zerschmetterte er sich dergestalt die Hirnschale, daß, als man herbeysprang und ihn aufhob, schon nicht mehr die mindeste Spur vom Leben sich zeigte. Der Vater stieg indeß unverdrossen weiter; vollbrachte seine Arbeit, und kam nach ein Paar Stunden wieder herunter, so ernst und gefaßt, als nur möglich.

Von allen Seiten umringte ihn nun das Volk. Alle bedauerten, alle beklagten ihn. — „Armer Mann!

armer Vater!" — riefen wohl hundert auf ein Mahl: — wißt Ihr schon, wie es mit Euerm Sohn steht?

„Daß er todt seyn wird! todt seyn muß! erwiederte er ziemlich gelassen. Beym Sturz von einer solchen Höhe hinab, bleibt man freylich nicht lebendig!"

Aber ums Himmels willen! Wie ward Euch denn, als Ihr seinen Fall merktet?

„Wie's einem Vater werden muß, wenn er seinen liebsten, seinen einzigen Sohn einbüßt! Ganz unerwartet kommt uns zwar allerdings ein solcher Fall nie. Wir steigen immer mit der Besorgniß hinauf, nicht lebend wieder herab zu kommen."

Und wann — wie — wo merktet Ihr sein Unglück zuerst?

„O zeitig genug! Noch zwey oder drey Secunden eher, als er stürzte!"

Wie — was sagt Ihr? Eher noch?

„Nun ja doch, ja! Denn um euch aus dem Traume zu helfen, mein Sohn fiel nicht sowohl, — ich selbst warf ihn hinunter."

Ein lauter Schrey des allgemeinen Entsetzens erscholl. — „Gott, Gott! rief alles: wie war denn das möglich?"

„Das will ich euch wohl erklären: und zwar, wie ich hoffe, recht deutlich! Vielleicht wißt ihr es schon, vielleicht auch nicht — aber kurz, bey unserer Handthierung ist es Sitte und Regel: der Ältere, der Geübtere steigt voran; der Jüngere kommt hinten nach. So wie eine Leiter befestiget worden, wird die andere aufgesetzt, und unten angebunden. Dieß ist nicht schwer! Aber dann steigt der Vorderste auf dieser halbbefestigten Leiter höher, und knüpft sie oben ebenfalls an;

und dieß iſt die Hauptſache, wie ihr leicht begreifen werdet. — Als ich heute nun eben im Begriff war, dieſes auf einer der allerhöchſten Leitern zu thun, hörte ich plötzlich hinter mir den Ausruf meines Sohnes: „ach Vater, Vater! wie wird mir! Alles ſchwarz vor den Augen! Ich ſehe nicht mehr, wo ich bin!" — Sofort ſchlug ich hinten mit dem rechten Fuß auf gut Glück aus; traf ihn richtig gerade vorm Kopf; und er flog herab, ohne nur noch einen Laut von ſich zu geben.

„Entſetzlich! Entſetzlich! — Abſcheulicher Böſewicht! warum thatet ihr das?"

„Nun! Nun! Nur gemach! So ganz abſcheulich glaube ich doch noch nicht gehandelt zu haben. — Bey unſerm Handwerk kommt alles darauf an, daß wir nicht ſchwindlicht werden. Wer dieſes Unglück hat, — in einer gewiſſen Höhe hat, wo er ſich nicht ſetzen, nicht anhalten, nicht eine geraume Zeit ausruhen kann, der iſt verloren — verloren ohne Rettung. Dieß war heute meines Sohnes Fall. Da, wo ihm ſchwarz vor den Augen ward, ließ ſich an kein Wieder-Lichtwerden denken. Zwey oder drey Secunden ſpäter, ſtürzte er unausbleiblich hinab. Aber ehe er ſtürzte, griff er auch gewiß in letzter, bewußtloſer Todesangſt nach der unbefeſtigten Leiter, auf welcher ich ſtand; wollte ſich anhalten an ihr; ſie gab nach; und wir ſtürzten dann beyde hinunter. Dieß, dieß alles ſah ich in jenem Augenblick unbezweifelt voraus; dem wollte ich vorbeugen; und deßhalb gab ich ihm raſch den Stoß, der ihn herabwarf, und der mich gerettet hat, wie ihr ſeht. — Sagt mir ihr alle, die ihr vorhin auf mich, als auf einen Böſewicht, ſchmähtet: hätte es ſeinem hülfloſen

Weibe;

Weibe, seinen unerzogenen Kindern — deren Versorgung mir nun obliegt! — ja hätte es ihm selbst etwas geholfen, wenn ich zugleich mit ihm umgekommen wäre? Mich zu opfern für ihn, das könnte Vaterpflicht gewesen seyn, doch mich nutzlos zu opfern nebst ihm — das, dünkt mich, konnte niemand fordern! Und das bin ich auch erböthig, durch Geistliche und Gerichte entscheiden zu lassen.

Wohl zwey Minuten durch war eine dumpfe Stille um ihn rund herum. Was ihm zu antworten sey, wußte niemand. Endlich erwachte doch der allgemeine Unwille wieder, und man begehrte seine Verhaftung. Sie geschah; doch auf eine leidliche, anständige Art. Beym ordentlichen Verhöre fuhr er fort einzugestehen, was — sonst kein anderer ihm Schuld gegeben haben würde. Seine That ward höhern Orts einberichtet; und es ging seinen Richtern, wie es der Volksmenge gegangen war. Sie schauderten Anfangs zurück; überdachten sich seine Lage, und die Gründe, nach welchen er gehandelt hatte, genauer, und mußten gestehen: er habe nach einer zwar gräßlichen, doch richtigen Logik geschlossen; habe eine grausame und doch bewundernswürdige Gegenwart des Geistes bewiesen, und ihr einstimmiges Urtheil war, daß er aller Haft und Strafe zu entlassen sey.

Das Rephuhn des heiligen Johannes.

Nach einer Legende.

In einem zwar schon hohen, doch heitern Alter lebte St. Johannes, als Bischof zu Ephesus, fast angebethet von seiner zahlreichen Gemeinde, hochgeschätzt in der ganzen umliegenden Gegend, und auch in der Ferne nicht unberühmt. Zu dem Manne, der ehemahls unter der Schar der Apostel für den Liebling seines großen Meisters gegolten hatte, der dem allgemeinen Glauben nach nur durch ein Wunder vom Märtyrer-Tode errettet worden, und von welchem eine dunkle Sage umher ging, daß er nie sterben, sondern die Ankunft des Herrn zum Gerichte erwarten werde, zu diesem, den dahmahligen und nachherigen Christen so theuern, obschon von beyden auch so oft mißverstandenen Manne wallfahrteten die Gläubigen von jeder Himmelsgegend her, freuten sich seines milden Unterrichtes, seines Gespräches, das nie schalt oder hart strafte, und ehrten in ihm einen echten Lehrer des Gottes der Liebe.

Einst kam auch von den Grenzen Arabiens ein Neubekehrter zu ihm. Es war ein reicher, noch jun-

sich rascher, für das Christenthum zwar warmer, doch auch den erlaubten Lebensfreuden noch nicht abgestorbener Jüngling. Ein wenig voreilig in Gedanken und Worten, besaß er doch ein im Grunde edles Herz, und bestrebte sich überall das Gute und Wahre aufzusuchen. Er hatte sich schon so lang und so sehr gefreut, den berühmten Johannes nun von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen; hatte unter Weges noch so vieles über ihn mit seinen Gefährten gesprochen; und wäre jetzt — bald geradezu wieder umgekehrt, ohne nur mit einer Sylbe ihn anzureden. Denn als er ungefähr eine Stunde vor Sonnenuntergang zu einer Zeit ankam, wo der Bischof sich im Garten bey seinem Hause befand; als ein einziger alter Diener (noch ehrte und entehrte kein fürstlicher Prunk die bischöfliche Würde!) ihm diese Gartenthür sogleich aufschloß; versicherte, daß es gar keines Anmeldens erst bedürfe, und ihm seinen Herrn selbst aufzusuchen anrieth; da traf der Jüngling den Evangelisten in einer Beschäftigung, die man zwar nicht unanständig nennen konnte, die aber doch jenen hochgespannten Erwartungen so wenig entsprach, daß sie — selbst hier vielleicht einer kleinen Einleitung bedarf.

Johannes, sanft gegen jeden seiner Mitbrüder, war es auch gegen vernunftlose Geschöpfe. Jener Spruch: „Der Gerechte erbarmt sich auch seines Viehes!“ schien ganz für ihn gemacht zu seyn. Er schob oft, wenn er sich zur Tafel setzte, die Befriedigung seines eigenen Hungers auf, um nur die stärkere Begierde eines winselnden Haushundes zu befriedigen, und freute sich alle Mahl herzlich, wenn er das heimkehrende Roß der gefüllten Krippe zueilen, oder die

nachbarlichen Tauben dem ihnen hingeſtreuten Futter zufliegen ſah. Unter allen aber genoß ein zahmes Repphuhn ganz vorzüglich ſeine Gunſt. Aus ſeiner eignen Hand erhielt es faſt immer die Speiſe; ward oft von ihm geſtreichelt und gepflegt; durfte, ſo oft es wollte, auf ſeinen Tiſch fliegen; hatte die Gewohnheit und Erlaubniß, oft nach ihm zum Scherze mit ſeinem Schnabel zu hacken, und pflegte dann endlich unters Gewand an ſeinen Buſen zu ſchlüpfen, und allda auszuruhen, ſo lange es ihm beliebte.

Nun ſaß eben damahls, ganz bequem auf einer Raſenbank hingelehnt, der ehrwürdige Johannes da, und trieb ſeinen Scherz mit dieſem Thierchen; warf ihm jetzt ein paar Körnchen Futter hin; ſtreichelte es jetzt, wenn es ſich darnach bückte; zog die Hand zurück, wenn es nach ſolcher hackte: kurz, tändelte und ſpielte mit ihm, als der junge Araber mit zwey oder drey von ſeinen Begleitern ſich nahte. Schon von Weitem hatten ſie dieſen Zeitvertreib wahrgenommen, und ſich im Stillen darüber verwundert. Ungefähr noch acht oder zehn Schritte hinter dem Rücken des Evangeliſten blieb der Fremdling ſtehen, ſah noch ein Weilchen zu, und flüſterte endlich zu einem ſeiner Gefährten: „Wie? iſt dieſes der Mann, von welchem das „Gerücht ſo viel plaudert? den man für eine ſolche „Stütze ſeiner Glaubensgenoſſen hält? hat ein Apoſtel „und Biſchof nichts Beſſeres und Wichtigeres zu thun, „als mit einem ſolchen Thierchen zu ſpielen? oder iſt „der ehemahls thätige Mann nun als Greis wieder „zum Kinde geworden? wenigſtens einer ſo weiten „Reiſe wird ſein Anblick und ſein Geſpräch kaum verlohnen!“

Leise genug hatte der Fremdling alles dieses seinen Gefährten zugeflüstert; dennoch — es sey nun durch höhere Kraft, oder durch ein natürlich feines Gehör geschehen! — dennoch war auch kein Wörtchen seiner Rede dem Ohre des Heiligen entgangen. Ganz allmählig wandte er sich jetzt um, schien des Besuches nun erst gewahr zu werden; winkte freundlich mit der Hand, daß sie näher hinzutreten möchten, und sprach:

„Willkommen, willkommen, Fremdlinge und Brüder! — Näher, mein Sohn, näher! ihr seyd wahrscheinlich aus fernen Landen?"

Fremdling. Aus Arabien, hochwürdiger Vater!

Johannes. Dachte ich's doch, deiner Tracht, deinem ganzen Wesen nach! und hast der Diener wahrscheinlich noch mehrere mit dir?

Fremdling. O ja! noch zehn bis zwölf wenigstens!

Johannes. Und sollte unter diesen deinen Dienern — wundere dich nicht über diese seltsame Frage zum Anfange des Gesprächs! ich will dir den Grund davon bald enträthseln, — sollte keiner unter ihnen mit Pfeilen und Bogen versehen seyn?

Fremdling. Allerdings! sieben Personen meines Gefolges sind damit bewaffnet.

Johannes. Aber diese Bogen — wie tragen sie solche auf ihren Schultern? gespannt oder ungespannt?

Fremdling (mit sichtlicher, lächelnder Verwunderung). Ungespannt! wie anders? (für sich). Dachte ich's doch! er ward zum Kind!

Johannes. Aber warum ungespannt? Des Bogens Bestimmung ist ja doch, Pfeile abzudrücken! Warum tragt ihr ihn daher so unvorsichtig?

Fremdling. Weil gerade das Gegentheil unvorsichtig wäre! Weil der Bogen bald seine Schnellkraft verlieren, bald an jene Beugung sich verwöhnen würde, wenn er stets, oder fast so gut als stets, die gekrümmte Form behalten müßte. Nur dann, wenn er gehörig ausruht, erhält er wieder Stärke und Spannungsvermögen genug, um den tödtenden Pfeil recht weit und recht kräftig fortzuschnellen; kann dann den Räuber abhalten, das Wild erlegen, den Vogel im Fluge tödten, und den Feind zu Boden strecken.

Johannes (mit sanftem, jedoch einiger Maßen verweisendem Tone). Ey sieh doch, sieh! Wie richtig und gut du über den Bogen urtheilst, und wie vorlaut und unrichtig über den Menschen! Wenn für jene Nachlaß und Ruhe erforderlich ist, um dann desto stärker, desto gewisser zu wirken; warum willst du strenger in Forderungen an deine Mitbrüder seyn? Warum willst du dich wundern, daß ein Mensch, und zumahl ein Greis, auch dann und wann, von den Geschäften seines Amtes und seines Tages ermattet, auf Erhohlung denkt? — sie bey Geschöpfen sucht, die zwar allerdings dir geringfügig scheinen, die aber doch Zuneigung zu empfinden und zu erwiedern vermögen! — Wisse: in weiser Mäße frische Kräfte sammeln, ist allgemeines Bedürfniß der Natur. Sie erquickt thierische Körper durch den Schlaf, und die Geister in diesen Körpern durch den Wechsel von Arbeit und Spiel. Wenn angespannte Bogen des Ausruhens bedürfen, um wieder zu wirken, so haben auch angespannte Nerven des

menſchlichen Körpers dieß nicht minder vonnöthen; und zwiſchen Erhohlung und Müßiggang iſt ein eben ſo groſſer Unterſchied, wie zwiſchen Freygebigkeit und Verſchwendung.

Ein Paar Augenblicke hielt hier Johannes ein. Mit glühender Scham auf der Wange, mit noch ſtärkerer im Innerſten ſeines Herzens ſtand der Fremdling da; wagte es nicht, die Augen aufzuheben, und wollte ſich jetzt mit ſtummer Verbeugung entfernen. Doch des Greiſes bisher etwas ernſte Miene war ſchon wieder zum traulichen Lächeln geworden. Indem er leicht die Abſicht des Jünglings errieth, faßte er ihn bey der Hand, drückte ſie ihm, und ſprach:

„Wie? du wollteſt ſchon wieder von mir gehen, da du kaum gekommen biſt? Hältſt du mich vielleicht für beleidigt? Ja fürwahr, dann wäre doch dein Argwohn gegründet; dann wäre freylich der Greis wieder zum Kinde geworden! Nein, bleib — bleib noch bey mir! kamſt ja wahrſcheinlich doch wohl, um mich über Einiges zu befragen; dich über Einiges bey mir zu belehren. So laß dir's dann nicht mißfallen, daß ich dich auch über Dinge belehrte, wornach du mich nicht befragteſt! Spanne nun den Bogen, da er ausgeruht, und Kräfte geſammelt hat! Wenigſtens wirſt du ihn willig finden, dir zu nützen.

Anecdoten aus dem Leben des weiland hochberühmten Klaus Narren zum Behuf seines künftigen Biographen.

Vorbericht.

Es gibt mancherley Dinge, worüber man schon Jahrtausende gestritten hat, und wahrscheinlich noch Jahrtausende sich streiten dürfte, ohne der Gewißheit dadurch viel näher zu kommen. Zu diesen gehört auch die Frage: Ist ausgebreitete Lectüre mehr nützlich oder mehr schädlich für die übrigen Geisteskräfte zu nennen? — Männer von unbezweifeltem Werthe haben bald für dieses, bald für jenes gestimmt: und auf beyden Seiten hat man (wie dieß so oft der Fall bey politischen sowohl als literarischen Kämpfen ist), die Mittellinie weislich überschritten.

Einer von Deutschlands allerersten Köpfen, so oft er von dem zweyfachen Brande hörte, las oder sprach, der in Alexandrien, erst zu Julius Cäsars Zeiten, und dann unter dem Kalifen Omar, in den Wissenschaften so unerbittlich aufräumte, freute sich

allemahl und sprach: „Gott sey Dank, daß dieß ge„schah! Wie weit schwerer würde es seyn, jetzt etwas „eigenes, etwas Gutes zu liefern, wenn man alles „das noch hätte, noch lesen müßte, was damahls ver„brannte." — Und eine gewisse Schule, die zum Theil jetzt noch blüht, erklärte vor wenigen Jahren geradezu einen belesenen Mann und einen Schwachkopf für gleichbedeutende Worte *).

Plinius der Ältere hingegen, — ein Mann, den hoffentlich alle meine Leser kennen, oder wenigstens, auf mein Wort, für einen der grundgelehrtesten, verdienstvollsten Römer gelten lassen werden; — behauptete geradezu: Kein Buch sey so elend, daß man nicht etwas daraus lernen könne! Und keine Stunde, fast keine Minute seines wachenden Lebens, die er bürgerlichen Geschäften abmüßigen konnte, verging, ohne daß er schrieb, oder las. — Und einer unserer neuern größten Literatoren, ein Mann, der selbst einem Plinius an Gelehrsamkeit wenig oder gar nichts nachgab; ein Mann von hellem Geiste und von geltender Stimme, Ernesti der Ältere, ermahnte oft seine Zuhörer (worunter ich mich damahls selbst befand), daß sie fleißig, — ja recht fleißig, ja recht viel — und nicht etwa bloß Duodez- und Octav-, sondern auch Quart- und Foliobände lesen möchten. — Erstens, meine Herren, (setzte der ehrwürdige Greis hinzu), müßte es wunderlich hergehen, wenn sie we-

*) Aus bloßer Menschenliebe nahm sie die Werke einiger Alten und — ihre eigenen Schriften von diesem Anathema aus.

nigstens nicht etwas Neues darin fänden; und gesetzt, es mißlänge ihnen doch einmahl ganz in diesem Stücke; o! es ist dem ungeachtet ein herrliches Vergnügen, so eine Last Papier auf der Hand wiegen und denken zu können: das hast du nun wieder durchgelesen.

Unbedingt beyder Urtheil zu unterschreiben wage ich freylich nicht: aber eine ähnliche Gewohnheit, die schon mancher an mir getadelt hat, vermag ich nicht abzuläugnen; die Lust nähmlich, solche Bücher zu durchsuchen, die Andere vorsetzlich undurchsucht gelassen hatten. Wie manche schöne Stunde, angenehmer für die Gegenwart, und nutzbarer für die Zukunft anzuwenden, habe ich auf diese Art verschwendet; und ob ich gleich zuweilen auch Manches fand, Manches sah, was Andere übersehen hatten, so bin ich doch immer noch ungewiß: ob Vortheil oder Verlust auf meiner Seite gewesen sey?

Erst vor Kurzem *) erlitt ich darüber den Verweis eines Freundes; und ob es sonst gleich gegen die Klugheit gehandelt ist, einen unter vier Augen erhaltenen Verweis auf offenem Markte wieder auszuplaudern, so will ich doch hier eine Ausnahme von der Regel machen.

Bey flüchtiger Durchsicht einer ziemlich ansehnlichen Bibliothek, wo gute, mittelmäßige und schlechte Romane in friedlicher Nachbarschaft standen, gab die Besitzerinn, eine Dame, für deren Kopf, Herz und

*) Meißner schrieb dieß im Jahre 1779.

D. H.

Stand ich dermahls Achtung hatte, und jetzt Hochachtung habe, mir die Erlaubniß, ein Buch zum Andenken mitzunehmen. Indem ich voll Ungewißheit stand, weil ich den bessern Theil meist schon gelesen hatte, und den geringern nicht lesen mochte, fiel mir folgendes nicht sehr gemeines Buch in die Hände.

Sechshundert, sieben und zwanzig Historien von Klaus Narren. Feine schimpfliche Worte und Reden, die Ehrbare Ehrenleute Klausen abgemerkt und nachgesagt haben, zur bürgerlichen und christlichen Lehre, wie andere Apologen dienstlich und förderlich. Mit lustigen Reimen gedeutet und erkläret. Anno 157[illegible].

Dieses erbath ich mir; man lächelte über meine Wahl und ich nahm es mit nach Hause. Aber kaum mochte es eine zweystündige Quarantäne auf meinem Schreibetisch je gehalten haben, als ein Bekannter zu mir kam, das Buch aufschlug, ungefähr sechs Blätter darin las, dann mit verächtlichster Miene dasselbe hinwarf, und die Frage an mich richtete:

„Was in aller Welt wollen Sie mit dem Plunder da machen?"

„Ihn lesen."

Er, Lesen? — Sie dieß Buch lesen? — Ums Himmels willen, warum das? — Noch dünkt mich, hätte ich nie dergleichen Aberwitz gedruckt gesehen; auf den ersten sechs Blättern kein einziges Wort, das gesunden Menschenverstand verriethe!

Ich. Wohl möglich; aber tiefer hinein ist es vielleicht desto ergibiger. Bedenken Sie nur selbst,

Freund! Sechs hundert sieben und zwanzig Historien! Das wäre doch ein seltenes Unglück, wenn darunter nicht einige gut wären.

Er. Abgeschmacktes Zeug ist es, sage ich Ihnen; eitel abgeschmacktes Zeug!

Ich. Was Sie gelesen haben, das gebe ich ja willig zu; aber hören Sie meine Gründe, warum ich doch für die Folge noch etwas Besseres hoffe. Klaus, so sagt die Geschichte, die ihn, gleich manchen andern Narren mit und ohne Narrenkleid, unvergeßlich gemacht hat, war roh und plump; aber ganz ohne Kopf kann er doch nicht gewesen seyn, da er so lange der Liebling eines Fürsten blieb, den sein Zeitalter Friedrich den Weisen nannte; und da er bey der Erbtheilung der Brüder dreytausend Gulden werth, das heißt nach jetzigem Gelde wohl dreyßigtausend, geschätzt ward. — Vielleicht daß ich hier den ersten Grund manches spätern berühmten Einfalls ausschürfe; manche gute, unrechtmäßig vergessene Redensart auffinde; manchen Beytrag zur Denkart der damahligen Sachsen sammle! — Sollte ich nun noch die herzlich gut gemeinten, oft schnurrigen Reime des Herrn Herausgebers, der wahrscheinlich ein müßiger Pastor gewesen seyn mag, in Rechnung bringen; sollte ich — —

„Possen! Possen! rief mein Freund und griff verdrießlich nach Hut und Stock — Zeitverderb ist es! Nichts finden werden Sie; und doch sicher, darauf kenne ich Sie, ein halb Dutzend Stunden, wo nicht gar so viel Tage darin blättern und grübeln. — Nähmen Sie nicht lieber indeß — —"

Ich (lächelnd). Doch nicht etwa den Sulzer oder Batteux lesen?

Aber er brummte fort, und ging. Und ich? ich that natürlicherweise sogleich, was ich, ohne solche Veranlassung, erst bey Gelegenheit gethan haben würde; das heißt: ich griff nach meinem Klaus, und saß fest angekettet über ihm, so lange nur meine Geduld sich zwingen ließ. Oft warf ich ihn für ein Weilchen weg; oft hätte ich es gern — so viel war des Unsinns darin — für immer gethan. Doch der verdammte Geist des Widerspruchs und die Begierde Recht zu haben, spornten mich so lange, bis ich durchkam. — Und nun, als ich übersah, was ich Auszugsweise an Geschichtchen, Sprachbemerkungen und Reflexionen überhaupt aufs Papier hingeworfen, da ward ich selbst zweifelhaft, ob mein anfangs im Scherz vertheidigter Satz nicht wahr im Ernst sey, so reich war meine Ernte.

Diesen ganzen Pack Excerpte trug ich nun zu meinem Freunde. Er las, lächelte oft, und lispelte zuweilen, ein: Nicht ganz übel! vor sich hin; doch fragte er mich am Ende mit angenommener siegender Miene: Was ich wohl mit dem ganzen Bündlein, dessen Sammlung mich sicher einige Tage koste, zu thun gedächte?

„Es sichten, und dann eines und das andere, bey Gelegenheit, bekannter machen."

„Doch nicht drucken lassen?"

„Und warum das nicht? Heil der Druckerpresse, wenn dieß ihre schlimmste Entweihung wäre!

Er. Aber wen hoffen Sie wohl durch dergleichen Sächelchen zu bessern oder zu belehren?

Ich. Und wenn dieß auch bey keinem Einzigen geschähe, wäre es meine Schuld, da hier und dort

für den Moralgierigen des Stoffs genug da liegt? da ich auch selbst dem trägern Theil des Publicums noch einige Fingerzeige beyzufügen gedenke. Zudem, Freund, muß denn immer Belehrung und Besserung das Losungswort im Schriftstellermunde seyn? Gilt Vergnügen und Zerstreuung für gar nichts? Sollten manche unserer Kopfhänger, Trotz aller Tugendpredigten, die zweyte Auflage ihres Werkleins nicht eifriger, als die Bekehrung von fünfzig ihrer Leser wünschen? — Wenn hierbey nur ein Mißmuthiger lächelt; nur eine schlafende Idee in irgend einem denkenden Kopfe erwacht; nur ein Mädchen auf drey Minuten die Plane ihrer Koketterie vergißt; oder der Vademekumssammler künftiger Zeiten nur ein Paar Geschichtchen für sein Potpourri, das unser Zwerchfell erschüttert, nützen kann; so habe ich schon meinen Zweck erreicht.

Er. O freylich, ihr Herren seyd trefflich genügsam, so lange es bey Worten bleibt. Genug, ich habe Sie gewarnt, und ich wasche meine Hände in Unschuld.

„Was ich zu rühmen wissen werde! — Und doch habe ich noch, Ihnen die Wahrheit zu gestehen, einen Grund mehr, der mich für den Druck bestimmt, bisher zurück gehalten."

Er. Der wäre?

„Herr Wekhrlin hat in seinen Chronologen durch einen Auszug von Klausens Schwänken beweisen wollen: daß die Hofnarren der damahligen Zeiten ganz und gar keinen Witz gehabt, und diejenigen sehr Unrecht hätten, die in ihnen verkappte Philosophen anzutreffen glaubten. Ich schätze an Herrn

Wekhrlin vielerley, und vorzüglich den Muth, mit dem er oft gegen die Vorurtheile der Groß- und Klein-Männer angeht; ich glaube auch, daß diejenigen, welche er hier zu widerlegen sucht, höchlich Unrecht haben; aber er sicher nicht minder. Die Einfälle Klausens und seiner Consorten sind größten Theils von Dummköpfen aufgezeichnet, und eben deßwegen größtentheils übel gewählt; sie haben freylich Manches, was jetzt plump seyn würde, damahls aber niemand beleidigte; und so nützlich die Abschaffung dieser Lustigmacher ist, so wolle doch der Himmel, daß sie manchmahl statt derjenigen Herren da wären, die Wekhrlin, gleichfalls mit Grunde, die wahren Hofnarren nennt; die ziemlich hoch im Adreß-Kalender, doch desto tiefer auf der Liste der Vernunft und Tugend stehen."

Mein Freund konnte oder wollte nichts mehr gegen dieß letztere erinnern; er schied von mir, und ich schrieb ab, was folgt: statt der schönen Verslein im Original setzte ich bey einigen Geschichten meine eigenen ersten flüchtigen Empfindungen hin. Möglich, daß man sie eben so entbehrlich wie ein Verslein findet. Aber wenigstens sind sie noch besser gemeint, als jene. — Im Text selbst habe ich wenig geändert. Ob alles, was man Klausen beylegt, ihm auch wirklich erb- und eigenthümlich gehöre, kann ich freylich nur durch Beziehung auf meinen Autor darthun. Bey einigen Histörchen, wo er selbst sich bloß des Ausdrucks, ein Narr, bedient, wird diese Gewißheit desto wankender, je mehrern Adamssöhnen, eingestandener Maßen, diese Titulatur zukommt; aber genug, ich gebe, was ich kann.

1.

Ein Handwerksmann zürnte heftig auf seinen Lehrburschen; so heftig, daß er ihn mit Füßen zu treten drohte. — „Halt ein," rief Klaus, der dieß mit anhörte; „oder zieh mindestens die Schuhe vorher aus!"

„Und warum das?"

„Damit du erstlich nicht allzu hart treten, und dann auch, während des Ausziehens hoffentlich den Zorn verlieren, und das ganze Treten unterlassen mögest!"

* * *

Was gilt die Wette, hätte dieß ein alter Weiser gesagt: es stünde im Laertius oder Plutarch, und wäre von manchem Federberupfer alter Klugheit nachgeschwatzt worden?

2.

Man schenkte Klausen einst ein schön gemahltes Oster-Ey und er lobte es sehr. — „Weißt du denn," fragte man, „weßhalb du das thust?"

„O ja! Weil man alles loben soll, was schön ist, aber freylich das noch mehr, was recht und gut ist."

* * *

Da bist du falsch daran, guter Klaus! Nur, was schön ist, wird jetzt gelobt; noch öfter das, was nur glänzt. Doch freylich sprachst du bloß von dem, was gelobt werden sollte.

3.

3.

„Wer war," — fragte ihn einst ein Höfling, der neben ihm eine Predigt am Palmsonntage mit anhörte; — „Wer war Gott?"

„Einst ein Mensch, wie ich: doch nie ein Narr, wie du."

* * *

Der Einfall heißt freylich nicht viel. Aber der Muth, dieß einem Höfling zu sagen! — Ich glaube schon, daß manche Menschen Stunden lang Klaus seyn möchten, nur um ein Gleiches wagen zu dürfen.

4.

Ein Ehemann, der seine Magd geschwängert, sollte durchs Schwert gerichtet werden. — „Nicht „doch! lieben Freunde," rief Klaus: laßt den Mann „leben! Hat er nicht seiner Buhlen zu Ehren geholfen? Sie, die sonst Magd hieß, wird von nun an Frau Mutter heißen."

* * *

Dank sey es unsern weisern, mildern Zeiten! Dieser Einfall, lieber Klaus, hätte, wenn du jetzt lebtest, aus Mangel ähnlicher Strafgerichte bey dir vermodern müssen.

5.

Ein Hofrath eilte früh zum Fürsten hin und traf da Klausen.

„Nun! wie gehts, mein Kläuslein? hat mein gnädiger Herr, der Churfürst, ausgeschlafen?"

Klaus. Willst ein kluger Mann seyn und fragst, ob der Churfürst schlafe? Wenn Er's thäte, wer wachte dann für sein Land und Leute? Ein Fürst muß wachen, damit wir faule und volle Narren schlafen können.

* * *

Sehr richtig! (sprach ein Freund, der dieß las.) Nur möchte ich wissen, wie es in den tausend Ländern und Länderchen hergehen mag, wo nach erwiesener Sitte die Fürsten bey Tag und Nacht, mit offenen und verschlossenen Augen, schlafen? „Dummkopf!" antwortete sein Nachbar! „da wachen die Thoren und Buben an ihrer Statt."

6.

Als die Fürsten zu Sachsen Endschichtigung und Landestheilung unternahmen, zerschnitt Klaus eine schöne Schaube, trat vor die Fürsten und sprach: „Seht, gnädige Herren, dieser Rock, als er noch ganz war, kleidete er jeden wohl, der ihn anzog. Jetzt zerschnitten taugt er für Niemanden. Eben deßhalb laßt auch das Land ganz und ungetheilt! Habt ihr doch sämmtlich Raum darin, ihr mögt nun einer oder vier seyn."

7.

„Rath mir einmahl, lieber Klaus!" sprach Churfürst Friedrich: „Was sollen wir thun, die wir kein

Geld haben und immer, zu des Reichs und unseres eigenen Erblandes Frommen, bald hier, bald dahin reisen und die kaiserlichen Reichstage besuchen müssen?" —

„Werde einer deiner Schreiber!" war die Antwort: „Wirst du da nicht reich, so weiß ich keinen andern Rath."

* * *

Man wird sich erinnern, daß diejenigen, welche damahls Schreiber hießen, seitdem einige Grade höher aufgerückt sind.

8.

Zu einem reizenden Fräulein sprach Klaus: „Ey! welch' ein wunderschönes Fräulein du bist!" — Sie aber erschrack, ward roth und sagte:

„Warum verhöhnst du mich? Ich bin nicht schön, das weiß ich; aber womit habe ich deinen Spott verdient?"

„Wie?" war seine Antwort: „Du bist schön, weißt es nicht; und schämst dich sogar, wenn man dich rühmt? O wohlan! schäme dich, dieweil du lebst, so wirst du dann noch schön bleiben, wenn du schon faulend in der Erde liegst!"

* * *

Ich möchte das Mädchen nicht zur Gattinn haben, und wenn sie Millionen besäße, die, indem sie dieß lieset, daran gedenken kann, daß Klaus ein Narr gewesen sey.

9.

Churfürst Friedrich klagte einst über Kopfschmerz, weil er den Abend vorher zu viel Wein getrunken habe.

Klaus. Nun wohl, wieder an, Herr Friedrich wieder an!

Friedr. Aber wenn ich immer so fortführe, was würde denn endlich daraus?

Klaus. Ein Narr wie ich längst gewesen.

* * *

Und doch ist es eine so allgemeine Mode, das Andenken und die Gewissensbisse alter Vergehungen durch neue noch größere Fehltritte unterdrücken zu wollen!

10.

Als Klaus einst im Schloßhofe auf die Trommel schlug, und jedermann herzu eilte, rief er lachend: „Da seht ihr den Vorzug eines Narren! Ein einziger kann ein ganzes Schloß voll seines Gleichen zusammen bringen. Nun laßt zehn Doctoren trommeln und sie werdens nicht mit gelehrten Männern füllen."

* * *

Ich habe nichts gegen dein Privilegium, ehrlicher Klaus! Aber über deine Gutherzigkeit muß ich lächeln, die Doctor und gelehrter Mann für Synonymen hält.

11.

Man rühmte die Tapferkeit eines Kriegers, der viel mannliche Thaten gethan, sich großen Ruhm in

Feldschlachten erworben und manchem Feind obgesiegt hatte. — „Jammerschade, (rief Klaus) um einen solchen Mann, denn ein Weib wird ihn doch zum Narren machen.

* * *

Allgewalt der weiblichen Schönheit! hat dich irgend jemand bündiger und kürzer gelobt?

12.

„Wie geht es dir denn mit deinem Manne?" fragte Klaus ein junges Weibchen. — Übel! er ist böse; verflucht und schlägt mich oft hart." — „Deine Schuld! Warum lernst du nicht seinen Willen und vergißt den deinigen?"

* * *

Verfasser des Ehestandskatechismus! hätten Sie dieß Geschichtchen nicht brauchen können? Hart klingt die Antwort freylich, doch liegt Wahrheit tausendfatt in ihr.

13.

Zwey Männer stritten sich; erhitzt zog endlich einer von ihnen seinen Degen und ging damit auf den andern los, der zu fliehen suchte.

„O halt ein!" rief Klaus dem Nachsetzer zu, „halt ja ein und haue nicht! Wenn du trifft, trifft du nicht ihn allein, sondern dich selbst zugleich mit der gefährlichsten Wunde."

14.

Ein Stubenheitzer jagte einen Hund, der auf dem Schlosse genascht hatte, quer über einen Saal

und trieb ihn in ein Fenster, von dem er, aus Angst, herab aufs Pflaster sprang. „Sieh da!" rief Klaus: „die Suppen am Hofe sind gut; aber die Sprünge, die darauf folgen, sind zuweilen mißlich und hoch: mehr als zu oft wird Arm und Bein bey ihnen verrenkt.

* * *

Da sind wir weiter gekommen, guter Klaus, als deine Zeitgenossen! — Bey dir folgten dergleichen Sprünge nur nach genossenen Suppen; bey uns oft schon nach nur versprochenen.

15.

Klaus sah einst verschiedene lustige Gesellen um Schneeberger Pfennige spielen, und hörte, daß einer davon sich wunderte, weil er einen Pfennig zu viel habe. — „Hilf Gott!" rief er: „Du einen zu viel? So bist du reicher als unsere Fürsten, die täglich klagen, daß sie zu wenig Geld besitzen."

16.

Ein Zärtling, der sich des Gebrauchs seiner Hände schämte, ließ sich von seinem Diener aus- und anziehen. — „Deine Weise gefällt mir;" sprach Klaus; „Du hast den nähmlichen Sinn und Verstand, den dein Pferd hat." — „Wie das?" — „Weil, wenn du spazieren reiten willst, dein Knecht dasselbe eben so ein- und auszäumen, als dich an- und auskleiden muß.

* * *

Nur eine Ungleichheit, Spötter, ist dir entschlüpft! Ein so aufgezäumtes Pferd ist dann seinem Reiter zu

manchem Endzweck nützlich, ein so aufgestutzter Zärtling keiner Seele.

* * *

„Haben Sie vergessen, (fragte mich ein Freund, der dieses las,) daß mancher Käufer beym Pferd nur auf Sattel und Zeug, so wie manches Mädchen nur aufs Kleid bey ihrem Günstling sieht?"

17.

Bey einem vollen Tische saß eine Menge Gäste, und doch hatte keiner rechte Lust zum Essen. — „Was gilts!" sprach Klaus: „Noch ist Freund Hunger nicht erschienen. O harrt ein Stündlein, ob er käme; und will er nicht, dann schnell auf eure Pferde und sucht den Schalk im Feld und auf der Heide! Sicher trefft ihr ihn dort."

18.

Ein gelehrter Mann ward, da er schlecht gekleidet war, geraume Zeit vor der Rathsstube aufgehalten, bevor man ihn zum Verhör einließ. — „Deine Schuld!" rief Klaus: „Du magst gelehrt seyn; aber klug bist du nicht. Zieh deinen bösen Rock aus und lege einen schönen an! dann wirst du so gut gehört werden, als ein anderer weiblicher Hempel."

19.

Als man wegen eines Zugs nach Ungarn, und über den besten Weg hineinzukommen, rathschlagte, da sprach ein Narr: „Mein! rathet und denkt doch

lieber darauf, wie ihr mit gutem Glücke wieder heraus kommen wollt; denn der Weg von hier in jenes Land gleicht völlig dem von jenem Land ist dieses."

* * *

A. O daß dieser Mann der geheime Rath eines Ländereroberers wäre!

B. Zweyfacher Thor! würde ein solcher Fürst auf Rath hören?

20.

Klaus sah einst einen berühmten Doctor in einem neuen Kleide; schnell zog auch er sein Bestes an, ging zu ihm und sprach: „Lieber! Laß uns mit unsern Röcken tauschen!"

„Und wozu das?"

„Damit du siehst, wie schnell ich dann in den Augen der Welt ein großer Doctor und du in den ihrigen ein größer Narr zu seyn scheinen würdest."

21.

Ein Narr sah die Sonne am Himmel, und fragte sie: „Lieber! ey sage mir, wer bist du?" — Ein Mann, der ihm nahe, obschon verdeckt stand, antwortete: „Ich bin das rechte Auge Gottes!" — „Und du," sprach er zum Monde, der eben auch sichtbar war: „Wer oder was bist du?" — „Ich bin das linke Auge Gottes;" erwiederte jener. — Hilf großer Gott!" rief hier der Narr: „Wie wollen denn deine Knechte und Mägde unrecht thun und sich vor dir verbergen, da du in alle Winkel siehst?"

22.

Man sprach in einer großen Gesellschaft von einem bösen Buben, der viel Unheil gestiftet habe und noch stiften würde.

„Laßt ihn ruhig!" sprach Klaus; „wenigstens wird er im Grabe vor euch allen einen Vorzug haben."

„Und welchen?"

„Daß kein Hund auf sein Grab pissen wird."

„Weßhalb das wieder?"

„Weil er nicht die Leiter hinaufzusteigen vermag."

23.

Es beklagten einige einen deutschen Ritter, der tödtlich im Gefechte verwundet worden. — „Warum sollte ich den beklagen?" strafte sie Klaus; „der für seinen Fürsten streitet und stirbt? Nur dann beklagte ich ihn, wenn er solchen verriethe und dem Vaterlande untreu würde."

* * *

So rief Bayard, der Ritter ohne Tadel, in den letzten Zügen dem siegenden Bourbon zu, der ihn im Vorbeyreiten beklagte: „Nicht ich, der ich rühmlich für meinen König sterbe, bin des Mitleids werth, aber wohl du, der du Gott, König, Vaterland verrathen!" Aber freylich sprach ein Bayard ehrfurchtswerth, was ein Thor lächerlich spricht.

24.

Man rühmte von dem Bürger einer großen Stadt: daß er reich, bey seinem Fürsten beliebt und

von seinen Mitbürgern geschätzt sey; man erzählte, daß er nie erkranket wäre, Freude an seinen Kindern erlebe, und selbst ein sorgenfreyes Gemüth besitze. — Da brach mit lautem Weinen Klaus in die Worte aus: „O weh! o weh dem armen Mann! Welch ein baldiges Unglück wird nicht plötzlich auf ihn von allen Seiten losstürmen!"

25.

Einst trug Klaus allerley Küchengeräth zusammen, und vertheilte dasselbe wieder in verschiedene große und kleine Haufen. — „Was machst du denn da?" fragte ihn jemand. — „Seht, lieber Hofjunker! ich habe große und kleine Dörfer hier in Menge gebaut." — „Und wem gehören sie zu?" — „Je nun! die kleinen habe ich für unsern Fürsten erbaut; die großen hingegen mit den reichen Klöstern und schönen lustigen Häusern für unsere Hofjunker und Edelleute."

26.

Ein Mann, der sich sehr viel zu wissen dünkte, ward schier durchgängig und mit Recht für einen Narren gehalten. Ein Ungefähr machte, daß er Klausen begegnete und fragte: Wohin er eben gehen wolle?

Kl. Zu dir.

Er. Zu mir? Was wolltest du da?

Kl. Zwey Narren zusammen kommen sehen; einen, der es heißt, wie ich; den andern, der so handelt, wie du.

27.

Klaus ging vor einem Schenkkeller vorbey und sah das ausgehängte Zeichen. — „Sieh da!" rief er:

„Das sind die Irrwische, welche die Leute am hellen Mittage verführen und sie kaum vor Mitternacht nicht wieder heim kommen lassen."

28.

Ein Thor rühmte einst einen weisen Mann, und rechnete her, wie gelehrt und klug und fromm und redlich er wäre. — „Du schöner Rühmer!" unterbrach ihn Klaus: „Wie kannst du wissen, wer klug, gelehrt und redlich sey, da du selbst keines von allen diesen bist?"

* * *

Kritiker! Jünglinge, die ihr richtet, zehn Wochen nach Verlassung des löblichen Gymnasiums!

29.

Ein unräthlicher Zehrer verschwelgte sein ganzes Vermögen, und war der Armuth schon nahe, als Klaus seinen Hut vor ihm zog und ihn bath: „Lieber, schenk mir einen Gulden!" — „Weßhalb soll ich dir aber so viel schenken?" — „Weil ich es aufheben, und dir, wenn du nun gar zum Bettler geworden, wiedergeben will, damit du alsdann noch ein Mahl guten Muth haben mögest."

* * *

Scheute ich nicht der Antiquaren Zorn, so könnte ich hier eine ähnliche Geschichte vom Aristipp erzählen; nur mit dem Unterschiede, daß beym Aristipp ei-

fertiger Eigennutz und beym Klaus vorsichtige Gutherzigkeit der Grund seiner Handlung war.

30.

Ein Knabe zankte mit dem andern und wünschte, daß die Erde jenen verschlingen und fressen möge! — „Was bedarf es dieses Wunsches?" rief ihnen Klaus zu: „Harrt nur ein Weilchen, und sie wird euch beyde fressen."

31.

„Hast du Geld, Klaus?" fragte ihn einer seiner Bekannten, „so leihe mir einen Schwertgroschen!" — „Du bist mir ein guter Geselle, war die Antwort: und wenn du mein Feind wärest, so wollte ich dir leihen; aber weil du mein Freund bist, so mag ichs nicht thun, um dich nicht durch Wiederfordern zu erzürnen."

32 *).

St. Peter und ein Narr lagen in einem Bette, und Peter war der vorderste. Einst, als sie lang in den Tag hinein schliefen und ihre Arbeit versäumten, schlug der Wirth, der sie zu wecken kam, Petern einige Mahl hart mit der Ruthe. — „Das mag ein Ande-

*) Ich weiß nicht, wie diese und nachstehende Historie in Klausens Leben kommen; da sie aber ein Mahl in meinem Autor standen, so wiederriethe mir mein zartes Gewissen, sie umkommen zu lassen, da sie wenigstens drollig sind.

Herodias.

Eine wahre Anecdote

in einem Schreiben an Herrn L**

Hier, mein Theuerſter, haben Sie ihren Aufſatz *) zurück, den ich mit Vergnügen geleſen, und aus welchem ich — wie das wohl der Fall mit jedem Aufſatz eines denkenden Kopfes ſeyn wird — mancherley erlernt habe. Ihre Grundſätze in der Wahl der Bücher, die Ihr Wilhelm leſen ſoll; die Entfernung der Grecourts, Boccaz, Crebillons, Wielands und aller der Schriftſteller, die einen ohnedem ſchon oft hell genug auflodernden Trieb des Jünglings nur noch mehr anfachen, finde ich billig, und überhaupt hat die Stren-

*) Um den Anfang dieſes Briefes ganz zu verſtehen, muß man wiſſen, daß Herr L** dem Verfaſſer desſelben einen Plan zur Erziehung ſeines Sohnes mitgetheilt, und ſich über die Einſchränkung der ihm zu verſtattenden Lectüre weitläufig erklärt hatte.

einer Lüge halber, so ſtäupen geſehen, als ich armer Narr es um der Wahrheit willen fühlen mußte."

* * *

Geduld, armer Narr! auch tauſend ſogenannte kluge Leute büßten für Wahrheit ſchon durch Erfahrungen, gegen welche Staupenſchlag und Stockſchilling Kinderſpiele waren!

Herodias.

Eine wahre Anecdote

in einem Schreiben an Herrn L**

Hier, mein Theuerſter, haben Sie ihren Aufſatz *) zurück, den ich mit Vergnügen geleſen, und aus welchem ich — wie das wohl der Fall mit jedem Aufſatz eines denkenden Kopfes ſeyn wird — mancherley erlernt habe. Ihre Grundſätze in der Wahl der Bücher, die Ihr Wilhelm leſen ſoll; die Entfernung der Grecourts, Boccaz, Crebillons, Wielands und aller der Schriftſteller, die einen ohnedem ſchon oft hell genug auflodernden Trieb des Jünglings nur noch mehr anfachen, finde ich billig, und überhaupt hat die Stren-

*) Um den Anfang dieſes Briefes ganz zu verſtehen, muß man wiſſen, daß Herr L** dem Verfaſſer deſſelben einen Plan zur Erziehung ſeines Sohnes mitgetheilt, und ſich über die Einſchränkung der ihm zu verſtattenden Lectüre weitläufig erklärt hatte.

ge Ihrer moralischen Denkungsart meinen völligen Beyfall. Aber desto weniger gefällt mir die Selbstzufriedenheit, mit der Sie Ihr Gebäude betrachten, und die Sicherheit, worein Sie sich nach so mühsam gewählten Maßregeln träumen. — Freund, Freund! Sicherheit und Fall sind zwey leibliche fast nie getrennte Schwestern; Vermeidung Einer Klippe sichert den Schiffer nicht auf seiner ganzen künftigen Reise; und man denkt viel zu nachsichtig vom menschlichen Herzen, wenn man glaubt, daß es nur da Stoff zur Wollust sammeln sollte, wo ihn ein üppiger Dichter mit Vorsatz hingelegt hat. — Verschiedenheit der Seele des Lesers bringt natürlich auch Verschiedenheit in den Wirkungen des Lesens hervor; und ich habe Personen gekannt, die, nachdem sie Schaumlöffel, Sofa und komische Erzählungen ohne Sittenverschlimmerung durchlesen hatten, endlich aus der gutgemeinten Erzählung eines tugendbelobten Romandichters, aus den Maximen eines Moralisten, ja selbst aus dem heiligsten aller Bücher Gift zu saugen wußten, ohne noch etwa deßhalb Böswichter von Profession gewesen zu seyn. — O des unglücklichen Ungefährs einer wollüstigen Minute! Durch die unbedeutendste äußerliche Veranlassung stürzt oft der sorgfältige Bau manches vorhergegangenen Jahres über den Haufen! Selbst diejenigen, welche sich Beförderer der Tugend nennen, sind oft Untergraber derselben; und weil in solchen Behauptungen Beyspiele immer mehr, als alle Gründe a priori überzeugen, so will ich Ihnen von verschiedenen über diesen Punct mir bekannten Geschichten heute nur diejenige, die mir am auffallendsten dünkt, erzählen.

Wenige

Wenige, vielleicht keiner unserer Schriftsteller, haben mit so innigem Wunsche, Gutes zu stiften, geschrieben, als Gellert. Alle seine Schriften athmen strenge Gottesfurcht und Begierde nach Ausbreitung der Tugend; immer war dieß sein erster, und Beyfall nur sein zweyter Endzweck. Aber wie? wenn nun selbst er, der Taufenden in ihrem Elende Trost und Liebe zur Rechtschaffenheit einflößte, doch durch eine seiner Erzählungen zwey Personen aus dem kleinen Kreise meiner Bekannten unglücklich gemacht, und zur Verführung eines Mädchens und zur wollüstigen, von langer Reue begleiteten, Ausschweifung eines Jünglings Anlaß gegeben hätte? — Sie staunen? — Wie viel mehr werden Sie dieß dann noch thun, wenn ich Ihnen die Erzählung selbst nenne, die keine andere, als — die Geschichte vom Herodes- und der Herodias ist. „Wie? (rufen Sie aus) durch eben diejenige, wo er so ernstlich vor dem kleinsten Schritt zum Laster warnt; wo er so innig jedem Jüngling und Mädchen den geringsten Anfang des Vergehens als das erste Glied einer unermeßlich fortlaufenden Kette darstellt? Welcher Endzweck könnte edler, welche Moral wahrhafter seyn? Wie oft sind nicht die drey vortrefflichen Zeilen:

Erzittre vor dem ersten Tritte!
Mit ihm sind schon die andern Schritte
Zu einem nahen Fall gethan.

angeführt und sicher auch empfunden worden?" —

Ja wohl empfunden; denn eben dieselben — Kurz, ich bitte Sie, mein Geschichtchen zu durchlesen, von dem ich Ihnen auf Ehre Bürge bin, daß

es wenigstens unter die wahren *) Anecdoten gehört.

Ich hatte einen Freund — mag er indessen Bogner heißen! — jung, feurig, verliebt, brav in der Freundschaft, schüchtern in der Liebe, wollüstig, wo es ihm nur irgend erlaubt zu seyn dünkte, voll Launen (von denen wenigstens die Hälfte gut war), ein Liebhaber des Lesens, und zuweilen auch ein Nachdenker über das Gelesene. — Unter seine mannigfaltigen Besonderheiten gehört auch die, daß er den damahls beynahe angebetheten Gellert nicht liebte. Nicht zwar, als ob er den Mann selbst gehaßt, oder seine Schriften verachtet hätte! O nein, er gestand ihm manches Verdienst um Deutschlands Literatur zu; lobte seinen Eifer für Geschmack und Tugend; ja fand sogar manche seiner Erbauungs-Gedichte schön. Aber das Lobgetöne rings um ihn herum, so lange er lebte; das Singen der Groß- und Kleinmänner, als er starb; und das oft übertriebene Rühmen von Leuten, deren Stimme niemand aufgefordert hatte; alles dieß ärgerte Bogner; er las nun die Schriften des so vergötterten Mannes selbst mit Vorurtheil und entdeckte seiner Meinung nach eben allda manchen Fehler, wo Andere Schönheiten fanden. Er stritt sich oft mit seinen Freunden darüber, und sie blieben — ein Beweis, daß sie nicht Schriftsteller waren — doch gute Freunde.

---

*) Versteht sich hier im Druck mit einigen Änderungen im Punct der Katastrophe, um nicht Personen kenntlich zu machen.

Bogner hatte sich schon früh nach einer Geliebten umgesehen; denn sein Temperament forderte sie; hatte auch zwischen seinem funfzehnten und achtzehnten Jahre wenigstens sechs Mahl gewechselt; nicht sowohl aus Flatterhaftigkeit, sondern weil er immer in der Nähe dasjenige nicht sah und fand, was er in der Ferne zu sehen glaubte, und zu finden verlangte. Mädchen, Frauen, und Witwen hatten ihn verstrickt, aber keine hatte ihn gehalten; endlich traf seine letzte mir bekannte Liebe auf ein Mädchen, Nahmens Charlotte. — Sie war artig, ohne schön zu seyn, reizend ohne zu blenden, begabt mit der einnehmend-stillsten Miene, vom besten Ruf, für Wenige im Gespräch unterhaltend, aber für eben diese wenigen desto reizender. — Bogner hatte sie oft gesehen, ohne sich's einfallen zu lassen, in sie verliebt zu werden; aber eben diese Unbefangenheit stand ihm in der Folge bey, denn jeder, der Absichten von dieser Art gleich Anfangs bey ihr verrathen hätte, würde abschlägige Antwort bekommen haben, und wäre er schön wie Nireus gewesen. — Doch was ein Augenblick nicht vermochte, vermochten mehrere, und nach und nach entglomm in Beyder Herzen ein Feuer, das mit jedem Tage zunahm. Schon waren heimliche Gespräche verabredet und veranstaltet worden, ohne daß Charlotte nur sich selbst gestand, daß sie liebe; und als sie endlich über diesen Punct sich nicht länger täuschen konnte, dann hatte sie zwar nicht zur Rückkehr Kraft genug, aber sie beschloß doch sich zu mäßigen, und schwur muthig einen heimlichen Eid, nie auch nur ein Haarbreit von der Tugend zu wanken.

Da sie sich oft, und, nach Sitte der Jugend, ziemlich unvorsichtig sahen und suchten, so ward ihre Liebe bald das Kaffehgespräch des ganzen kleinen Städtchens, und Charlottens Ältern, gleichfalls durch gewöhnliche gute Freunde im Vertrauen davon unterrichtet, untersagten ihrer Tochter sehr ernsthaft den ganzen Umgang mit Bogner. — Wann wird endlich die Zeit kommen, daß Väter und Mütter klug genug seyn werden, die alte Wahrheit einzusehen: daß nichts so scharf reize als ein Verboth; daß kein Amt fruchtloser sey, als das Amt eines Mädchenhüthers! — Zwey Tage lang zwang sich Charlotte; am dritten widerstand sie Bogners Vorschlage, einander des Nachts zu sehen, nicht länger, und jedes unserer Liebenden darbte sich gern zwey Stunden Schlaf ab, um dann oft mit der größten Gefahr zusammen zu kommen.

In diesen glücklichen von niemanden belauschten Stunden waren Hand und Lippe dem trunkenen Entzücken des immer gleich feurig bleibenden Jünglings freygegeben; aber so oft sein Taumel sich weiter wagen wollte, so oft ward jede Bemühung mit ernster Strenge vereitelt; und da Bogner an Charlotten wirklich mehr die schöne Seele als den reizenden Körper liebte, so stieg durch dieß Betragen seine Hochachtung auf einen so hohen Grad, daß er endlich selbst von diesen ihrer Ehre gefährlichen Lockungen abließ, und überzeugt von der Unmöglichkeit seines Siegs, sie eben deßhalb noch stärker liebte.

So ging es ganze sechs Monathe hindurch. Oft hat nachher mein Freund mit thränenden Augen mir zugeschworen, daß das Andenken dieser für ihn so seligen Zeit jedes etwa noch übriggebliebene Glück durch

den Abstand vermindere, und daß er Jahre der Folgezeit für einzelne Tage jener verschwundenen freudig hingegeben haben würde. Aber leider schätzen wir nur immer das Entflohene, und verschwenden das Gegenwärtige!

Einst an einem müßigen Nachmittage war er und seine Schwester allein.

„Lies mir doch etwas vor, lieber Carl!" bath Louise; „meine Arbeit geräth dann zehn Mahl besser."

„Ich habe nichts bey der Hand."

„Da!" indem sie ihm ein Buch hinreichte.

„Hm! Schon wieder Gellerts Fabeln? Kannst du denn die noch nicht auswendig?"

„Noch nicht, wie du siehst! Und wenn's auch wäre; selbst bekannte Sachen hör' ich gern von dir: du declamirst so gut und richtig."

„Diese gewiß nicht; denn ich liebe sie nicht sonderlich."

„Und doch — was gilt die Wette? — kennst du sie vielleicht nicht einmahl alle."

„Eine Wette, die du leicht gewännest! Denn kaum las ich jemahls im zweyten Theil ihrer sieben."

„Um desto eher nimm die erste, die du aufschlägst."

Er that's, und es war die von der Herodias. — Weiß der Himmel, wie eben die Seele des Jünglings gestimmt seyn mochte; nur so viel weiß ich, daß er kaum die Erzählung geendigt hatte, als er, Trotz Louisens Bitte, weiter fortzulesen, das Buch zumachte, und voll tiefen Nachdenkens in sein einsames Cabinett ging. — Die Moral, die er jetzt gelesen, konnte zwar einem Menschen von Bogners Kopf unmöglich neu seyn; gleichwohl hatte er sie noch nie so lebhaft sich

gedacht, als eben jetzt, obschon leider! ganz von einer andern Seite, als er sollte.

„Ist jeder Fehltritt, (so sprach er zu sich selbst,) die Stufe zu einem nahen größern, so kann auch Charlottens Tugend gewiß nicht so unbezwinglich seyn, als ich bisher wähnte. — Ist sie nicht ungehorsam gegen das Verboth der Ältern? Ist sie nicht Heuchlerinn? Wagt sie sich nicht allzukühn in Gefahren, wo Straucheln so leicht möglich ist? Hat sie mir nicht schon so viel erlaubt? — Ha! Weiter, Bogner, weiter! Die Festung selbst ist nicht unüberwindlich; nur am Angreifer liegt die Schuld. — Zwar habe ich allerdings manchen Sturm schon versucht; — aber aushalten, aushalten, Bogner! — Das nur fehlte! und soll künftig nicht mehr fehlen. Schwierigkeit ist noch lange keine Unmöglichkeit!"

So ungefähr dachte er, doch von diesem Augenblick jede Erfindsamkeit, jede Kraft der Überredung, jede Stätigkeit auf, und drang so neugerüstet mit frischem Muth auf Charlottens Tugend ein. — Auch jetzt widerstand sie lang und ernstlich: aber freylich hatte die lange warme Dauer seiner Liebe ihr den Jüngling immer werther gemacht; seine Schwüre, sein Flehen, und — o! wer fühlte das nicht? — auch ihre eigene Weiblichkeit — — Hier wird Forterzählung schwer und schlüpfrig. Kurz, noch dreyzehn Tage blieb Charlotte rein, wie Venus Urania, am vierzehnten — fiel sie.

Bogner hatte nun gesiegt; aber er fand in seinem Siege jenes Vergnügen bey Weitem nicht, auf welches er so zuversichtlich gerechnet hatte. Sinnliche Wollust ersetzt nie den Verlust geistiger Wonne. Der süße

Gedanke, ſich vom tugendhafteſten Mädchen geliebt zu ſehen, war verſchwunden; Charlotte ſchien ihm nicht mehr die Göttinn, die er vor Kurzem noch anbethete; kaum war der Ungerechte billig genug, ihr die Eigenſchaften eines guten Mädchens zuzugeſtehen; ſeine Liebkoſungen minderten ſich, wenn auch nicht an Zahl, doch an Wärme, und Charlottens ſcharfer Blick ward dieſen Unterſchied gar bald nur mehr als zu deutlich gewahr.

Allein auch jetzt verwickelte ſie ſich in einen neuen Fehler, der freylich ihr nur halb zum Vorwurf gereichen kann, weil er unter die gewöhnlichen Vorurtheile des Frauenzimmers gehört. Sie wollte die vorige Wärme ihres Geliebten wieder erwerben; und argwohnte ſehr richtig, irgend etwas bey ihrer Zärtlichkeit verſehen zu haben; aber weit entfernt, aufs Übermaß zu rathen, rieth ſie auf Mangel der Liebe. Sie verdoppelte daher ihre Liebkoſungen, kam jedem ſeiner nur muthmaßlichen Wünſche zuvor, und hing ſo ganz und feſt an ihm, daß ſchon die Abweſenheit weniger Stunden ihr ein Jahr zu ſeyn dünkte: — Maßregeln, die nothwendig das Gegentheil von dem bewirken mußten, was ſie bewirken ſollten. Bogner, der, ſo wie jeder Schatten des Widerſtandes verſchwand, auch die Luſt zur Sünde täglich lauer fühlte, blieb ſeinem ein Mahl angenommenen Grundſatz: daß der Begeher Eines Fehlers auch aller übrigen fähig ſey, getreu; verwechſelte bald das Wörtchen fähig, ohne es ſelbſt zu wiſſen, mit dem Begriff geneigt; und indem er nicht einmahl daran dachte, daß man mit eben den Waffen auch gegen ihn ſtreiten, und ihn, den Mädchenverführer und Wankelmüthigen, auch für Gift-

miſcher, Mörder, Räuber, und Gott weiß ſelbſt, für was Alles, erklären könne, hielt er Charlotten nun gänzlich für eine Perſon, der zur Begehung jeder Sünde bloß die Gelegenheit mangelte.

Sie werden es vielleicht für Übertreibung halten, und doch iſt es ungeſchminkte Wahrheit, wenn ich Sie verſichere: daß nicht nur in dieſem Puncte, ſondern auch im ganzen übrigen Leben, dieſer unglückliche, aus der Herodias hergeleitete Grundſatz für Bogner die ſchädlichſten Folgen äußerte. Denn da er unter allen ſeinen Bekannten keinen hatte noch haben konnte, der nicht dieſen oder jenen Fehler beging; da er mit äußerſter Spitzfindigkeit ſich jede Schwäche auszuforſchen bemühte; ſo kam es bald dahin, daß er ſich in eine Welt voll Böſewichter verſetzt zu ſehen glaubte, umſonſt Freude ſuchte; und ohne Ahndung, daß er ſelbſt die alleinige Urſache ſeiner tauſendfachen Unruhen ſey, ein Leben führte, das unglücklicher als der Tod ſelbſt, und eine Kettenreihe von Mißtrauen und Unzufriedenheit war. —

Doch zurück zu Charlotten! — Mehr das Bedürfniß körperlicher Freuden, als zurückgebliebene Liebe, erhielt dieſer Unglücklichen noch eine geraume Zeit den ihr beynahe unentbehrlich gewordenen Geliebten. Oft weinte ſie im Stillen über ſeine Kälte; wagte gegen ihn ſelbſt manche rührende liebevolle Vorwürfe; aber jede dieſer Klagen war umſonſt; ihr Umgang blieb völlig der Umgang zweyer Eheleute von gewöhnlichem Schlage; und da die Zeit erſchien, die Bogner auf eine höhere Schule berief, trennte er ſich nach der Umarmung der letzten Nacht zwar mit erkünſtelten Thränen, aber auch mit ſo kaltem Herzen von ihr,

daß er schon in den ersten Wochen ihrer ganz vergessen haben würde, wenn nicht ein unvorhergesehener, obgleich sehr natürlicher Zufall ihn wider Willen nur zu deutlich an sie erinnert hätte.

Denn als er einst ruhig in seinem Zimmer saß und schrieb, öffnete sich plötzlich die Thüre, und eine junge männlich gekleidete Person trat mit schüchterner Miene herein. Man stelle sich Bogners Staunen vor, als er beym ersten Augenaufschlagen und beym ersten Worte Charlotten in dieser Verkleidung fand!

„Träum' ich, oder wach' ich? — Du hier? Du, Charlotte? — — Und warum? — Und warum so? —" das war ungefähr Alles, was er stotterte. — Aber mit sprachloser Hastigkeit fiel sie in seine Arme, verbarg ihr Gesicht an seinem Busen, harrte da drey Minuten, und dann war ein stammelndes: „Bogner! — Bogner! — du hast mich für grenzenlose Liebe elend, unaussprechlich elend gemacht!" Alles, was sie herauszustoßen vermochte.

„Ich? — dich? — Gott! und wie das?"

„Fragst du noch, Grausamer? — Durch dich bin ich schon längst nicht mehr, was ich seyn sollte! — und bald — bald wird zur Stimme meines Gewissens auch die Stimme der Welt sich gesellen; bald werde ich mehr seyn, als ich seyn darf!"

„Ha, Charlotte! verstehe ich? — Arme Unglückliche — —"

„Ja wohl, unglücklich! — Mutter! Mutter!" — Hier riß sie sich los, auf den nächsten Stuhl sank die Bedaurungswürdige und bedeckte ihr Angesicht mit beyden vorgehaltenen Händen. — Fest war der Jüngling an ihr, küßte ihre brennende Wange, umschlang ihren Leib, bath und flehte; — endlich sprach sie wieder:

„Kaum warst du fort von mir, so ahndete ich mein Unglück, und nur zu schnell wußte ich dasselbe gewiß. Der Zorn meiner Ältern, der Hohn meines Geschlechts, die Schmach — — Bogner! Bogner! ich vermochte nicht sie auszuhalten, floh — floh zu dir! — Du bist der erste, der meine Schande kennt, so wie der einzige, dem ich sie verdanke! — O hilf mir! hilf mir! — wenn du je dereinst bey Gott Erbarmen finden willst, so hab' es auch jetzt mit mir! — — Auf den Knieen flehe ich dich — verschmähe die Gefallene nicht!"

Jetzt zuerst in seinem ganzen Leben fühlte Bogner sein Allerinnerstes erschüttert. Die kleine Trennung, die männliche Tracht, die Gluth ihrer Rede, und noch mehr ihre traurige Lage gaben Charlotten in seinen Augen neue Reize; die Stimme seines Herzens sprach mit lauten Vorwürfen; Reue durchdrang ihn, und er schwur, alles zu thun, was ihm zu thun möglich sey.

Er erfüllte seinen Eid, wenigstens nach dem Maße seiner Kräfte; das heißt, er verschaffte dem armen Mädchen, nach zwey oder drey mit ihr im Verborgenen auf seiner Stube zugebrachten Tagen, auf dem nächsten Dorfe ein einsames Stübchen, wo sie bey einer guten alten Mutter die Zeit ihrer Entbindung abwarten sollte. — Was nachher anfangen? das wußten Beyde selbst noch nicht: weiter Blick in die Zukunft war nie ihre Tugend gewesen, und jetzt hebten sie dafür mehr als jemahls; auch bedurften sie leider weiter Entwürfe jetzt nicht.

Denn kaum hatte Charlotte diesen Aufenthalt bezogen, als eine gefährliche Krankheit sie befiel. Die erlittene Angst, die Beschwerden ihrer weiten Reise, die Furcht vor dem, was da bald kommen könnte, kommen müsse, und die Besorgniß, auch

jetzt nicht aus Liebe, sondern aus bloßem Mitleide gegen sie so handle, wie er wirklich gehandelt hatte; dieß alles vereint, zog ihr ein heftiges hitziges Fieber zu, von dem sie kaum aufstand, als eine unzeitige Niederkunft, gleichfalls aus nur gedachten Quellen erzeugt, sie von Neuem auf's Lager warf, und eine sich hart daran anschließende, so genannte eilende Verzehrung sie dahin riß.

Bogners Empfindungen bey allen diesen Schlägen übersteigen die Grenzen der Sprache. Mit jedem neuen Unfalle war ihm Charlotte wieder theurer geworden. Die Liebe, mit der sie bis an den letzten Lebenshauch an ihm hing, überführte ihn, wie sehr er sich in ihrem Charakter geirrt habe; und die Furcht, daß sein auch jetzt noch zuweilen rückkehrender Kaltsinn den Tod dieses Engels beschleunigt haben könnte, machte ihm jeden ihrer letzten Augenblicke zur peinlichsten Folter. — Als nun endlich ihr Leben auf immer dahin flog, dann warf er sich, voll der schrecklichsten Verzweiflung, auf ihren erstarrenden Körper hin, klagte sich laut als ihren Mörder an, und bath die Umstehenden, ihm den Tod zur Linderung seiner Qual zu geben.

Schon einige Zeit her war diese Geschichte verschiedenen seiner vertrauten Freunde, wenigstens den Hauptumständen nach, bekannt gewesen; jetzt erzählte er sie jedem, der ihm aufstieß; setzte sich dann nieder zu seinem Schreibtische, und benachrichtigte seine und Charlottens Ältern vom Tode seiner Gattinn, (wie er sie nannte); erklärte sich selbst aller Sünde schuldig, und schloß beyde Briefe mit diesen Worten:

„Morgen gebe ich die Hülle dieses Seraphs der „Erde wieder, und dann will ich unstät und flüch„tig die Welt durchirren, um ein Unding zu su-

„chen; — Ruhe; Ruhe für mich, die doch „auf ewig dahin ist! Mehr als den ersten Bru„dermörder belastet mich das Blut der Unschuldi„gen. — Verzeihen Sie Ihrem reuigen Soh„ne! — Er hat des Fluchs genug: sprechen Sie „nicht auch den Ihrigen über ihn aus! Und wenn „Sie nie wieder eine Zeile von seiner Hand, und „noch weniger ihn selbst jemahls wieder persönlich „sehen, so bethen Sie mindestens für das Loos „seiner Seele jenseits!"

Er hielt den Vorsatz seiner Flucht. — Sein Vater, der sogleich zur Akademie hineilte, fand ihn nicht mehr; alle Nachsuchungen waren lange vergebens. Endlich erfuhr man, daß er Österr. Kriegsdienste genommen habe; und von wenigen Monathen kam er auf einige Tage wieder her. Unruhe herrschte noch immer auf seinem Gesichte und in seiner Seele. Er hatte stets alle Pflichten seines neuen Standes erfüllt; seine Obern waren mit ihm zufrieden: er nie mit sich selber. Er suchte mich auf. Wie so ganz verändert! wie so ganz nicht mehr der muntere Freund meiner Jugend! Nie, glaube ich, wird er den Frieden mit sich selbst wieder erlangen, und auch er — o! auch er hat die Hoffnung dazu längst aufgegeben, oder vielmehr nie gehabt.

Der Reflexionen über das alles überheben Sie mich heute! Was bedürfte es auch ihrer? — Redet die Geschichte nicht selbst genug? Ich bin

Ihr

B.

Anecdote zu König Augusts I. Leben *).

Von langen Zeiten her sind wir unter allen europäischen Völkern das gutherzigste gewesen; immer geneigter, brav zu handeln, als unsere braven Handlungen zu verewigen, immer begierig, selbst in den dunkelsten Geschichten fremder Nationen nach edlen Zügen zu schürfen, und unbesorgt, ob auch der einheimischen Thaten jemand gedenke. — Daher kommt es, daß so manches unter uns vergessen wird, was unsere Nachbarn mit großem Pompe erzählen und wieder erzählen würden; und eben daher, dünkt mich, sey es die Pflicht eines jeden unter uns, der es sich zutraut, die Feder zu führen, daß er aufzeichne, was

*) Bey der ersten Auflage erklärte ein Kunstrichter diese Anecdote für schön, wenn sie wahr und wahrscheinlich wäre. Ich vertheidigte mich gegen dieses Urtheil, das mir wehe that, mit einer Hitze, die für Beleidigung galt, und statt eines Kunstrichters zehn gegen mich erbitterte. Um, wo möglich, nicht in dieser Progression fortzuschreiten, will ich hiermit ganz einfach erklären: „daß ich gegenwärtige Anecdote völlig so mittheile, wie sie mir der eigene älteste Sohn des Leibchyrurgus „Weiße erzählte; daß dieser bey seiner Erzählung an „nichts weniger dachte, als daß er etwas sage, das des „Druckes werth sey: der aber nachher in der Handschrift „und im Druck jedes Wort von mir nochmahls überlas, „und für ungekünstelte Wahrheit erklärte."

ihm wider Verdienst dem Untergange nahe zu seyn dünkt *).

Unter den Männern, die der sächsische Friedrich August I., König von Pohlen, vorzüglich liebte, war auch sein Leibchyrurgus, mit Nahmen Weiße **). Er hatte fünf Jahre lang auf königliche Kosten auswärtige Spitäler besucht, und der berühmte Petit, ein großer französischer Wundarzt, war sein vornehmster Lehrmeister gewesen. Endlich kam er an den Hof seines Herrn zurück; fand an dem Monarchen einen gnädigen Gebiether, aber auch an den übrigen Leibärzten so kräftige Gegner, daß er nur selten mit seinen Vorschlägen gehört wurde. Nun belästigte den König schon seit langen Zeiten ein kleiner Schaden an einer Zehe, der durch Vernachläßigung immer bösartiger ward, bis sich endlich der Brand zu zeigen anfing. Man berief sogleich die Leibärzte und den Chyrurgus. Der letzte stimmte auf die schleunigste Hülfe durch den Schnitt; aber die Ärzte widersprachen, seine Gründe wurden überstimmt, ohne widerlegt zu werden; und man beschloß endlich, den schon genannten berühmten Petit, durch schleunige Stafetten, von Frankreich aus bis nach Bialastock ***), wo eben der König sich aufhielt, kommen zu lassen. — Die weite Entfernung hatte nothwendig, Trotz der größten Eile,

*) Man ist nirgends so kurzsichtig, als in seinem eigenen Hause, sagte Heinlich VIII., und daß er wahr redete, sind wir Zeuge.

**) Johann Friedrich, mit seinem Vornahmen; aus Kalbe, einem Landstädtchen im Württembergischen gebürtig. — Bey Lebensumständen rechtschaffener Männer kann man selten zu umständlich seyn.

***) Ein dem Fürsten Czartorinsky gehöriges Schloß.

die Unbequemlichkeit eines langen Verzugs, und der treue, seinen König liebende Chyrurgus war in seinem Herzen fest überzeugt, daß das Leben seines Herrn bey so verkehrten Maßregeln in die äußerste Gefahr gerathen müsse.

Nach den peinlichsten Zweifeln von einigen Stunden entschloß er sich endlich zu einer That, die, bey der lautersten Absicht, doch für ihn die gefährlichsten Folgen haben konnte. Er wachte nähmlich in der nächsten Nacht allein mit des Königs treuesten Kammerdiener *) beym Bette des Fürsten; ein ihm heimlich gegebenes Schlafpulver sollte desselben Schlaf verstärken; versehen mit allen zu seinem Vorhaben dienlichen Instrumenten erschien Weiße, und sah kaum August eingeschlummert, als er sie hervorlangte, die Thüre des Gemachs inwendig verschloß, und sich dem Bette, wo der König schlief, näherte.

Der erstaunte Kammerdiener, unwissend, was alle diese Zurüstungen bedeuten sollten, ward zu schweigen bedräut; Weiße ergriff den schadhaften Fuß, legte ihn auf einen am Bette stehenden Stuhl, und versicherte den König, der eben im Einschlummern war, und beym Erwachen über die ungelegene Zeit des Verbandes etwas unwillig schien, daß er ruhig fortschlafen könne, weil er alle Mühe anwenden wolle, ihn nicht weiter zu stören.

*) Auch einer der sonderbarsten Menschen an Augusts Hofe. Er hieß Peter August, war ein getaufter Kosake, und hatte diesen Nahmen, weil der Czar und König August seine Taufzeugen gewesen. — Nie war ein Mann treuer, als er; aber auch nie sprach ein Bedienter auf der französischen Bühne dreister mit seinem Herrn, als er mit dem Könige, der manchen Verweis von ihm lächelnd übersah.

August glaubte es, und sein Chyrurgus ließ ihn unangerührt liegen, bis wieder ein fester Schlaf sich eingestellt hatte; dann aber löste Weiße schnell, mit eben so viel Geschicklichkeit als Muth die ganze Zehe durch einen Schnitt ihm ab. Natürlich, daß, durch den Schmerz erweckt, der Monarch von Neuem auffuhr; aber auch jetzt entschuldigte sich Weiße, als ob er bloß von ungefähr ihn mit der Häftnadel geritzt hätte, und der darauf gegossene Balsam noch einige Schmerzen verursache; der König gab sich zufrieden, und die Kraft des Pulvers verschaffte ihm bald einen neuen Schlaf. — So ging die Nacht hin, und August war weit entfernt, bey dem heftigern Wehthun seines Fußes, am nächsten Morgen auf die wahre Ursache zu rathen. Indessen drang er doch sofort auf einen neuen Verband, und befahl seinem Kammerdiener, ihm einen Hohlspiegel, in welchem er seinen Fuß vergrößert sehen konnte, hinzusetzen. — Man kann leicht denken, daß jetzt diesem sowohl als dem Wundarzte das Herz tapfer schlug, und eben so leicht wird man sich das Erstaunen des Königs vorstellen, als er beym ersten Blick eine Zehe vermißte.

„Wer hat das gethan?" fragte er mit einem Tone, der wohl den Herzhaftesten zu erschüttern vermochte.

„Ich, Ew. Majestät," antwortete der Getreue, und langte, seiner guten Sache sich bewußt, die abgelöste Zehe aus seiner Tasche hervor. „Hier ist sie."

„Verwegener! und wie hast du das ohne mein Wissen und Willen wagen können?"

„Verzeihen Ew. Majestät, wenn der Mann, der Sie in der drohendsten Todesgefahr sieht, alles wagt, um Ihr theures Leben zu erhalten. — Ging es nach dem

dem Willen der Leibärzte, ward, ehe der Schnitt geschah, Petit's noch so weit entfernte Ankunft abgewartet, so nahm ganz gewiß indeß der tödtliche Brand Ew. Majestät Fuß ein, und menschliche Rettung war verschwunden."

„Und es wäre ganz kein anderes Mittel, außer Ablösung, übrig gewesen?"

„Keines! Das wird Petit bezeugen; und auch ich bürge mit meinem Kopfe dafür."

„Und wer war beym Schnitt zugegen?" fuhr der Monarch mit einem Tone fort, der schon gelinder zu werden anfing."

„Niemand, als ich, und dieser Ihr Kammerdiener."

„Wohl! so beobachtet auch Beyde, so lang als ich nicht ein anderes euch befehle, das unverletzlichste Stillschweigen! Und du — indem er seine Tabackdose hervorzog, den Taback ausschüttete, und die abgeschnittene Zehe hinein legte — du behalt indessen den Beweis deiner Heldenthat zum Andenken!"

Alles geschah nach des Königs Befehl; niemand muthmaßte nur eine Sylbe von dem Vorfall, und ungefähr zwölf Tage nachher kam Petit an. Er wird sogleich zu einem sogenannten Consilium medicum berufen, und ihm der ganze Zustand der Sache so vorgelegt, wie er zu der Zeit gewesen war, als man nach ihm sandte, und wie man, sonderbar genug! ihn noch jetzt sich dachte. Voll Erstaunen rief der Wundarzt aus: daß bey so bewandten Umständen bloß ein Wunder den Monarchen bis jetzt erhalten habe; daß er sich höchlich wundere, wie man in einem Falle, der so ganz keinen Aufschub vertrage, sich so weit nach Rathe

und Troſt habe umſehen können, und daß kein Mittel, außer dem ſchleunigſten Schnitt, übrig ſey.

Man wird leicht erachten, wie beſchämt die Gegner des Leibchyrurgus niederblickten; aber ihre Beſchämung ward zur Beſtürzung, als dieſer vortrat, die Doſe herauslangte, und zum Petit ſich alſo wandte!

„Schon iſt das Mittel, das Sie angaben, gewagt! Sehen Sie hier die ſchadhafte Zehe, mit allen Merkmahlen eines unheilbaren Brandes.“

Die gerechteſten Lobeserhebungen des franzöſiſchen Wundarztes, ſein wiederholtes Geſtändniß: daß Se. Majeſtät ſich bereits in den beſten Händen befänden, und ſeines Raths forthin nicht mehr bey einem ihm gleichkommenden Schüler bedürften; beſtätigten das Verdienſt des getreuen Unterthans, und ſein König belohnte nachher ihn königlich.

Sollte es wohl Einen unter meinen Leſern geben, dem ich es erſt beweiſen dürfte, wie viel Weiße bey Unternehmung dieſes Schrittes wagte? Wie von dem kleinſten unvorhergeſehenen Zufall ſein ganzes Glück und Unglück abhing? — Beym geringſten Privatmanne war Undank ſein wahrſcheinlichſter Lohn; und nun zumahl am Hofe? — Wahrlich, mich dünkt, auch Auguſts Biographen ſollten dieſen Zug im Leben ihres Königs nicht mit Stillſchweigen übergehen! Seine Gelaſſenheit dabey macht ihm mehr Ehre, als jener einzige Sieg bey Kaliſch, den man immer unter ſeinem Bildniß angegeben findet, und den ſein Feldherr — gegen erhaltene Ordre erfocht.

Das Caraibiſche Denkmahl.

Das Volk der Caraiben in Nordamerika zertheilt ſich in mannigfache Stämme. Faſt alle haben Sprache, Gebräuche und Lebensart unter ſich gemein, und ſind doch im ewigen Kriege mit einander begriffen. Der Stamm der Oyachicken iſt einer der zahlreichſten, bewohnt ein weitläuftiges aber rauhes Gebieth, und unterſcheidet ſich von allen übrigen durch die gewiſſenhafteſte, oder vielmehr ängſtlichſte Beobachtung ſeines Verſprechens und ſeiner Eide. Jedes Wort, das einmahl über die Lippen eines Oyachicken geht, iſt ihm auch heilig; und hat er zumahl ſeine Götter als Zeugen angerufen, ſo würde man eher die Grundpfeiler der Erde, als ſeine Schwüre zu erſchüttern vermögen.

Aber eben dieſe Götter ſind von ſehr ſonderbarer Beſchaffenheit. Jeder Hausvater bethet den ſeinigen unter der Geſtalt eines Thieres an; und um deſto unabläſſiger das Bild ſeines Schutzgeiſtes vor Augen, ſo wie die Ehrfurcht gegen denſelben im Herzen zu haben, verwahrt er ſorgſam die Haut eines ſolchen ſelbſterwählten Beſchützers in ſeiner Hütte. An dieſe wendet er ſich mit ſeinem Anliegen und ſeiner Andacht.

Mit ihr bekleidet er sich, so oft ihn Krieg oder Jagd von seiner Heimath hinweg rufen. In ihr führt er seinen Freund, seinen Trost, seinen Gott und seinen Altar überall mit sich herum.

Einer dieser Wilden, Matabecbe mit Nahmen — was in ihrer Sprache eine Tiegerkatze bedeutet — hatte sich auch dieses Thier zu seinem Schutzgott erwählt, und erschien nie, ohne sich Schulter und Hüfte mit dessen Fell umgürtet zu haben. Er galt für einen der tapfersten Männer im ganzen Volke. Bey mehreren Gefechten hatte er bereits die Stelle eines Hauptmanns bekleidet. Unablässig hatte bis jetzt sein Arm gesiegt, und seine Freundschaft ward daher hochgeehrt, sein Drohen hoch gefürchtet. — Jetzt waren die Oyachicken mit einem nachbarlichen Volke in Krieg verwickelt. Verschiedene Mahle hatten schon streifende Parteyen auf einander getroffen, und fast immer die Oyachicken den gröstern Verlust erlitten. Durch eine Unpäßlichkeit ward eben damahls, wohl einen Monath hindurch, der sonst kühne Matabecbe in seiner Hütte fest gehalten. Noch hatte er daher am Kriege nicht Theil zu nehmen vermocht; aber sein Herz schwoll bey jenen widrigen Nachrichten grimmig empor. Er schwur seinen getödteten Landsleuten Rache, und den Siegern Verderben. Erfüllen mußte er nun, was er geschworen hatte.

Eines Tages, als er wieder genesen war, und neunzehn rüstige junge Männer, meistens seine Blutsverwandten, um sich versammelt sah, brachte er eine Streiferey gegen die Feinde in Vorschlag, und fand allgemeinen Beyfall. Erfreut über diese Willfährigkeit fuhr er fort: „Schon mancher ältere ähnliche Vorsatz

„unſerer Mitbrüder mißlang; nicht, weil es den Oya-
„chicken an Muth, ſondern, wie ich glaube, an An-
„haltſamkeit fehlte. Damit unſer jetziger Auszug glück-
„licher von ſtatten gehe; damit wir genüglich unſere
„getödteten Freunde rächen mögen, ſo laßt uns einen
„Eid bey unſern Schutzgöttern thun, nicht eher heim-
„zukehren, bis unſere Hände ſich in Menſchenblut ge-
„röthet, und die Schmach jener Niederlagen ausge-
„löhnt haben!" — Alle jauchzten von Neuem; alle
ſchwuren; und traten dann ihren Zug an, zum Sieg
oder zum Tode entſchloſſen. Matabecbe war ihr Anführer; ſtolz und froh bekleidete er ſein Amt. Er glaubte
nicht, daß er ſeine Brüder dem unrühmlichſten Tod
entgegen führe, und ſich ſelbſt ein nahmenloſes Leiden,
eine ſchmerzliche Unſterblichkeit zubereite.

Die Oyachicken, durch ihren Schwur angefeuert,
und im Gedanken unüberwindlich, verabſäumten die
Vorſicht, die ſelbſt bey der entſchloſſenſten Kühnheit
nicht vernachläßigt werden darf. Sie wurden entdeckt;
lange vorher entdeckt, ehe ſie am Ziele ſich befanden.
Ihre Feinde, die auch von ihrer geringen Mannſchaft
unterrichtet waren, bewaffneten ſich wohl ſechs Mahl
ſo ſtark, und hielten auf ſie in dem Gebüſch eines en-
gen Paſſes, wodurch der Weg der Feinde gehen mußte. Kaum befanden ſich die ſorgloſen Oyachicken in die-
ſer Falle, als ſchnell ein ganzer Hagel von Pfeilen auf
ſie herniederſtürzte, die Berge weit umher von einem
gräßlichen Kriegsgeſchrey wiedertönten, und ein zahl-
reicher Haufen der Feinde mit gefärbtem Geſicht, ge-
ſtrupftem Haar, und dem Kriegsbeil in der Hand,
hervorbrach. Tapferer Muth und feige Flucht halfen hier
gleich wenig. Zur Rettung war kein Raum, zum Wi-

derſtand keine Zeit vorhanden. Die Oyachicken fielen ſämmtlich. Nicht einmahl das Troſtgefühl der kleinſten Rache letzte ihre ſcheidende Seele. Bloß ihr Anführer hatte Geſchicklichkeit genug ſich in die dunkle Höhle eines nahen Felſens zu retten.

Hier überdachte der unglückliche Matabeche ſeines Schickſals Lage. Er fand ſie gräßlich, und doch war es noch ein gelinder Anfang ſeiner Unfälle. — „Brave „Gefährten, rief er aus, ſo ſeyd ihr dann umgekom„men, ohne nur einen Pfeil abdrücken, ohne nur ein „einziges feindliches Herz durchbohren zu können? Und „ich, ich, noch unglücklicher als ihr, ich muß allein „euch überleben? Ich verberge mich hier, den Nacht„vögeln gleich, die das Licht des Tages ſcheuen? Ich „Elender, was ſoll nun aus mir werden? Wie darf „ich nach jenem Erde zurück nach meiner Heimath keh„ren? Was kann ich meinen Landsleuten, wenn ſie „mich fragen, verkündigen, als den Tod meiner Ge„fährten, meine ſchimpfliche Flucht, und meine feige „Verkriechung in dieſe Höhle?"

Er ſchwieg einige Augenblicke. Aber mit grimmigen Augen blickte er bald wieder auf ſein Tiegerfell, und brach ſodann von Neuem aus: „Warum, mein „Schutzgott, warum mußteſt mich meiner Feinde Wuth entreiſſen? Warum ließeſt du mich nicht bey meinen Gefährten ſinken und ſterben? Nimm mein Leben hin, ich beſchwöre dich! Entrücke mich dem ſchrecklichen Schickſal! — Doch nein! nein! Ich muß mich von dem Schwure löſen, den ich dir that; muß rächen das Blut meiner Gefährten. Hilf mir dazu! Hilf mir! — Möglich, daß ſelbſt dieſe Nacht mir Befriedigung verſchaffen könne! Trunken von Freude, verblendet

von der Wonne des Sieges, gedenken jene Grausame jetzt wohl schwerlich meiner noch. Ich will mich heran schleichen; will einige von ihnen überlisten; will meine gerechte Rache in ihrem Blute kühlen! Werde dann immer Gefangenschaft und der qualvollste Tod mein Loos! Ich achte dessen nicht."

Dieß war sein rascher Entschluß, und sogleich verließ er die Höhle. Die Nacht war angebrochen. Vergnügt über den gelungenen Streich, und mit Siegesbeute geschmückt, hatten die Feinde sich zurückgezogen. Matabecbe verfolgte den Weg zu ihrem Flecken. Doch die Dunkelheit der Nacht und das innere Toben seiner Seele brachten ihn bald vom rechten Pfade ab. Die ganze Nacht hindurch ging er; umsonst! er kam nie auf den Weg, den er suchte, zurück. Beym ersten Dämmern des Tages stieg er auf eine kleine Anhöhe, um sich von der Lage der Gegend zu unterrichten. Seines Bedünkens nach war er zu weit rechter Hand gekommen. Er irrte, weil er einer Wendung vergaß, die er bald Anfangs machen mußte; und indem er so diesem Irrthum gemäß sich lenkte, entfernte er sich immer weiter vom Ziel seines Wanderns und seiner Rache. Er erkannte zuletzt seinen Fehler und bestrebte sich, den Weg rückwärts zu finden; doch auch dieß vergebens! Ein düstrer Himmel, und ein dichter Nebel im sumpfigen Walde benahmen ihm jedes Mittel, recht zu erkennen, wo er sey.

Bald darauf änderte sich das Wetter, oder vielmehr, es verschlimmerte sich noch. Vierzehn Tage hindurch strömte ein unaufhörlicher Regen herab; alle Flüsse und Bäche schwollen dadurch auf. Matabecbe verfolgte mit nimmer müdem Eifer seinen Pfad. Jetzt ging er der Kette von Bergen, jetzt dem Laufe der

Ströme nach. Abgründe und steile Felsen hemmten ihn nicht; aber große stehende Seen waren freylich unübersteiglich. Drey Monathe lang durchstrich er unermeßliche Heiden und Wüsten, durchwatete fast grundlose Sümpfe und schwamm durch reissende Flüsse. So oft er, halbtodt von Hitze und Mühseligkeit, den Schatten der Bäume suchte, quälten ihn ganze Schwärme von Insecten. Wilde Thiere griffen oft ihn an; mühselig schützte er sich durch Muth und Gewandtheit gegen ihren Anfall. Zwar sicherte ihn im Wachen sein Bogen und seine Keule; doch jeder Schlaf war auch mit Lebensgefahr verbunden. Die reissenden Bestien drohten ihm dann mit ihren Rachen und Klauen; Schlangen, Scorpione und giftige Spinnen mit Stich und Biß. Oft kühlte zu zwey bis drey Tagen kein Tropfen frisches Wasser seine Zunge. Wurzeln, herbe Früchte und rohes Fleisch waren seine Speise; sorgsam mußte er immer um sich blicken, daß er bey diesem dürftigen Mahle nicht selbst das Mahl eines Unthiers werde, das ihn aufspüren und überfallen könne. Alle unschädlichen Geschöpfe flohen vor ihm, wie er vor den schädlichen. Wohin er blickte, wohin er trat, fand er so manche, und oft so künstliche Fallgruben, daß ihm endlich schien, Natur und Schicksal selbst hätten sich wider ihn verschworen.

O daß ihn hier diejenigen Weltweisen nur einen Tag hindurch begleitet hätten, die das Loos der noch ungebildeten Menschheit so hoch erheben; die unter den Eichen, im Zustande wilder Natur, ein so schönes Glück sich träumen; in bürgerlicher Gesellschaft und Verbindung aber den Quell alles Elends zu finden glauben! Wahrlich, sie würden hier erkannt haben,

daß manche Unfälle unſers gebildeten Zuſtandes, ſo empfindlich ſie ſind, doch noch erträgliche Übel gegen ſtäte Lebensgefahr und gegen die Schreckniſſe der Natur ſelbſt ausmachen.

Aber Trotz ſo mancher harten Prüfung unterlag Matabeebe's rieſenartiger Körper noch nicht. Keine Krankheit warf ihn nieder; nur ungeſättigte Rache und Verzweiflung tobten immer wüthender in ihm. Als endlich alle Hoffnung verſchwand, ſeine Feinde aufzufinden; als er gleichſam in einen neuen Welttheil verſetzt zu ſeyn glaubte; ſchwur er abermahls: von nun an immer nur Nordoſtwärts ſeinen Lauf fortzuſetzen, und an dem erſten Flecken, der ihm endlich aufſtoßen werde, ſeinem blutigen Eide Genüge zu thun. Acht Tage verliefen wiederum; noch wußte er keinen Abend, in welcher Gegend er ſein Haupt niederlege. Am neunten Morgen erſt erkannte er ein Gebüſch; und — unbegreifliche Vorſicht! mit welchen fürchterlichen Gefühlen erkannte er dasſelbe!

„Götter, allgewaltige Götter," rief er, und warf ſich aufs Antlitz nieder, gleichſam, als wolle, als könne er nichts mehr ſehen; — „Allgewaltige Götter, welche ſchreckliche Ausſicht eröffnet ihr mir? Dieß ſind vaterländiſche Gegenden. Meine eigene Heimath liegt auf dieſem Pfade. O jetzt iſt es nicht mehr Zeit umzukehren! Mit dem Blute meiner Landsleute ſoll — muß ich nunmehr meine Hände beflecken? Ich zittere — mein Blut erſtarrt. Um meine Freunde, meine Brüder zu rächen ging ich aus; Und jetzt — jetzt ſoll ich ſelbſt ihr Würger werden? Unſterbliche Geiſter, warum miſchen ſich Grauſamkeiten dieſer Art in euern unwiderruflichen Rathſchluß? Warum — doch

ich beuge zitternd mein Haupt, und ſchweige. Redlichkeit und Tugend waren immer mein Augenmerk; und jetzt — jetzt — o weh mir, ſoll ich im Laſter umkommen?'

Thränen, wie er noch keine weinte, wie ſie noch keiner ſeiner bisherigen Unfälle von ihm erzwang, rollten hier über ſeine Wangen. Nur eine halbe Tagreiſe noch — ach, allzu gewiß wußte er dieß! — lag ſein Flecken entfernt. Mit zögernden Schritten ging er darauf zu. Tauſend Mahl hielt er inne; tauſend Mahl wollte er ſich rückwärts wenden. Doch immer ſiegte jenes unſelige Vorurtheil. Immer hing er an ſeinem Schwur, und glaubte, daß die Götter ſelbſt ihm vorwärts zu gehen geböthen. Unglücklicher, wenn du jetzt ſchon bebteſt, was hätteſt du dann erſt gethan, wäre dir ganz das fürchterliche Geſchick bekannt geweſen, das deiner wartete?

Längſt hatten die Oyachicken die Niederlage des ausgeſandten Trupps erfahren; und ein allgemeines Schrecken hatte dieſe Nachricht begleitet. Alle, glaubte man, wären ein Opfer der feindlichen Wuth geworden; mit Geheul und Klageliedern hatte man die Todtenfeyer dieſer wackern Männer begangen. Eben ihren Anführer hatte man vorzüglich betrauert. — Matabebe's Ältern lebten noch. Außer ihn hatten ſie eine einzige Tochter. Zärtlich liebte ſie ihren Bruder; zärtlich ward ſie von ihm wieder geliebt. Mit häufigen Thränen hatte ſie ihn bey ſeinem Auszuge weit, ſehr weit vor dem Flecken hinaus begleitet; und ſeitdem die Poſt ſeines Todes erſchollen war, pflegte ſie jeden Tag wieder dahin zu gehen, und auf dieſen traurigen Erinnerungsort einige heiße Thränen fallen zu laſſen.

Sie war die einzige Stütze der troſtloſen Alten. Von den Wurzeln, die ihre Tochter, und zwar oft eben bey dieſem kummervollen Spatziergang, ſammelte, friſteten die Armen ihr Leben; und genoßen deren nie, ohne mit naſſen Augen an Matabecbe, ihren vormahligen Ernährer, zu denken. Schönheit, Sanftmuth, kindliche Liebe, jede Tugend, die nur bey einer Wilden möglich iſt, zierten dieſes Mädchen, und machten ſie allgeachtet und allbeliebt.

Unergründliche Wege des Schickſals! Eben dieſes reizende Geſchöpf, begriffen auf der Wallfahrt ſchweſterlicher Liebe, — eben ſie, Matabecbe's theuerſte Blutsverwandte, war es, die er zuerſt erſah, als er mit ſchüchternem Blick, mit bebendem Schritt ſeiner Heimath ſich nahte. Ein unnennbares Schrecken ergriff ihn, ſträubte ſein Haar, hemmte ſeine Stimme, durchſchütterte jede Nerve, als er ſie ſah und erkannte. Jetzt wollte er niederſinken, bewußtlos und vielleicht ſterbend. Doch in eben dieſer Secunde ward auch die Schweſter ſeiner gewahr. Aus ihrer Hand entſank das Körbchen mit den ſchon eingeſammelten Wurzeln. Ein Wirbel von gegen einander ſtrebenden Gefühlen ergriff ſie; ſtarr ſtand ſie einige Augenblicke da; einer Bildſäule ähnlich, wo der Meißel des Künſtlers ſich ſelbſt übertroffen zu haben ſcheint. Aber bald empfing ſie Bewußtſeyn und Gebrauch ihrer Sinne wieder. Von Rückkehr abgeſchiedener Geiſter wußte man bey den Oyachicken nichts; um deſto gewiſſer erkannte ſie ihren Bruder. Mit offenen Armen ſtürzte ſie ihm entgegen, warf ſich an ſeinen Hals, und rief:

„O mein Bruder, mein unausſprechlich geliebter Bruder, lebſt du noch? Iſt es wirklich kein Traum

nur, daß ich wieder an mein Herz dich drücke? Ja, ja! es ist! — O was habe ich indeß erdulder! Und o, was magst auch du erlitten haben! Bruder, armer Bruder! So bleich, so abgehärmt, so wankend! aber warum auch so stumm? Du bist ja wieder bey uns! Wer kann die Thränen zählen, die deinetwegen von uns vergossen worden?"

„Ha, grausame Götter!" murmelte Matabecbe halbleise, „nun deute, nun erkenne ich euern grausamen Rathschluß. Ihr wolltet mich zwingen, meinen Eid zu brechen, um dann in euern schadenfrohen Gerichten einen Vorwand zur Vertilgung meines Volks zu haben. Wohlan, wenn ich dann alles, alles meiner Pflicht und meiner Ehre aufopfern soll — — gehorchen will ich zwar. Aber auf euch laste das Schändliche dieser Missethat!"

„Und worüber," — fuhr jene Unschuldige mit Fragen fort — „worüber, mein theurer Bruder, beklagst du dich? Was sprichst du mit dir selbst? Was bekümmert dich noch? — Vergiß aller bisherigen Leiden! Nur an mich, deine liebevolle Schwester, nur an deine Ältern, die dich anbethen, gedenke!"

„Verwünschenswürdigster aller Schutzgötter!" brach jetzt Matabecbe aus, und starrte gräßlich sein Tigerfell an; „deßhalb also hast du mein Leben gefristet, um durch meine Hand das schrecklichste Scheusal zu vollbringen? Blutdürstiger Geist! sind Laster dieser Art dir ein wohlgefälliges Spiel? Noch zwey Schlachtopfer forderst du? Wohlan, Barbar, du sollst sie haben!"

Er sprach es, und ehe er noch diese letzten Worte vollendet hatte, durchstieß sein Spieß den Busen seiner unglücklichen Schwester. Mit einem lauten Schrey:

„O mein Bruder! warum tödtest du mich?" sank sie, und ein Strom von Blut entstürzte ihrer tödtlichen Wunde. — „Dieß blutgierige Tiegerthier," erwiederte er, „geboth es. Mich zum Schwestermörder zu machen — dazu nützte es meinen ehemahligen Eid. Aber fahr hin in Frieden, und vergib mir! Bald sollst du gerächt seyn!" — Sofort riß er das Tiegerfell von seiner Schulter herab; zerstückte es, und trat es mit Füßen. Dann durchstieß er sich selbst mit drey tödtlichen Wunden, und sank ohne Laut bey seiner Schwester nieder, die noch Stärke genug hatte, aufzurufen: „O mein Bruder! was thust du?"

Bald nachher ging ein Oyachicke aus dem nahen Flecken vorüber, sah diese zwey hingestreckten Körper, stutzte, nahte sich, und stutzte noch mehr; denn er erkannte Matabecbe, schwimmend in seinem Blute, und neben ihm seine erblaßte Schwester, ein Meisterstück der Natur, noch im Tode schön. Er befragte den Sterbenden um den Namen ihres Mörders. Der röchelnde Matabecbe sammelte alle noch übrigen Kräfte, erzählte die traurige Geschichte, bath um Beerdigung an der Seite seiner Schwester, und verschied, indem er die Hand ihm drückte.

Der Wilde eilte zurück in den Flecken. Alle seine Brüder versammelten sich an der unglücklichen Stelle. Auch die Ältern des unglücklichen Paares, als sie ein so allgemeines Getümmel vernahmen, und ihre Tochter vermißten, schlichen nach, und kamen nur allzu zeitig noch an. Ohnmächtig sanken sie bey den blutigen Leichnamen nieder. Wenig fehlte, so hätte schon in diesem Augenblicke der Schmerz sie getödtet. Man trug sie hinweg, doch ein heftiges Fieber bemächtigte

sich sogleich derselben. Ihr sehnlichster Wunsch war Sterben; und am siebenten Tage ward er ihnen Beyden gewährt. Man begrub sie an der Seite ihrer unglücklichen Kinder.

Die Oyachicken, um das Andenken dieses fürchterlichen Abenteuers nie untergehen zu lassen, wälzten zwey ungeheuer große Felsstücke auf diese Gräber; pflanzten um dieselben neunzehn große Bäume zum Nahmens-Gedächtniß jener neunzehn Krieger, die mit Matabecbe ausgezogen und als Opfer ihres Eides gefallen waren. Den ganzen Platz umgaben sie dann mit einem tiefen Graben, und beschloßen sich alljährlich dort zu versammeln. — Das Gerücht verbreitete sich bald weiter umher. Wer es vernahm, betrauerte Matabecbe's Tod. Selbst die Feinde der Oyachicken fühlten sich dadurch gerührt. Sie kamen ein Jahr später, unaufgefordert, her; bothen, wiewohl sie Überwinder waren, die Friedenspfeife dar, und erstatteten sogar den Raub, den sie beym letzten Überfall erbeutet hatten. Der Friede ward angenommen. Die Caziken beyder Völkerschaften beschwuren an Matabecbe's Grabe, im Nahmen ihrer Mitbrüder, eine völlige Vergessenheit bisheriger Kämpfe und ein Bündniß für die Zukunft. Zwey so lange streitig gewesene Völker schmolzen in eines zusammen. Wenn man über Krieg und Frieden rathschlagen, Geschenke mit den Bundsgenossen wechseln, gegen Europäer sich rüsten, oder auch bey frohen Festen sich vergnügen wollte, so geschah es an Matabecbe's Grabe. Selbst die Nachbarn thaten das Gleiche. Oft hielten sie um die Erlaubniß an, sich hier einzufinden; denn heiliger, unverbrüchlicher dünkte ihnen alles das, was hier beschlossen

ward. Fremde wallfahrteten hierher, und ließen Geschenke zurück. Noch jetzt stehen diese Felsen und diese Bäume. Man nennt sie das Denkmahl der Caraiben, und ein Schauer ergreift Jeden, der mit Frevel im Herzen, mit Trug auf der Lippe sich hier einzufinden wagt.

Gedruckt bey Anton Strauß.

Inhalt

des vierten Theils.

	Seite
Marlboroughs Jugendsünde	5
Was wagt eine Mutter nicht	18
Auch Vorwitz kann seinen Nutzen haben	61
Der wohlgenützte Hammel	105
Zwey sonderbare (dem Himmel sey Dank, seltene) Zusammenkünfte	112
Louise, Gräfinn von H—berg	134
Die Maske	198
Die Stecknadel	213
Alexander und der Quell der Unsterblichkeit	218
Almenon und Don Alfonso	234
Der Schieferdecker	254
Das Reppuhn des heiligen Johannes	258
Anecdoten aus dem Leben des weiland hochberühmten Klaus Narren zum Behuf seines künftigen Biographen	264
Herodias	287
Anecdote zu König Augusts I. Leben	301
Das Caraibische Denkmahl	307

(Aus den Skizzen.)